



Lesebuch zur Herstellung von Gegenwart

Erich Allgäuer

Robert Allgäuer Roman Banzer

Helena Becker

Sabine Bockmühl

Richard Brunhart

Michael Donhauser

Thomas G. Brunner

Ruth Gantert

Christine Glinski-Kaufmann

Peter Gilgen

Norbert Haas

Christine Hartmann

Brigitte Hasler

Herbert Hilbe

Josef Hürlimann

Jonathan Huston

Karin Jenny

Evi Kliemand

Isolde Marxer

Wilfried Marxer

Wolfgang Mörth

Barbara Pohl

Hansjörg Quaderer

Hans-Jörg Rheinberger

Christine Seghezzi

Jürgen Schremser

Peter Sprenger

Stefan Sprenger

Rainer Stöckli

Peter Weber

Das **Jahrbuch 8 | 2014** des Literaturhauses Liechtenstein versteht sich als ein Lesebuch zur Herstellung von Gegenwart – Gegenwart setzt Geistesgegenwart des Lesers voraus. Es wurde konzipiert als ein ABCdarium aus mannigfaltigen Lagen und aus verschiedenen Perspektiven. Wir liessen die Textsorten offen; die Textlänge mussten wir beschränken.

Eine visuelle Reminiszenz begleitete die Planung unseres Lesebuches: Wir haben Zeichnungen von Jakob Falk aus dem *Lesebuch für die erste Klasse* von 1939 einfließen lassen. «Es ist dies» – in der Einschätzung von Graham Martin – «ein gefälliges, ja ausgesprochen sympathisches Buch, klar gedruckt auf solidem Papier, das auch dem täglichen Gebrauch durch Erstklässler-Pfötchen gerecht wird, und methodisch aufgebaut nach bewährten Grundsätzen. [...] Bei einer modernen Fibel sind die Bilder fast so wichtig wie der Text, und es darf gesagt werden, dass Jakob Falks eigenwillige, lustige Zeichnungen (meist farbig abgebildet) den Anforderungen völlig entsprechen.»

Die Zeichnungen von Jakob Falk sind von überraschender, manchmal «surrealer» Klarheit. Kein Zufall dagegen der «patriotische Anhang» von Lehrer Willibald Heeb im selben Lesebuch, wie auch das grosse, 695-seitige *Lesebuch für die Oberstufen* von Alfons Kranz (1938/1940) sich in vielen «Lese-stücken» dem Heimatschutz verschrieben hat. Man blendete im Rückspiegel der «Geschichte» die Gegenwart aus und vermittelte eine erbauliche Heimat- und Weltkunde. Als ob man den «Landeskindern» gegen die auch in Liechtenstein grassierende Nazi-Seuche prophylaktisch ein Heimatzäpfchen hätte verabreichen wollen. Im Absatz «Die neueste Zeit» wird der Anschluss Österreichs ans Dritte Reich wie folgt

wir lesen im



li li, la la

**Lesebuch
zur Herstellung
von Gegenwart**





a

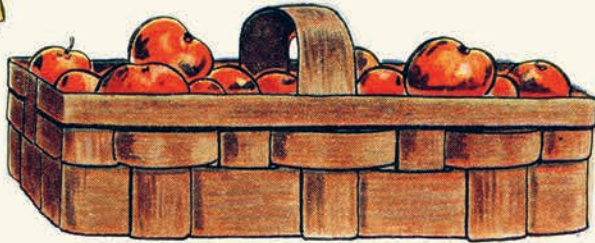
a

а

a
o
e
i
u

*a
o
e
i
u*

а
и
о
а
е



Auslandslichtensteiner

Hans-Jörg Rheinberger

Der Begriff «Auslandslichtensteiner» gefällt mir nicht. Er bringt genau das zum Ausdruck, wogegen ich mich wende. Das «Ausland» steht in dieser Wortzusammensetzung an erster Stelle und hat den «Liechtensteiner» immer schon sozusagen zugedeckt. Es ist eine typische Begriffsbildung aus lokaler Perspektive: Die da draussen werden so genannt. Ich werde also in diesem Text nur von Liechtensteinerinnen und Liechtensteinern sprechen, die im Ausland leben. Das ist nicht die umgekehrte Perspektive von da draussen, sondern eine Vogelperspektive. Zuerst geht es darum, dass es Liechtensteiner sind, danach darum, wo sie jeweils gerade ihren Wohnsitz haben. Oder? Über kurz oder lang wird man auch eine andere Debatte führen müssen, die ich hier ausspare: Warum sind Nicht-Liechtensteiner, die im Land leben, gänzlich von allen politischen Rechten ausgeschlossen? Nur ist es hier eben so, dass die Betroffenen so gut wie überall in ihren Heimatländern als Bürger im Ausland ihr Wahlrecht weiterhin ausüben können.

Ich bin doppelt betroffen. Ich gehöre zu den Liechtensteinern, die im Ausland leben und die aufgrund ihrer Staatsbürgerschaft und aufgrund dessen, dass sie an dieser Staatsbürgerschaft festhalten wollten, ein Leben lang gänzlich und überall von der politischen Mitbestimmung eines normalen Bürgers ausgeschlossen waren. Liechtenstein hat eine Verfassung und eine Gesetzgebung, die einen Teil seiner Staatsbürger zu politisch unmündigen Subjekten macht, nur weil sie sich jenseits der eigenen hundertsechzig Quadratkilometer auf der Welt ansiedeln. In meinem Fall war es so, dass ich sonst meinen Beruf gar nicht hätte ausüben können. Aufgrund der nicht möglichen doppelten Staatsbürgerschaft in Deutschland war ich vor die Alternative gestellt, entweder, um politisch irgendwo in Europa mitentscheiden zu können, deutscher Staatsbürger zu werden, oder Liechtensteiner Staatsbürger zu bleiben und ohne Stimmrecht zeitlebens ein Citoyen dritter Klasse zu sein. Ich habe nicht leichtfertig Letzteres gewählt, weil ich mich mit Land und Leuten und ihrer Geschichte und mit meinen Vorfahren, die seit vierhundert Jahren in Liechtenstein leben, verbunden fühle, weil ich mich, um das Allerweltswort hier einmal mit Sinn, Bedeutung und Konsequenz aufzuladen, mit ihnen identifizierte.

Zehn Jahre nach der Einführung des Frauenstimmrechts hat seit der Mitte der 1990er Jahre das fehlende Wahlrecht für Liechtensteiner, die im Ausland leben, immer wieder kurz aufflammend in die öffentliche Diskussion hineingespielt. Immer wieder wurde es von den großen Parteien, dem Landtag und der Regierung – trotz einzelner bemerkenswerter Gegenstimmen – mit der offiziellen Begründung abgelehnt, ein im Ausland lebender Liechtensteiner könne sich erstens kein richtiges Bild mehr von den Verhältnissen im Land machen und solle zweitens auch deswegen nicht abstimmen dürfen, weil er ja von den Konsequenzen der Entscheide nicht

betroffen sei. Beides sind Scheinargumente, sie stimmen objektiv gesehen hinten und vorne nicht in unserer heutigen, globalisierten Welt. Um nur ein Beispiel zu nennen: So hat etwa die politische Praxis im Land über Jahrzehnte dazu geführt, dass man als Liechtensteiner im Ausland mit nichts anderem als dem Label «Steueroase» beklebt sowie dann eben auch als Steuergauner angesehen wurde. Nicht betroffen?

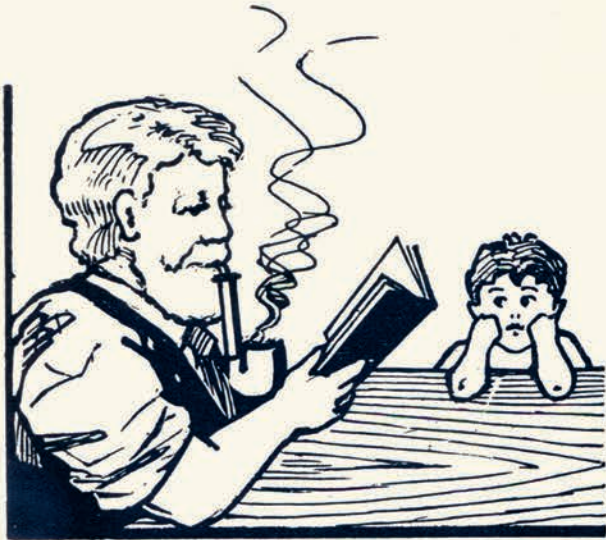
Der dahinter liegende eigentliche Grund für die Ablehnung ist eine nicht näher bestimmbare Angst der politisch massgeblichen Liechtensteiner im Inland, die Liechtensteiner im Ausland könnten die politischen Kräfteverhältnisse im Land irgendwie negativ beeinflussen. Das ist so weit weg wie es nur sein kann von allen Erfahrungen, die andere kleine Länder in Europa mit dem Wahlrecht für ihre Bürger im Ausland gemacht haben. Es gibt historisch keinen einzigen vorzeigbaren Fall, in dem es einen solchen merklichen Einfluss im Sinne einer sonst nicht stattfindenden Kräfteverschiebung jemals gegeben hätte. Warum begreift man die im Ausland lebenden Liechtensteiner nicht umgekehrt als Ressource für das eigene Land, deren Mobilisierung für das Ansehen im Ausland wertvoll sein könnte und die man unnötigerweise vergibt?

Machen wir einmal eine kleine Modellrechnung. Laut Statistik liegt die Anzahl der bei den liechtensteinischen und schweizerischen Botschaften gemeldeten Liechtensteiner im Ausland bei etwa 3.000 und ist seit fünfzig (!) Jahren praktisch konstant. Es ist immer von einer Dunkelziffer die Rede. Wer sich jedoch noch nicht einmal bei «seiner» Botschaft gemeldet hat, wird wohl erst recht kein Interesse am Wählen haben. Gehen wir weiter davon aus, dass es wie in der Schweiz eine Registrierungspflicht für wahlwillige Liechtensteiner im Ausland geben würde und dass, wie in der Schweiz – eine durchaus gerechtfertigten Annahme –, etwas weniger als zwanzig Prozent der Berechtigten von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen würden. In Liechtenstein wären das dann etwa fünfhundert zusätzliche Wähler, wenn wir einmal von der völlig unrealistischen Voraussetzung ausgehen, dass alle Liechtensteiner im Ausland das Wahlalter erreicht hätten. Verglichen mit 19.000 Wahlberechtigten in Liechtenstein sind das nun wirklich keine erdrutschverdächtigen Zahlen.

Die Gegenargumente sind nicht neu, nicht spezifisch und bringen nichts auf den Punkt. Als es in den 1970er und den frühen 1980er Jahren um das Wahlrecht für Frauen in Liechtenstein ging, hörte man im Grunde genommen die gleichen Stimmen: Frauen würden sich in den politischen Verhältnissen nicht gut genug auskennen, sie seien zu weit weg davon und so weiter und so weiter. Damals ging es immerhin um etwa die Hälfte der Wähler, bei den Liechtensteinern im Ausland heute dürfte es im besten Falle – wie dargelegt – um ein paar Prozent gehen. Warum tut sich Liechtenstein so unendlich schwer mit «ein bisschen mehr Demokratie wagen»?

Es geht hier aber nicht ums Rechnen, sondern um ein elementares politisches Grundrecht: Das allgemeine, freie und geheime Wahlrecht ist die politische Grundbedingung einer jeden Demokratie. Die Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner

im Ausland haben keine Lobby im Land und keine politischen Druckmittel. Sie können nur an den Bürgersinn und die politische Reife der Frauen und Männer appellieren, die jetzt wählen können.



b p

b b ! ich muß rauchen!
bleib schön bei mir!
aber paß doch auf!
hopsa, heb auf! da herauf!
nun bist du brav.

Berufsverbot

Peter Sprenger

Zu Beginn des Jahres 2014 war der «Fall Herbert Wille», der im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts Bekanntheit erlangt hatte, in Liechtenstein für kurze Zeit erneut Thema. Es handelt sich um den besonderen Fall eines Berufsverbots.

In der ersten Hälfte der Neunzigerjahre des 20. Jahrhunderts kam es zwischen Fürst Hans-Adam und Politikern mehrfach zu Meinungsverschiedenheiten über die staatliche Kompetenzaufteilung zwischen ihm und anderen Staatsorganen. Besonders erzürnt war der Monarch damals über Herbert Wille, der bis zu den Parlamentswahlen 1992 Vize-Regierungschef war. Nach diesen Wahlen wurde Wille nach dem zu jenem Zeitpunkt üblichen Prozedere (Wahl durch das Parlament und Bestätigung durch den Fürsten) Vorsitzender des Verwaltungsgerichtshofs. Aus Gründen, die weiter unten nachzulesen sind, erhielt Wille im Februar 1995 einen Brief vom Fürsten, worin ihm mitgeteilt wurde, dass der Fürst ihn nie wieder in ein öffentliches Amt berufen werde. Die neuerliche Wahl Willes durch das Parlament fand im Frühling 1997 mit dem knappsten aller denkbaren Resultate (13:12) trotz der fürstlichen Ansage statt. Die Ernennung durch den Fürsten unterblieb wie angekündigt. Herbert Wille verlor seinen Beruf als Richter nach nur vier Jahren und hatte fortan als juristischer Wissenschaftler zu arbeiten. De facto hat ihn das fürstliche Staatsoberhaupt durch sein Vorgehen mit einem Berufsverbot belegt. Dagegen wehrte sich Wille mit einer Klage in Strassburg und gewann das Verfahren.

Als sich der Geburtstag des über 15 Jahre unter dem fürstlichen Berufsverbot lebenden Wille im Januar 2014 zum 70. Mal jährte, wurde dieser auch mit einer Festschrift geehrt. Die lokalen Medien berichteten, hielten es aber in ihrer Berichterstattung nicht für angebracht, auch nur ein Wort über das ergangene Berufsverbot, das dem Leben Willes eine einschneidende Wende beschert hatte, zu erwähnen. Das ärgerte Guido Meier, einen Parteifreund Willes. Er kritisierte das Verhalten der lokalen Presse in einem Leserbrief als bedauerliche Realität in Liechtenstein. Auf gewisse ihm missfallende Passagen dieses Leserbriefs reagierte der Fürst umgehend und legte seine Sicht der Dinge ebenfalls in einem Leserbrief dar. Auf letzteren antwortete ich mit folgendem Leserbrief:

Die fürstliche Version

Der Fürst hat postwendend auf einen Leserbrief von Guido Meier vom 23.1.2014, der sich kritisch zur Selbstzensur unserer Zeitungen im Zusammenhang mit der Berichterstattung zum 70. Geburtstag von Herbert Wille äusserte, reagiert. Meier kritisierte, dass das einschneidenste Ereignis im Leben von Herbert Wille, nämlich seine Nicht-Mehr-Ernennung zum VBI-Vorsitzenden im Jahre 1997, von beiden Zeitungen völlig unerwähnt blieb. Anderntags veröffentlichte der Fürst seine Sicht der Dinge (z. B. im *Liechtensteiner Vaterland* vom 24.02.2014, S. 3) und hielt fest, dass er Wille deshalb nicht mehr ernannt habe, weil dieser «mir gegenüber nach-

drücklich im Gespräch erklärt hat, er fühle sich an die bestehende Verfassung nicht gebunden, da sie seiner Meinung nach nicht mehr zeitgemäss ist.» Dazu hat der Vorstand der Demokratiebewegung in dem Beitrag «Fürstliche Wahrheiten» am 28.02.2014 geschrieben, dass die fürstliche Behauptung nicht stimme, und auf den aktuellen Auslöser des damaligen fürstlichen Zorns, nämlich die in einem Vortrag von Wille geäusserte Meinung zur Auslegung des damaligen Art.112 LV, hingewiesen.

Im Sinne einer Ergänzung zitiere ich aus zwei mir in Kopie vorliegenden Schreiben von Herbert Wille an den Landtag vom 9.03.1995 und an den Landesfürsten vom 20.03.1995, die damals auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden, wo er unter anderem erklärt: «Ausdrücklich möchte ich festhalten, dass ich nie und, wie die seinerzeitigen Regierungsmitglieder bestätigen können, auch nicht an der Besprechung vor dem 28. Oktober 1992 eine Äusserung gemacht habe, dass ich mich nicht an die Verfassung oder an Teile derselben gebunden fühle.»

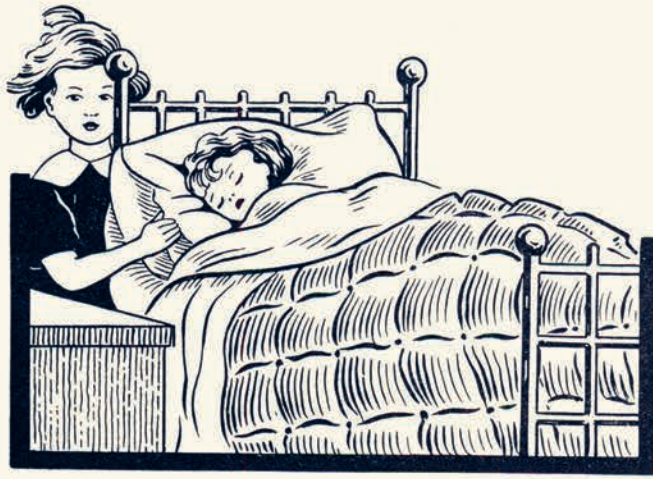
Die oben angesprochenen seinerzeitigen Regierungsmitglieder, mit denen ich damals gesprochen habe, haben mir die Aussage Herbert Willes bestätigt. Im in der *Liechtensteinischen Juristenzeitung* (LJZ 2000, S.105 ff) teilweise veröffentlichten Sachverhalt des Falls Wille gegen Liechtenstein vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ist als Grund für die Ablehnung der Ernennung von Herbert Wille durch den Fürsten Folgendes festgehalten: «[...] Im Jahr 1992 entstand ein Streit zwischen dem Landesfürsten Hans-Adam II. von Liechtenstein und der Liechtensteinischen Regierung im Zusammenhang mit der Volksabstimmung zur Frage des Beitritts Liechtensteins zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Der Beschwerdeführer war zur massgeblichen Zeit Mitglied der Liechtensteinischen Regierung. [...] Am 16.02.1995 vertrat Wille in einem öffentlichen Vortrag zum Thema «Wesen und Aufgaben des Staatsgerichtshofes» die Auffassung, dass dem Staatsgerichtshof bei einem Auslegungsstreit zwischen Fürst (Regierung) und Landtag die Entscheidungskompetenz zukomme. Der Vortrag wurde in zusammengefasster Form in einem Artikel im *Liechtensteiner Volksblatt* wiedergegeben. Am 27.02.1995 richtete der Fürst einen Brief an Wille, in dem er auf den genannten Vortrag Bezug nahm. Er brachte seine Ablehnung der Auffassung von Wille zum Ausdruck und fuhr fort, dass er Grund zur Annahme habe, Wille fühle sich nicht an die Verfassung gebunden und vertrete Ansichten, welche eindeutig die Verfassung verletzen.» Ausführlicher dargestellt sind der relevante Sachverhalt und die Entscheidungsgründe des Falls in der *Europäischen Grundrechtszeitung* (EuGRZ 2001, S.475 ff).

In den zitierten Sachverhaltsschilderungen der *Liechtensteinischen Juristenzeitung* (LJZ 2000, S.105 ff) ist direkt oder zwischen den Zeilen die ganze Tragik der Ausbootung von Herbert Wille als Richter durch den Fürsten, die für ihn de facto ein Berufsverbot bedeutete, enthalten. Meine Sicht der Dinge dazu ist zusammenfassend folgende: Der Fürst wollte unter Berufung auf seine verfassungsmässige Kompetenz in Art.8 LV den Abstimmungstermin der ersten Abstimmung über den Beitritt unseres Landes zum EWR terminlich vor der Schweizerischen Abstimmung ansetzen. Die Regierung dagegen setzte ihn unter Berufung auf eine klare

Bestimmung im Volksrechtegesetz eine Woche nach dem Termin in der Schweiz fest. Herbert Wille war damals Justizminister, der diesen Termin für die Regierung festzusetzen hatte. Ob dieses Kompetenzstreits kam es zu den dramatischen Ereignissen von Ende Oktober 1992, im Zuge derselben der Fürst vor dem Regierungsgebäude von Demonstranten ausgebuht und ausgepiffen wurde. Als der Fürst den oben genannten Artikel über den Vortrag von Herbert Wille las, sah er den Zeitpunkt für Rache als gekommen, griff zur Feder und schrieb Wille den ominösen Brief, der letztlich zur Verurteilung Liechtensteins durch den EGMR in Strassburg führte. Der Stachel dieser Verurteilung, der formell das Land, materiell aber den Fürsten traf, sitzt bei letzterem offenbar so tief, dass er die in seinem oben genannten Brief vom 27.02.1995 an Herbert Wille angelegte Begründung innerlich so oft wiederholt und öffentlich geäußert hat, bis sich diese bei ihm zu einer für ihn stimmigen subjektiven «Wahrheit» verdichtet hat. Dass andere eine andere Wahrheit zum selben Ereignis haben, blendet er aus. Der Volksmund pflegt in solchen Zusammenhängen zu sagen: «Eine Behauptung wird durch ständiges Wiederholen nicht wahrer ...»

Lediglich der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass in der Zwischenzeit der alte Art. 112 LV im Zuge der fürstlichen Verfassungsrevision vom Jahre 2003 ersatzlos gestrichen und damit die Grundlage der unterschiedlichen Ansichten zum Wortlaut dieser Bestimmung zwischen dem Fürsten und Herbert Wille radikal (an der Wurzel) beseitigt wurde. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt! [...]

Dieser Leserbrief blieb ohne für mich wahrnehmbare öffentliche Reaktion. Aufgrund dieser Tatsache erlaube ich mir zu denken: «Wer schweigt, scheint zuzustimmen!» Bleibt zum Schluss noch die Feststellung, dass der Fürst auch nach neuer Verfassungslage einen ihm nicht genehmen Richter kandidaten mit einem Berufsverbot belegen kann. Der durch die Abstimmung von 2003 neu in die Verfassung eingefügte Art. 96 Abs. 1 LV sichert die Dominanz des Fürsten im sogenannten Richterbestellungsgremium mehrfach ab. Der Fürst hat nämlich in diesem Gremium den Vorsitz und den Stichtscheid. Dem Landtag und dem Fürst stehen zwar gleich viele Mitglieder zu, aber der für die Regierung im Gremium einsitzende Justizminister ist gemäss Art. 80 LV vom Vertrauen des Fürsten abhängig. Zudem hat der Fürst ein Vetorecht, denn ein Kandidat kann «nur mit Zustimmung des Landesfürsten vom Gremium dem Landtag empfohlen werden». In der bisherigen Praxis hat sich die fürstliche Machtfülle im Richterergremium meines Wissens noch nie aktualisiert. Was mich daran aber seit Anbeginn stört, ist, dass sich ein Berufsverbot wie im Fall Wille in Liechtenstein jederzeit wiederholen kann.



ch ch

ch ch! ach so faul!
he, he, wach auf!
lach nur! rufe so!
ja lauf mir nach!
ö, o ha! hör auf!
ich war wach!

Chlor

Helena Becker

An verregneten Sommertagen kletterten wir hin und wieder über den Zaun ins Schwimmbad. Da waren wir Kind. Das Schwimmbad war riesig, ein Raum, den wir kannten und schon längst eingenommen hatten, zu unseren Öffnungszeiten. Unsere Aufgabe war es, die Unken zu retten, die da im Wasser herumtrieben auf ihren gelbschwarzen Bäuchen. Es gab viele davon, da unmittelbar an das Bad die Mühleholzröfe grenzt. Unsere Kinderherzen waren jedes Mal sehr berührt, wenn wir die Tiere meist nur tot und halbsteif aus dem Wasser fischen konnten – etwas, das wir überhaupt nicht verstanden, da sie doch Wassertiere waren. Wir dachten, sie hätten es nicht geschafft, aus dem Becken zu klettern und seien elendiglich lange zappelnd an der Treppe verzweifelt, bis sie endlich starben.

Das Freibad als Element und Erweiterung: vor dem Mittagessen, nach dem Mittagessen. Das einzige Verbot zuhause war, in der nassen Badehose am Tisch zu sitzen. Mit knallroten, brennenden Augen sassen wir da und schlangen das Essen hinunter, um möglichst schnell wieder im Wasser zu sein. Das Schwimmbad war mein Tummelplatz, erst Spielplatz für das Kind, dann Bühne für die Jugendliche. Das Wasser war mein Verbündeter. Das war für jeden sichtbar, der mich durch das Wasser gleiten sah. Ich war eine gute Schwimmerin und gewann während meiner Schulzeit jedes Schwimmrennen. Mit diesem Selbstbewusstsein bewegte ich mich auch im Bad, als es zum Treffpunkt für uns Heranwachsende wurde. Die Gefragtesten, Sichersten, Mutigsten oder Coolsten von uns sassen auf «Estradepätzen» im Sonnenlicht am Beckenrand und hielten die Füße ins glitzernde Nass. Wir taten geheimnisvoll, steckten kichernd die Köpfe zusammen, wartend, bis einige der Jungs wie zufällig vorbeisclenderten, sich plötzlich umdrehten und mit grossem Gespritze neben uns ins Wasser sprangen. Wir schrien laut auf, weil es sich so gehörte. Manchmal wurden wir von ihnen unter protestierendem Geschrei ins kalte Wasser geworfen; so kam der erhoffte Körperkontakt zustande.

Die meisten hatten ihre Stammplätze im Bad, die alten Damen bei den Rosenbüschen, die Jungen beim Sportplatz und die Schönen am Beckenrand. Es wurden Briefchen ausgetauscht, Badetücher nebeneinander gelegt, Bikinis gewechselt, Interessen bekannt gegeben, Bedürfnisse wachgerufen, von schleichenden Chlor- und Heudüften durchweht. Es war Bewegung im Bad.

Später kletterte ich ab und zu allein, abends, wenn es bereits geschlossen war, über den Zaun ins Freibad, aus Spass am Baden. Einmal war der Bademeister dort, nicht mehr Herr Ender, ein anderer, neuer. Der schimpfte mit mir. Er war im Begriff, das Chlor ins Wasser zu schütten, damit es sich bis zum Morgen gut verteilte. Der Bademeister meinte, es sei jetzt brandgefährlich zu schwimmen. Wenn ich in eine Chlorwolke käme, könne mich das verätzen. Da drang es schmerzhaft in mein Bewusstsein. Plötzlich war der Tod der Unken, das Brennen der Augen und der Haut erklärt.




Scherenschnitt von Helena Becker, 2008



A d

hüt mit!
hü hot!
lauf lauf!
hü hü!

st, st, nicht so laut!
schrei nicht so du!
kau nicht so her!
lauf nur fest dorthin hü!
halt! schau das  schade!
o je

Demokratieverstärker (DV)

Hansjörg Quaderer

Eine Betonskulptur von Werner Marxer, Hansjörg Quaderer, Stefan Sprenger (2001)

20.12.2001 Der 7 1/2 Tonnen schwere Betonwürfel wird am Tag der Eintretensdebatte zur Verfassungsvorlage in aller Herrgottsfrühe vor dem Regierungsbäude platziert. Der eingelassene Chromstahltrichter weist auf den Verdichtungsvorgang zwischen Bevölkerung und Parlament hin und soll den Landtag zur freien Meinungsäusserung ermutigen. Eine Manifestation mit Kabarett, Musik, Spruchbändern und Rede macht klar, dass die Verfassungsfrage der Mitsprache und Einmischung der Bürger und Bürgerinnen bedarf. Medienwirbel im *Tagesanzeiger*, *Standard*, im *10 vor 10* und der *Tagesschau*.

22.12.2001 Um der Regierung auf Dauer keinen Stein in den Weg zu legen, transportiert der Verein *Trachter* den DV zum Rheinberger-Denkmal beim Lindenkreisel. Der Verein wünscht sich, den DV als öffentliches Memento dort bis zur Verfassungsabstimmung zu belassen.

14.1.2002 Das Hochbauamt drängt auf rasche Entfernung des DVs. Der Verein *Trachter* bemüht sich um ein Gespräch mit dem Regierungschef und bittet um Mitteilung der Entfernungsgründe. Das Hochbauamt antwortet mit Brief vom 16.1., dass die Einwilligung für das Aufstellen des DVs vom Grundeigentümer (dem Land Liechtenstein) weder vorliegt noch erteilt werden wird, und besteht auf den Abtransport.

30.1.2002 Der Verein *Trachter* willigt ein, den DV am 11.2.2002 zu entfernen.

5./6.2.2002 In einem nächtlichen Akt von Vandalismus wird der DV mit Tüchern umhüllt und mit Parolen wie «Pro Fürst» und «Für Fürst, Gott und Vaterland» (Fürst vor Gott) besudelt. Im Vorfeld der Thronrede vom 7.2. wird offenbar die Aufforderung zur Stärkung der Demokratie als nicht mehr tolerierbar empfunden.

11.2.2002 Das Hochbauamt transportiert den Demokratieverstärker nach Rücksprache mit dem Verein *Trachter* ab. Der DV wird vor dem damaligen Sitz des Vereins *Schichtwechsel*, Landstrasse, Vaduz, aufgestellt

Juli 2003 Der DV wird in Absprache mit dem Architekten Ernst Gisel provisorisch beim Liechtensteinischen Gymnasium platziert.

28.8.2009 Schenkungsbegehren des DVs an die Landesregierung (Schreiben an Dr. Aurelia Frick) unter der Voraussetzung, dass der DV auf dem Peter-Kaiser-Platz aufgestellt wird.

1.10.2009 Passage der Antwort von Dr. Aurelia Frick: «Das weitere Vorgehen wird derzeit im Ressort Kultur geprüft. Sie verstehen sicherlich, dass wir vorerst diese Bearbeitung abschliessen und Grundlagen für das zukünftige Vorgehen erarbeiten möchten. [...] Ich komme zu gegebener Zeit gerne auf Ihr Angebot zurück.»

Trachter

Der Verein *Trachter zur Förderung staatspolitischer Bildung* wurde im November 2001 von Regina Marxer, Werner Marxer, Mathias Ospelt, Stefan Sprenger und Hansjörg Quaderer gegründet und im Jahr 2006 wieder aufgelöst.

Jahresbericht 2002

Wie tickt der Trachter?

Die Uhren der Demokratie ticken gewöhnlich, während die Pendeluhr der Monarchie schönbrunnert. Das mag ein Stück weit die Zuneigung mancher zur Pendeluhr erklären. Unruhe steckt in der einen, Wucht in der anderen. Die Pendeluhr geht auf bornierte Weise nach. Kann man Staatsuhren umbauen, ohne sie zu verderben? Es braucht eine ruhige chirurgische und keine demiurgische Hand. Die «Unruhe» nämlich muss gespannt und die «Wucht» gedrosselt, das Kräftespiel und die juristische Feinmechanik nach staatsbürgerlichen Maximen eingestellt werden. Es ist der Sand der Demokratiebewegung in Liechtenstein, welche dem fürstlichen Getriebe zusetzt. Notgedrungen gibt die Pendeluhr «nietige» Töne von sich; ein Starrkrampf der Positionen ist eingetreten, ein Produkt des obrigkeitlichen Foulplays vom Scheitel bis zur Sohle. Der Sand ist nicht unverstrichen durch den *Trachter* gerieselst ... Der *Trachter* versucht unvermutet Balsamisches einzufliessen, durchaus im Sinne staatsbürgerlicher Bildung.



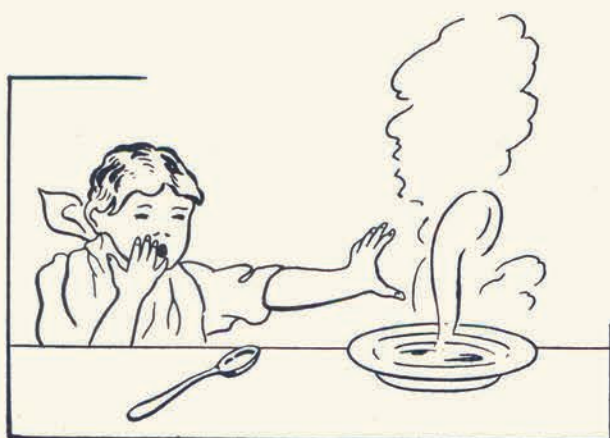
Von links nach rechts:
Werner Marxer, Verena Haas,
Regina Marxer, Monika Michels,
Stefan Sprenger, Hansjörg Quaderer

Wonach trachtet der Trachter?

Der *Trachter* greift das meiste auf, seit das Gespräch im E-Mail-Äther entfacht. 1.316 Trachter-E-Mails würden Aufschluss geben, wie und woran sich Ideen entzündeten. Die Staatssicherheit wird es protokolliert haben ... Nach den lautstarken Manifestationen um den Demokratieverstärker wurde es stiller um den *Trachter*. Ein paar magistrale Stellungnahmen und Einmischungen, bis eine neue Idee geboren war, nämlich das

«Weh & Oh, Ex-Liechtenstein und seine neuen Staatsformen»:

Etwas Grösseres und Nahrhafteres hat der *Trachter* in Angriff genommen, als sich im Flüchtigen aufzureiben: eine Art Touristikbroschüre, wo neue Staatsformen eines fiktiv zerfallenden und zerfallenen FL artikuliert wurden, um unterschiedlichste Staatsformen durchzuspielen. Wir skizzierten ein aufgebrochenes, mosaikartiges Ex-Liechtenstein in allen Farben und Schattierungen. Das Schreiben und Herstellen dieses Heftes bereitete grosse Lust. Wir haben es im «Gepäckträger» des *Volksblatts* an alle Haushaltungen versandt. Welche Wirkung das Heft erzielte, darüber scheiden sich die Geister. Der *Trachter-Malefizabend* am Donnerstag, 27. Juni, 20.24 Uhr, die Vorstellung des Heftes und die Versteigerung der einzelnen Staatspatisserien im *Schichtwechsel* war ein voller Benefizerfolg. Gleichzeitig wurde der Demokratieverstärker bis auf weiteres vor dem *Schichtwechsel* an der Landstrasse parkiert. Liechtenstein leidet unter einem Schleudertrauma. Der Patient ist benommen, kommt aber zusehends zu sich. Der *Trachter* tüftelt derzeit an neuen Möglichkeiten politischer Wirksamkeit. Die *Trachter*-Einmischungen geschehen nach unbestechlichem Kalkül: Anzukünden ist ein Trachtertelefon: das gesammelte Verfassungsgestöhn der Herrschaften von Liechtenstein.



e e

i

u

e

u

e

i

u

e

i

Ellhorn

«Bis 1949 zu Lie. (Gem. Balzers) gehörender Ausläufer des → Fläscherbergs (GR), 752 m ü.M. Es gab in der → Schweizer Armee ab 1934 Pläne, das strategisch wichtige E. – es erlaubt die Sperrung des Zugangs zum Sarganser Becken – von Lie. zu erwerben. Nach dem Anschluss Österreichs an Dtl. im März 1938 führte die Schweiz 1938/39 im Rahmen der Planungen zum Ausbau der Festung Sargans mit Lie. Verhandlungen über die Übergabe des E.s. Nach inoffiziellen Einsprachen dt. Stellen zog Lie. die im Herbst 1938 gegebene Zusage im Jan. 1939 zurück. Dies, zusammen mit NS-Umtrieben in Lie., führte beim Schweizer Bundesrat zu beträchtlicher Verärgerung, er sagte Verhandlungen über das fast spruchreife neue Fremdenpolizeiabkommen, das den liecht. Saisoniers den schweiz. Arbeitsmarkt öffnen sollte, ab und sperrte die noch nicht ausbezahlte Hälfte eines im Dez. 1938 Lie. gewährten 2-Mio.-Franken-Kredits. Erst im Sommer 1939 normalisierte sich das schweizerisch-liecht. Verhältnis, und nach dem Beginn des 2. Weltkriegs gewährte der Bundesrat die blockierte Kredittranche.

Nach dem Krieg forderte die Schweiz 1947/48 die Abtretung des E.s erneut, nun im Rahmen des → Kalten Kriegs und als Gebietsabtausch, und sie drohte im Weigerungsfall mit der Kündigung des Zollvertrags. Am 21.11.1948 lehnten die Balzner Bürger zwar einen Abtausch des E.s in einer nicht bindenden Abstimmung mit 302 zu 4 Stimmen ab, doch am 13.12.1948 beugte sich der Landtag mit zehn zu fünf Stimmen dem Druck der Schweiz. Lie. (Balzers) erhielt gemäss dem am 15.8.1949 in Kraft getretenen Grenzvertrag für die abzutretende Fläche von 45 ha im Gebiet E. und And eine gleich grosse, besser nutzbare Fläche auf der Mälsner Allmein und im Fläscher Riet. Zudem wurde die liecht. Lebensmittelschuld an die Schweiz aus dem 2. Weltkrieg von 2,6 Mio. Fr. auf 800 000 Fr. verkleinert und – wie von Lie. gewünscht – das schweiz. Grenzwachtkorps im Fürstentum verstärkt. Auch bekam Balzers 1949 vom Land eine Entschädigung von 412 000 Fr. Die Schweiz baute ab 1952 im E. einen Festungsteil. Bis in die Gegenwart ist E. ein historischer Topos, der manche Liechtensteiner und Balzner schmerzlich an die nachbarschaftlichen Grössenverhältnisse erinnert.»¹

Donat Büchel

«Frech schiebt es seine aufgeworfene Zackennase aus dem Schädel des Fläscherberges in die Ebene vor. Der Rhein hat sich seiner Härte gefügt, schiebt seine Wassermassen um die Kante des Felssporns herum, bis seinem Zug nach Norden nichts mehr entgegen steht.»²

Jörg Germann

Quellen

¹ Aus: *Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein*, Chronos und Verlag des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein (hvfl) (2013)

² Aus: Germann, J. (2004). *Ellhorn*. R. G. Fischer Verlag



Ff F f

Fanni, mach schnell
Feuer im Ofen —
Franz, nimm die
Flasche vom
Fenster weg und
mach beide
Flügel gut zu!
Frida, bring mir den
Federhalter!
Fanni, du mußt mir
dann nähen helfen
da hast du einen
Faden.

Fanni Familie Feuer

Franz Fenster Faden

Frau Feder Flasche

Fluchen

Rainer Stöckli

«Du Mongolei, du» (Iren Nigg) «Du Alpenglühn, du» (Jens Dittmar)

Wie man im Fürstentum schimpft, wie die Liechtensteiner Belletristik und wie überhaupt die Schöne Literatur flucht

Man denkt, jemandem Schimpf und Schande zu sagen, sei einfach, nur halt eben unanständig. Denn Namen, welche zum Schelten sich eigneten, gebe es wie Sand am Meer. *Du Halbschuh! Sie Nilpferd! Du Heulsuse! Ihr Witzbolde! So ein Idiot! Was für ein Stumpsinn!* Die Schimpfworte stammen aus dem Arsenal der Dingnamen, aus der Zoologie, verwenden Rufnamen in Kombination mit Verbstämmen, übertreiben Eigenschaften, werten jemanden ab oder vernichtigen etwas – im Extrem vermittelt skatologischer Rhetorik. *Diese Arschlöcher! Das Scheissnatel!*

Man denkt, Fluchworte ziemten sich nicht, räumt aber ein, sie dienten der Verarbeitung ungefähr jeder Sorte Ärgers. Sie fielen einem zur Zeit wie zur Unzeit ein, am Ort wie am Unort; geflucht / geschimpft / gescholten werde den lieben langen Tag in erlauchter Gesellschaft wie mutterseelenallein – angesichts überspannter Projekte wie vor irgend Altären. Man denkt, Verunglimpfungen gewinne man anstrengungslos aus sozusagen jedem kräftigen Bildwort und appliziere sie – heutzutage straflos – auf jedwede Missliebigkeit. *Himmelarschundzwirn! Holsderteufel! Sakeredie! Porca miseria! Verfluchtundzugenäht! Gopfertami!* Das autochthone wie das importierte Schimpf-Vokabular kombiniert Heiliges und Grobschlächtiges, artikuliert Zorn oder Klage, bezieht Fäkalsprachliches ein, riskiert verhüllte oder offenbare Selbstverfluchung.

Es täuscht sich, wer so denkt. Erstens belastet das Beschimpfen und Fluchen dann doch manche Situation, es sei denn, unser hitziges Reden geschehe in gänzlicher Abgeschiedenheit («mutterseelenallein»). Tatsächlich kann man solipsistisch aufbrausen, verunglimpfen, lästern. In der Werkstatt. Beim Autocrash. Im Stolpern anlässlich einer einsamen Bergtour. Beim Brieföffnen. Nach vergeblicher Anstrengung. Im Verfehlen von jemandem oder beim Misslingen von etwas.

Demgegenüber gibt es das Fluchwort öffentlich-theatralisch, wie einen Paukenschlag: Thomas Strittmatter hat 1985 sein Stück *Viehjud Levi* eröffnet mit des aufbrausenden Horgenbauers «Himmelheilandsakrament». Und es gibt die stilisierte Schelte – literarisch, weder in Prosa noch in der Lyrik selten: Robert Walser hat eine Tirade hinterlassen, (zu frz. *tirer* / ital. *tirare* «was sich hinzieht / was auf etwas zielt»), 22 virtuos gereimte Zeilen, adressiert an eine zweite Person Plural, wörtlich an «euch» *Schurkenpack / Affen / Lumpenhunde / Fötzel / Banditen / Huren* usw.

Hättet gern, ich tät verrecken,
doch aus Trotz bleib ich gesund,
merkt es euch, so spricht der Hund. (Aus dem Bleistiftgebiet. Mikrogramme, Bd. 6)

Fluchen oder beten

Vielleicht ist in *literarisierenden* Verfahren mehr erlaubt als gesprächsweise im realen, gesellschaftlichen Miteinander. Von der Legitimation zu öffentlicher Diffamierung hängt indessen, so wenig wie vom Alleinsein mit seiner Aufgebrachtheit oder Enttäuschung, nicht ab, ob man Fluchworte braucht. Zum Äussern unanständigen oder beleidigenden Vokabulars gehört der Affekt (das «Angetansein» und das «Antunwollen»). Der Grad persönlicher Frustration bestimmt die Waffen (die rhetorischen Mittel, die Stilebenen). Sodann die Relevanz öffentlich kritisierbarer, eventuell zu denunzierender Belange. Natürlich der Wortschatz. Nicht zuletzt die Phantasie! Am End' dann das Talent zur Selbstkontrolle. – Schimpft eine, die jemanden mit «du Mongolei» betitelt? Ist jemand beleidigt, der mit «du Alpenglühchen» angeredet wird?

Nicht vergessen sollten wir: Es kann der Anlass, einen Fluch zu sagen, auch in überdimensioniertem Staunen liegen. In vergleichsloser Überraschung. Stefan Sprenger lässt Mitte der neunziger Jahre in seiner Prosa «Feuerplätze» seinen Anonymus den Himmel loben – die Erhabenheit des Gewölbes über dem Treiben der Welt, die Spannweite des Firmaments über dem Lärmen, dem notorisch hastigen Geschäften der Menschen. Tritt nämlich der immerfort strapazierte, der tagsüber sowohl treibende als auch getriebene Bruder Namenlos zu später Stunde «nochmals unter die Tür und schaut in den klaren Nachthimmel», so muss er fluchen: *Himmelherrgottsackzement! (Vom Dröhnen, S. 174)* Fluchen oder beten. Und wirklich ist Sprengers Prosa, im Anschluss ans zitierte Kraftwort, fortgeführt im Stil kaum verhüllter Adoration.

So ein Schlamassel!

Kaum sind ein paar Anlässe, Schauplätze, Gelegenheiten gereiht und kaum sind Beispiele aus der sogenannten Schönen Literatur herangezogen, worin Beschimpfung passiert oder wo Kraftworte fallen (bisher ist nicht sondiert, ob sie am Platz seien oder an der Zeit ... und bisher ist auch nicht erwogen, wie sehr die Verlautbarung den Zeternden erlöst / der Sprechakt des Fluchens Entlastung bringt ...), kaum wollen uns die paar Situationen und die zugehörigen Zitate einigermaßen plausibel scheinen (man war so *verdammte schön* im Zug des Lesens und dünkte sich vorderhand einverstanden, jedenfalls nicht in die Enge getrieben), kaum dies und das, so ist *der* oder *das* Schlamassel schon eingerichtet. Wut oder Zorn – ergo lauthals aufbegehren müssen – das wollte einleuchten / Ärger über Ärger – folglich schimpfen müssen, um nicht aus der Haut zu fahren – so leben wir / Frustration empfinden – auf der Stelle mit Kraftworten die Spannung abzureagieren – die rhetorische Technik ist probat / fremdes oder eigenes Versagen aushalten – dann nicht mehr aushalten, also schelten müssen, also einen Schuldigen bezichtigen – so geht Mensch mit Mensch um / endlich Angst parieren – hierauf drohen müssen, um das ramponierte Selbstwertgefühl zu restaurieren – dies gehört nicht nur zu unserer menschengeschichtlichen, auch zu mancher Wirbeltiere Taktik.

Fünfmal Rhetorik (bzw. Ehrenrettung bzw. Überlebens-Strategie bzw. Imponier-Attitüde) statt Verzweiflungstat, Aggression, Waffengebrauch! Transitives Fluchen

setzt den Betitelten herab (*du Totsch!*), es schüchtert ein (*ihr Rosinenpicker! ihr Schmarotzer!*). Recht für recht bliebe nach einer Beschimpfung, als Steigerung, einzig die Tat. Folgerichtig auf ein Säbelrasseln hin wäre, dass einer einem die Pistole auf die Brust setzt. Im althochdeutschen *Hildebrandslied* folgt auf die wechselseitigen Herabsetzungen von Vater und Sohn zwingend der Waffengang; «Täuscher» respektive «Feigling» kann sich ein Held, der sein Heer vertritt, nicht heissen lassen.

So ein Schlamassel! Der offiziell maskuline, hierzuland auch sächliche Begriff für «Durcheinander» ist dem Jiddischen entlehnt; das grad noch salonfähige Urteil eint die Wortbestandteile schlimm und *mazol/masol*, letzteres für «Stern, Schicksal». Es ist höchste Zeit, das, was oben entworfen ist, falls nicht zu entwerfen, so doch zu relativieren. Hab' ich nicht bisher verpasst, zu unterscheiden

- erstens die Kraftrede im engeren Sinn (Sprengers Nachthimmelgucker oder eben autistisches *Gopferteckel bis Hailandzack!*);
- zweitens das Schimpfen, welches Dritten gilt, also die zwar gerichtete Denunziation, aber kundgetan, wenn der Verrufene nicht anwesend ist (*diese Spitzbuben, diese vermaledeiten!*);
- drittens das adressierte Schelten, an den Gegenspieler gewendet, an den Ärgerisierer, den Widersacher, den Pfuscher, den Ungehorsamen, den Tolpatschigen ...

Bannen / Bann androhen

Auch obige (diese meine soeben probierte) Dreispartigkeit langt nicht hin. Es gibt ja noch die – in der Sprache verbleibende und doch jede schnelle Versöhnung unterlaufende – Verfluchung. Hansjörg Quaderer konnte im Gang seines Aufsatzes *gretsch, fron & transhumanz (Land Sichten II, S. 154)* nicht umhin, den alttestamentlichen Droh-Fluch aus dem dritten Buch des Pentateuch heranzuziehen. Der Gott verwendet, ans Volk Israel gesagt, die «wenn – dann»-Formel und droht mit ihr im Sinn eines «Entweder-oder». Handelt Israel nicht nach Jahwes Geboten / missachtet es die Satzungen / sprengt es den Bund – so sagt auch der Herr das Bündnis mit seinem auserwählten Volk auf / würde Schrecken, Fieber, Schwindsucht schicken / würde Misswachs über Israel kommen lassen und würde ihm Niederlagen bereiten gegenüber seinen Feinden. Bis des Volkes Stolz gebrochen, seine Halsstarrigkeit beendet wären. – Eine massive Einflussnahme! Wollte jemand solcherlei Rache nicht fürchten, nähme er Verderben und Untergang in Kauf.

Weniger extreme Androhung eschatologischer Folgen widerfährt im 10. Jahrhundert einem alemannischen Kobold: einem «wiht». Die Form ist die eines Bannzaubers. Immerhin mutet die Besprechung des unliebsamen Poltergeistes kompliziert genug an. Der «wiht» (ich übersetze mit «der Sürmel») soll im (vielleicht neu gebauten) Haus keine Gelegenheit haben, einen Schaden anzurichten durch seinerseitiges Äussern einer Verwünschung. Es soll nämlich sein «taz tû neweist noh nechanst» aussprechen, das offenbar übelzeugende Wort «chnospinci». Der Kobold ist angeredet, die Verneinung ist gedoppelt. –

Von einem wiederum schwärzeren Bannspruch handelt der übernächste Abschnitt. Zwischen Altem Testament respektive 10. Jahrhundert und Erzählprosa unserer Lebens- und Lesezeit mag die Jahrhundertwende vor und nach 1800 Thema sein.

Der Teufel, weltliterarisch

Vom ehrwürdigen Erzähler Jean Paul dürfte hierzulande – aus seinem *Siebenkäs*-Roman – ein Vaduz-Kapitel erinnerlich sein und bleiben: das dreiundzwanzigste, darin die erste Passage mit Überschrift «Tage in Vaduz». Firmian Stanislaus Siebenkäs hält sich eine Zeitlang «in der Inspektorwohnung in Vaduz» auf und macht sich nützlich, macht sich, bei einem Haar, unentbehrlich im Dienst «bei dem Grafen», «eine[m] alten Weltmann», der «seine grauen Jahre mit den Wissenschaften und Künsten [...] nachfüllte» (Werke, Zweiter Band, München ²1963, S. 533/34). Vom Protagonisten ist, später im Roman, gesagt, er habe – wie überhaupt der Mensch – «einen unbeschreiblichen Hang zur Hälfte»! Inbegriffen den zu *Halbkugeln* und den zur *Ehehälfte* (S. 536). Ist das geschimpft? Schilt da einer? – Mittelbar.

Dann fällt das ausgeklügelte Urteil – weder Fluch noch Verwünschung, und doch unseren immer noch nicht unmodernen Optativen *hol's/ hol dich/ hol ihn der Teufel* verwandt – gelegentlich also fällt das Urteil, es hole der Teufel nichts seltener als Teufel. (S. 538)

Versteht sich, dass die Fortsetzung des Romans weitere Sprachpillen über Teufel und Menschen zu schlucken gibt. Diesbezüglich ist des Erzählers Pharmazeutik unerschöpflich: Im Menschen fliege der Teufel allemal früher auf als der Engel (S. 542); die Milliarde Menschen (von der als Weltbevölkerung Jean Paul Mitte der 1790er Jahre ausgeht und die sich sagen lassen muss, sie *bekrieche* diese Erdkugel, S. 553) seien nichts «als Gefüllsel von Widersprüchen, von unheilbaren Nullitäten» (ebd.).

Was den Teufel anbelangt: Siebenkäs, allzeit dienstfertig, aber zu Zeiten auch hinterlistig, anempfiehlt seinem Grafen die Lektüre von Jugendschriften Jean Pauls, getitelt *Aus des Teufels Papieren*, autobiographisch notiert im Jahr 1789. Darin fände man das Geschütz, zu schelten, zu denunzieren, zu verunglimpfen, entschieden grösserkalibrig. Von den Jesuiten etwa heisst es, sie seien

- besonders heilige Väter aller unheiligen Söhne und Töchter
- *Falsarii* der Könige
- *Entrepreneurs* der Hölle
- *Präadamiten* des Teufels
- fatale *Hasenscharten* an der schönen Gestalt der Menschheit

(Sämtliche Werke, Abt. II, zweiter Band, München 1976, S.146,
Hervorhebungen vom Verfasser der «Teufelspapiere»)

Komplikationen «Du Mongolei, du» / «Du Alpenglühn, du»

Im vorausgegangenen Kapitel über Jean Paul, den *Siebenkäs*-Roman, den Schauplatz Vaduz muss aufgefallen sein, dass der Verfasser «per dritte Person» schilt,

niedermacht, verteufelt ... Selbstverständlich taugt die dritte Person für Schimpfens Brauch (*der Tunichtgut, der elende / diese Fan-Brut, diese hirnlose*), ist jedoch beim Beschimpfen, beim Verrufen eines Widersachers, nicht regulär. Vielmehr ist da das Beleidigen oder Rüffeln «per du / per ihr / per Sie» an der Tagesordnung. Von den Reservoirs an Scheltworten war andeutungsweise die Rede (siehe oben erster Abschnitt, dort nicht berücksichtigt das Körperteil-Schimpfen, die Minderung intellektueller Gaben, die Zuweisung zu Randgruppen). *Du Hallodri, du / Sie Trottel, Sie übergeshnapper*: Beides, die Postposition, welche mit Adjektiv oder Partizip den Schimpf verstärkt, sowie das wiederholerisch nachgesetzte «du», wird unterdessen aufgefallen sein. Dann und wann jedoch irritiert das Herabsetzen eines Gegenübers, das Kleinmachen einer Zeitgenossin – zumal im literarischen Umfeld. Warum? Weil es den Epitheta, die wir bloss lesen, nicht hören, an Eindeutigkeit mangelt. Von Titulierungen während des Liebesakts hier kein Wort (siehe jedoch im Folgenden). Hingegen: Kann man jemanden mit «du Mongolei, du» beschimpfen? Vor fünfzehn Jahren hat Iren Nigg in *Land Sichten II* diese eigenartige Du-Anrede gebraucht. Ohne Kontext lässt die Wendung im Zweifel, ob da eine Verunglimpfung notiert ist oder ein Kosewort erfunden. Gesagt ist Niggs hier problematisierte Erniedrigung (?) – oder dieses Kompliment (?) – im Gang eines «Sommerlobs», einer Phantasmagorie, die iterativ eine(!) ferne(!) Mongolei beschwört. Niggs Prosa heisst «Schmetterlingskuss» und hat eine Seite Umfang (Triesen 2005, S. 130). Gefährlich ist, sobald das Textumfeld fehlt, dass die Mongolei-Anrede Assoziationen nahelegt wie «du Mongolin» / «du Mogul» / «du Mogler» (Betrüger) / «du Mongo» (Erbkranker). Legt einer Wert darauf, so beschaffene «Konnotationen» (benachbarte Vorstellungen) zu vermeiden, so kommen Ersatz-Fügungen in Frage wie «du Toscana» / «du Normandie» / «du Mandschurei, du». Aber natürlich ist unser einer nicht berufen, Iren Niggs Kurzprosa anzufechten – so wenig wie, weiter im genannten Lesebuch, Stefan Sprengers «du Hosenscheisser» und «fahr zur Hölle, Galgimann!», noch viel weniger die nachfolgende, hochdichterische Rhapsodie seiner *Steinmann*-Figur mit der Hass-Metapher «Geröll» (S. 189; 180; 199).

Weites Feld, vages Terrain

Du Mongolei, du: Isoliere ich den im Grunde poetischen Anruf – man weiss nicht recht von wem an man weiss nicht recht wen gesagt –, und es kommt dazu, dass er nicht gesprochen, nicht intoniert an die pp. Leserschaft gelangt, möglicherweise also geschrien wird, möglicherweise jedoch geflüstert – und wo eigentlich? Im Bett? Im Streit? Während einer Geographiestunde? – isoliere ich in diesem Aufsatz den solcherart mehrdeutigen Anruf und beziehe Jens Dittmars *du Alpenglühen, du* ein (aus: *Land Sichten* [I], Triesen 2000, S. 52), so geraten wir doch, bon gré mal gré, aufs Feld (ins Spielfeld) der ambivalenten Liebesrede. Beispielsweise des Elsässers André Weckmann (1924–2012), der mutmasslich die Geliebte anspricht (und nachweislich viel Phantasie hat): *dü schlehgiggel / dü abêregeschel / dü bächestalzfiëssel*, angesichts welcher Apostrophierungen wir aber unschlüssig bleiben, ob sie Schmeichelei seien oder Schmähung. Ob sie anzüglich zu verstehen seien oder den Abschied bedeuten, den Antrag zur Trennung ...

Schreitet man übers Niemandsland zwischen Kosenamen und herabsetzenden Titulierungen, so stösst man über kurz oder lang auf Margret Kreidls Tiraden. Sie sind 2002 im Buch *Laute Paare* erschienen, der Untertitel heisst sie Listen im Sinn von «Verzeichnissen». Tatsächlich lesen wir Huldigungs-Litaneien an «sie» und Schimpfwort-Kolonnen an «ihn». Feinsäuberlich getrennt. Geballt.

- *Mein stolzes Tausendschön – Perverser Kälberlecker du*
- *Mein rotes Dolomitenrapunzel – Drogerieblonder Alpenapollo du*
- *Meine feuchte Wiesenkönigin – Grausiger Hausbock du*
- *Mein volles Muschelblümchen – Geiler Staudenscheisser du*

(ad libitum a.a.O., Wien: Edition Korrespondenzen, S. 29, weitere Verzeichnisse auf Seiten 47 und 70)

Wie die Koserede gegenüber den Schimpfnamen zu intonieren sei, dazu fehlt die Regieanweisung. Ohne Signale für Artikulation und Intensität indessen bleibt, wie gesagt, mancher Vokativ ambivalent. Gilt wahrscheinlich auch im Alltag für Anreden im Kinderzimmer: *So, du Ratz, marsch jetzt ins Bett! / Mach endlich vorwärts, du Nervensäge!*

«Gopferteckel!» provinzliterarisch

Die Kategorie «Provinzliteratur» ist allbereits vor dreissig Jahren im Gespräch gewesen und hat etwas bedeutet. Wer den Begriff unaufgeregt verwendet hat, nicht abwertend, nicht angriffig, hat damit Literatur des Hinterlandes bezeichnet – im Gegensatz zur Belletristik mit hauptstädtischem Schauplatz. In Oberösterreich spielende Erzählprosa (Franz Rieger, Friedrich Ch. Zauner) statt rund um den Berliner Alexanderplatz. Handlungsraum Glarnerland (Tim Krohn) statt Agglomeration Solothurn. Auf eines Autors ganzes Œvre zugespitzt, war Trennschärfe freilich nicht zu erreichen und nicht erpressbar: Hans Boesch hat in seinem Kindheitsbuch *Der Sog* (1988) das Sankt Galler Rheintal porträtiert, später – innerhalb derselben Trilogie – die Stadt Zürich, und zwar in seinem Buch *Der Bann* (1996).

Wer mit dem Etikett «Provinzliteratur» jemanden oder etwas, einen Stoff oder eine Region in Verruf zu bringen beabsichtigte, hat darunter «kulturell rückständiges» Schaffen verstanden. So als ob sich «Regionalistisches» hätte bestimmen lassen unter Kriterien des dörflich-bäuerlich-handwerklichen Figuralen, des stadtfremd fundierten Erzählstoffes, der talschaftlichen Verhaftetheit einer Romanhandlung, der unberühmten Herkunft der Autorin aus der Provinz oder der abseitig gelegenen Schreibstätte eines Verfassers.

Hier (Jahrzehnte nach Norbert Mecklenburg, Rainer Nägele, Hans-Georg Pott) beziehe ich «provinziell» auf eine schönliterarische Neuerscheinung, weil ich sie als ländlich-regionalistisch und als dorfsprachlich verankert wahrnehme. Vor wenigen Jahren hat Tim Krohns exzellenter Glarner Romanzwilling, haben seine *Quatemberkinder* und sein *Vrenelis Gärtli* Furore gemacht – unter anderem um solcher Situierung willen und wegen des exquisit gotthelfischen Sprachbrauchs. An sie schliesst derzeit Silvia Tschui mit *Jakobs Ross* nahtlos an aufgrund einer schweizerdeutschnahen Kunstsprache, welche den Standard hiesiger Buchsprache dialekti-

siert, bis tief in Grammatik und Satzbau hinein; Kunstsprache, welche aber auch eine Grossraum-Zürich-Mundart literarisiert und artifiziell auf die Ebene hiesiger Erzählprosa hievt.

Mittels Relativ-Anschluss «wo». Mittels Possessiv-Fügung, dem X sein Y / der Z ihr A. Mittels 300 Dialektismen: rötschig, scheps, gschmuck, pring, tuschüst (eben gerade / tout juste), nienets, öppen, öppis, amigs, echli, süferlig, numen (nur noch), nümen (nicht mehr). Mittels notorisch mundartgeprägtem Konjunktiv in den Gliedsätzen, insbesondere in mittelbarer (sog. indirekter) Rede: sie well = sie wolle, er heig = er habe, als gheiten sie = als würden sie fallen. Des Weiteren mittels frappantem Reichtum an Dialekt-Verben: gumpen, schleiken, schürgen, sich umtrüllen, gigelen = kindlich/kindisch lachen, goissen, anluegen, abenfiglen = abrackern, fürenkramen = hervorsuchen, schtürchlen, nachseckeln = rennend einholen, gheien = fallen, totteren = stapfen, weidlen = eilen, abenflartschen = zu Boden klatschen.

Wie viel Aufwand an Beispielen muss ich treiben, bis meine pp. Leserschaft folgert (wenigstens vorausahnt), auf so beschaffenem Erzählniveau sei Zetern, Lästern, Schmähen gang und gäbe? Es stilisiert ja nicht nur Tschui, die Autorin, ihre Prosa ins Urchige; sie situiert die Handlung mit Akribie ins anerkannt Provinzielle (Zürichseeufer/Wädenswil, Sihllauf, die Schindellegi-Schulter mit Samstagen/Finstersee/Menzingen); und sie bildet ihre Charaktere einer altväterisch rohen, saftkraftstrotzenden Typik nach. Also fallen Flüche, zuweilen geifern die Hauptfiguren, bei jeder Gelegenheit verteufelt man das Fremde und verteufeln die Fremden die Anässigen. Der Teufel übrigens heisst in Tschuis Roman *Bälzlibueb* – verballhorntes «Beelzebub», seinerseits verballhorntes Hebräisch, eigentlich «Fliegenfürst / Ober-teufel». Es fallen

- Flüche der Überraschung: *Heiligs Sakermänt! / ja verreckt am Schatten! / heiterer Fahnen!*
- Beschimpfungen: *Fötzel / Tubel / fauler Siech / verfigleter Drecksbangert* (Bankert für «Unehelicher») / *der schwerhörig Siech!* (gemeint: Jakobs alter Knecht) / *Der! Hinter! Fotzig! Seckel!* (gemeint: der Fabrikdiräkter in «Wädiswil») / *Das insubordinate Subjäkt!*
- moderat anständige wie auch allergröbste Kraftausdrücke: *Gopferteckel / ein gopferteckleter hueren Seich / huerengopfertammisiech*
- eigentliche Lästerungen: *Heilandsack / Herrgottsackerment!*

Ein Jenischer flucht

Es fallen also Fluchworte und es geschieht, wie vorangedeutet, eine grobe Einfach-Verfluchung sowie eine sibyllinische Dreifach-Malediktion. Im Pentateuch war's eine Fünffach-Verfluchung, freilich nur deren Androhung, der Fluch ist nicht gesprochen, nicht «ausgerichtet». Hier aber, in und knapp nach der Buchmitte, wo die Autorin ihre beiden womöglich eindrücklichsten Kapitel plaziert, und lokal hier, das heisst in nächster Nähe zur todbringend giftigen Eibe, hier gellt der wundgeprügelte Jenische (kurzzeitweilig Liebhaber der Elsie) zu Lasten des Jakob: «Verrecken sollst du an deinem Gaul!» (S. 123) – Einerseits dies. Kein Zweifel, dass sich der Fluch bewahrheitet: Zuerst «verreckt» der Gaul, darnach (S. 186ff.) *geht es mit dem Jakob z'End.*

Andererseits muss das Elsie drei im Flüsterton artikulierte Verwünschungen einstecken – Absender ebenfalls der Jenische, mit der Wirkung existenziellen Grauens. «Holen söll dich einer, weisst nicht wer!» / «Suechen söllst du einen, weisst nicht wen!» / «Finden soll [sic] dich keiner, weiss niemert, wo!» (S. 123) – Die dreifache Malediktion kommt an. Sie verstümmelt ein Frauenleben. Elsie wird über Jahre hin vegetieren, bis Silvia Tschui dann, vor dem Buchschluss, Wunder inszeniert. Die tangieren mein Interesse nicht mehr. Ohnehin franst da der Stoff aus.

Eine gesonderte Betrachtung verdienen die «Verneinungen» sowohl im angeführten Kontext als auch in anderen Zusammenhängen; man möchte von einer diesbezüglich eigenen Kunst der Autorin sprechen. Bemerkenswert in der o. e. dritten Verwünschung die «doppelte» Negation – die sich (selbstverständlich!) nicht aufheben darf. Im dritten Buchdrittel kommt gar eine Dreifach-Verneinung vor: Im Wirtshaus von Finstersee habe nach einer ungeheuren Schandtät «nie niemert über nüt geredet» (S.139).

Niemand hat niemals über nichts gesprochen

Worüber hat nie mehr jemand ein Wort verloren? Im (auch für mein Interesse) zentralen Kapitel «Der Herr im blauen Rock» (S. 127–129) schildert Tschui nicht weiterhin das je pittoyable Geschick bald der, bald jener Figur. Bis hierher hat sie – weissgott eindrucklich – individuelles Ungemach von Mann oder Frau oder beiden geschildert, nicht zuletzt von Haustieren. Jetzt jedoch passiert eine kollektive Schandtät – eine Art Pogrom. Das Finsterseer Bauernkollektiv massakriert «unten an der Sihl» (beim Standplatz mit Namen «Schattenloch») ein Kollektiv von Fahrenden. Ein Eibenast ist verbrannt worden, Blut ist an des Jenischen Arm gezapft worden, ein Pergament ist mit Kreuzen gezeichnet worden; der kurzzeitweilige Liebhaber der Elsie hat einen Bannspruch losgelassen: «Den Säbigen Mit Den Verträgen» (sic). Zweifelhaft, ob das Unheil noch abzuwenden sei.

Ein anderes ist «im Anzug», ist nicht mehr abzuwenden. Krakeelen, Sturm Richtung Schattenloch, grölend fällt der Finsterseer Bauernpöbel («mit einem See voll Schnaps im finsternen Bluet», S. 128) über die Jenischen her und macht der Gruppe den Garaus. Grandios mehrperspektivisches Erzählen. Während das Verbrechen geschieht, regrediert das Elsie im Kuhstall zur untröstlichen, geistesabwesenden, sellosen Kreatur und begräbt der Altknecht bei der fatalen Eibe den von den Kühen zu Tode gedrückten Jungknecht.

Zurück ins Ländle und Schluss mit FL-uchen

Das Schelten und Schimpfen hätte eine eigene *Syntax*. Andreas Lötscher hat sich ihr und der Pragmatik schweizerdeutschen Beschimpfens gewidmet (ausgiebig in der 1978er Festschrift für Stefan Sonderegger, Bayreuth, dann in «Lappi, Lööli, blööde Siech», Frauenfeld: Huber, 1980). Das Bannsprechen andererseits nimmt Zeremonien in Acht und erfüllt Formalismen, gestische und sprachliche. Zumal in Sagen begegnen wir magischen Handlungen und archaisch anmutenden Besprechungspraktiken. Im Sarganserland habe, nach «brenzeligem» Aneinandergeraten, ein Alphüttengeist so zum Sennen geredet:

Dr Tag ischt din, di Nacht ischt min.
Hettisch du mich undr dr Dornschtuiden lassen sin.
Hettisch hinad (heute Nacht) nid Riissnds und Biissends,
Gwiichts («Geweihtes») und Gwachts vermidn old binuzt,
so hett ich dich hinad chlein zrschrisn.

(Wortlaut ungesichert, erinnert nach einem alten Heft des Schweizerischen Jugendschriftenwerks, SJW, vielleicht der 1950er Jahre.)

Zurück ins Liechtensteinische! Wenn denn Sagen und Bannsprüche, so beispielsweise aus dem Begleitheft zur Tonsammlung *Triesenberg* (Bd. 4, Banzer Verlag, Triesen 1998). Im dort transkribierten Sagenbericht Josef Eberles fällt eine Art Bannspruch insofern, als der «riicha Puur» den Zugang zu seinem Goldversteck in einer Versenkung des Tennbodens zu schützen sucht, indem er die Entdeckung, das Auffinden und die Nutzung des Schatzes erstens einem besonderen Zeitpunkt unterstellt, zweitens dem Herbeischaffen eines raren Tieres, drittens einem ausgefallenen Vorgang, viertens der Wiederholung des schwerlich Möglichen, fünftens der sekundlich probaten Nennung der drei heiligsten Namen. Weil es anlässlich des Bannspruches einen Zeugen gibt, gelangt die Familie des Geizkragens nach dessen Abgang trotzdem an den Hort – und alles ist wieder gut.

Bei Gelegenheit dieser Rückkehr mag ich ins Lot bringen, dass Jens Dittmars «du Alpenglühen, du» eine Liebeserklärung Basil Fricks sei (jetzt wieder, 2011, im Sammelband mit Erzählungen *als wär's ein Stück papier*, S. 18) – noch einmal eine mustergültig ambivalente Anrede, von der auch die Verehrte nicht sicher weiss, ob sie anzüglich zu verstehen sei oder Abschied bedeute. Immerhin muss man solcherlei Apostrophierung nicht als Verunglimpfung lesen wie Kreidls *Krauthengst / Erdäpfelpfarrer / Mehlpimper / Nudeldrucker / Blunzenstricker* ... Aber Österreich ist vielleicht härter im Geben – jedenfalls, wenn Männer im Visier sind; in Reinhold Amans *Schimpfwörterbuch* kann man den Tarif finden für Bayern und Österreich (München: Süddeutscher Verlag, 1973).

Was die Schweiz anbelangt: «unsere» *Siech* und *Chog* und *Chaib* haben erstaunliche Etymologien; der Schimpf- und Spottnamen für *Die Frau* (Buchtitel von Luise Frei, Frauenfeld: Huber, 1981) sind Legion; und wer sich – «wider Erwarten» (sage ich) – inspirieren müsste, dürfte Mani Matters berndeutsche Chansons und Balladen nachhören – und sich *löu* für *Lööli* / Dummkopf, *glünggi* für Gauner / Schlawiner / Betrüger, *sürmu* für Schwächling / Missgeburt aneignen ... als Reserve, man weiss ja nie.

Herangezogen sind (in dieser Reihenfolge) Thomas Strittmatter, Robert Walser, Stefan Sprenger, Hansjörg Quaderer, Jean Paul, Iren Nigg, Jens Dittmar, André Weckmann, Margret Kreidl, Tim Krohn, Silvia Tschui, Josef Eberle, Mani Matter. Bibliographische Angaben stehen am Ort des Einbezugs bzw. der Zitierung.



g g

*ga, ga, ga, gib gut acht
laß das! folge mir doch!
so nun hast du's. ha, ha, ha!*

sing uns das wir singen mit
a leise, nicht so laut! ä
ä wir halten lange aus! a

g $\begin{cases} \text{ib} \\ \text{ern} \\ \text{elt} \end{cases}$

gib gern!

g $\begin{cases} \text{eige} \\ \text{ut} \\ \text{roß} \end{cases}$

Grenzüberschreitungen

Wilfried Marxer

In einem Kleinstaat wie Liechtenstein sind Grenzen im Wortsinn nahe liegend. Entsprechend sind auch Grenzüberschreitungen für die einheimische Bevölkerung Routine. Für rund die Hälfte der in Liechtenstein Beschäftigten gilt dies ohnehin notorisch, da sie werktäglich aus der Schweiz oder aus Österreich nach Liechtenstein pendeln. Und auch das Heiratsverhalten der Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner ist grenzüberschreitend, da mehr als die Hälfte von ihnen Personen nicht-liechtensteinischer Nationalität ehelichen. Dank der im Vertrag über den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) garantierten Personenfreizügigkeit kann die liechtensteinische Bevölkerung in weiten Teilen Europas ungehindert Wohnsitz nehmen, den Nachweis einer Beschäftigung und die Finanzierung des eigenen Lebensunterhalts vorausgesetzt. In umgekehrter Richtung funktioniert dies nicht so leicht. Lediglich eine kleine Zahl zusätzlicher Aufenthaltsbewilligungen muss jährlich ausgestellt werden. Dies erklärt auch die wachsende Zahl von Grenzgängern, da Personen aus der Schweiz und dem EWR-Raum in Liechtenstein zwar Arbeit aufnehmen können, aber keine Aufenthaltsbewilligung bekommen.

Grenzüberschreitungen anderer Art sind die Flüchtlingsströme, derzeit besonders aktuell im bürgerkriegsgeplagten Syrien, aber auch in vielen anderen Regionen der Welt. Nur sehr zaghaft hat sich Liechtenstein im Verlauf des Jahres 2014 bereit erklärt, ein paar Flüchtlinge aus Syrien aufzunehmen. Zuerst war von einer Familie die Rede, dann von vier mit insgesamt 25 Personen. Im Vergleich zu früheren Aktionen Liechtensteins wirkt dies bescheiden. Immer wieder erreichten Flüchtlingswellen auch die Grenzen Liechtensteins. 1945 schritten rund 500 Mitglieder der «I. Russischen Nationalarmee der Deutschen Wehrmacht» in Schellenberg über die Grenze, wurden interniert und verliessen Liechtenstein nach und nach bis 1948 wieder. Nach dem Ungarnaufstand 1956 und nach der Niederschlagung des «Prager Frühlings» 1968 wurden ungarische beziehungsweise tschechoslowakische Flüchtlinge aufgenommen, nicht zuletzt, da sie als Symbole des Widerstands gegen die kommunistischen Regimes galten. Die Akzeptanz von Chile-Flüchtlingen 1973 war indes bedeutend geringer, da sie als Repräsentanten der linken Allende-Regierung angesehen wurden, die in einem blutigen Militärputsch von General Pinochet beseitigt wurde. Die indochinesischen Flüchtlinge der 1970er Jahre, die sogenannten «Boat People», wurden hingegen wieder freundlicher aufgenommen. Ab Mitte der 1970er Jahre hatte dort eine Flüchtlingsbewegung eingesetzt, 1979 wurden schliesslich Flüchtlinge in Liechtenstein aufgenommen.

Die Zahl der in Liechtenstein aufgenommenen Flüchtlinge bei den jeweiligen Konflikten überstieg die Zahl von zwanzig Personen selten. Dagegen waren die 1992 rund fünfzig aufgenommenen Flüchtlinge aus dem Gebiet des zerfallenden Jugoslawiens erst der Anfang einer grossen Hilfeleistung Liechtensteins. Gegen Ende der 1990er Jahre lebten infolge der dortigen Kriege fast 500 Flüchtlinge,

meist aus Bosnien und dem Kosovo, als vorläufig Aufgenommene in Liechtenstein. Das stellte die involvierten Stellen in Liechtenstein vor enorme Herausforderungen. Die meisten haben das Land wieder verlassen, nachdem sich die Lage in den Herkunftsgebieten beruhigt hatte. 1993 tauchte auch eine Gruppe von 18 tibetischen Flüchtlingen in Liechtenstein auf, die unter anderem wegen der unterdrückerischen Rolle Chinas in Tibet in Liechtenstein auf viel Sympathie stiessen.

In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Zahl der in Liechtenstein Asylsuchenden gemäss Statistik zwischen minimal 26 (2008) und maximal 294 (2009, mit vielen Flüchtlingen aus Somalia und Eritrea) bewegt. Nur wenige werden indes am Ende als Flüchtlinge anerkannt. 2009 beispielsweise wurden bei 294 Asylgesuchen im gleichen Jahr 261 Abgänge von Asylbewerbern registriert. Ende 2009 waren noch 48 Asylbewerber in Liechtenstein.

Aus heutiger Sicht ist Folgendes bemerkenswert. 1992 wurde bei der Regierung eine Petition eingereicht, die international ein Ende der Menschenrechtsverletzungen im ehemaligen Jugoslawien forderte, national die Aufnahme weiterer Flüchtlinge in Liechtenstein, insbesondere Frauen und Kinder. Die Petition wurde von 4.326 Personen unterzeichnet. 1997 wurde eine Petition mit 1.715 Unterschriften gegen die Ausschaffung von tibetischen Flüchtlingen bei der Regierung eingereicht. 2.176 Personen unterzeichneten 1998 eine Petition, die 63 Personen aus Bosnien-Herzegowina ein längeres Bleiberecht in Liechtenstein einräumen wollten. Der Unterschied zum Jahr 2014 ist augenfällig.

Literatur

- Sochin D'Elia, M. (2012): *«Man hat es doch hier mit Menschen zu tun!» Liechtensteins Umgang mit Fremden seit 1945*. Zürich: Chronos/Vaduz: Verlag des Historischen Vereins.
- Amt für Statistik (2013): *Migrationsstatistik 2012*. Vaduz.
- Marxer, W. (Hg.) (2012): *Migration. Fakten und Analysen zu Liechtenstein*. BERN: Liechtenstein-Institut.



h h

ha ha!

ho ho!

hei hei!

so! o ho! o ha! o, o!

lauf hin! hol her!

lauf nur heim!

juhu juhe

juhui!

Hähl

Roman Banzler

Hähl hat sich mein Schreibkonzept selbstständig gemacht. Ist meistens so. Von Etymologien, von wahren und falschen, wollte ich erzählen. Dann ist mir einiges von dem in die Stichwortliste gerutscht, wovon ich so um 1970 rum nichts verstanden habe. Obladi, oblada war mir klar. Der Rest Lautmalerei, wie der Rosenkranz, den ich auch nicht gecheckt habe. Begriffen habe ich aber sofort, dass mit den Kinks, Stones, Beatles etwas Neues, Starkes in mich dringt. Etwas, das den Mief aus den Stuben getrieben hat. Frech, rotzig, schlau. Freddy Quinn war damit hin und der Rosenkranz auch. Nicht so ganz, weil ich ging und immer wieder kam. H wie Heimweh.

Ain't no sunshine, when she's gone. Bill Withers, 1971. Und ich? Das Du, nicht das Mädchen, das Du, das Dorf. Am Sonntag ab ins Internat. Chagrin d'amour, chagrin d'école.

Bad Vogelsang, Bärawang, Bellaweg, Blankabongert, Blüemler, Bockweid, Bofel, Bsetzi. Hatte die Flurnamenkarte, meine Gemeinde, unter die Haut tätowiert. Bsetzt gse.

Courage. Mut. Im 16. Jahrhundert aus dem Französischen übernommen. Nur das Wort! Charme: O ned vo doo. Zo waas oo?

Dütsch un dütlig. *Dütsch* aus mhd. *diutsch*, aus ahd. *Diot* (=Volk). Dem Volk aufs Maul geschaut. Säg, was denksch, und denk was seesch.

Erste Rockbands in Liechtenstein. The Chayns, The Lightstones, Blowjob, Les Marquis, Stg. Dunghill, Rhine City Combo.

Föhn. Aus dem italienischen *favonio*, lateinisch *favonius*. Er trieb uns auf Rollschuhen nach Norden, auf dem Rheindamm, dem Kieswerk zu. Föhn war Freiheit, alles ein wenig aus dem Lot, das Flirren des Himmels, die Seile an den Fahnenstangen im Stakkato, die Haare aus dem Gesicht meines Bruders nach hinten gegelt, das Glück in seinen Augen. Vorbei. Vorbei dann auch der Föhn und damit der Regen in der Nase, das Donnerrollen vor dem Blitz schon in den Ohren. Ich mag den Föhn, den Rhein. Ziehen durch das Tal, immer gleich für alle.

Grafenstein. Am besten gebrannt. Alternative zu Liechtenstein.

Hähl. Blöd kann es den Menschen mit dem Nachnamen treffen. Oder möchten Sie mit Nachnamen *Hähl* heissen? Sie könnten dann noch die Schreibvariante *Haehl* wählen. Aber das ist dann auch nicht mehr als die Frisur von Gilbert Gress. Eine Glatze eben. Wie dem auch sei. Grimm waren die ersten Germanisten und führen in ihrem Wörterbuch an: *hähl*, adj., glatt, schlüpfrig, ahd. *hâli*, altn. *háll*, mhd. *hæle*.

Ich bekenne meine Schuld, meine grosse, meine übergrosse Schuld. Etwa 1500-mal gebetet. Ja, es kommt was zusammen in einem katholischen Haushalt und Internat. Schuldig zu sein dauert an. Sprache schafft eben doch Wirklichkeit.

Jetlag. Ein wenig kötzelig, trümmelig. Physis von Liechtenstein. Als Bauern in den Jetset geschasst.

Katzakopf. «Aber gleichwol ist unser einer auch kein katzenkopf» (G. E. Lessing). È meglio essere capo di gatto, che coda di leone.

Like a rolling stone. 1965 in New York erschienen. How does it feel? To be on your own. To be without a home. Like a complete unknown. Like a rolling stone? 1973 in Triesen angekommen. Zwei Dingen galt es zu widerstehen. Dem Gift und dem Geld, dabei halfen die Beatles. Let it be. Später Dylan. «Wer weder widerstehen will noch fliehen – wie ist dem zu helfen?» (Michel de Montaigne).

Mist. Än änziga Metschtstock ka a ganzes Dorf verschtinka. «Geld ist wie Mist, es taugt nur, wenn man es verteilt.» (Francis Bacon).

No milk today. 1966. Single von Herman's Hermits. Die Realität dieser Zeit in Triesen erfasste ich erst später. Als ich die Melodie trällernd in die Küche meiner Nana trat, wusste ich nichts von: «Versteigerung. Bei Frau Maria Banzer, Triesen Nr. 8 wird am 8. Jänner 1951 eine Kuh exekutiv versteigert. Fürstl. Liechtenstein. Landesgerichtskanzlei Vaduz.» Bald darauf wurden der Stall abgebrochen, das letzte Stück Vieh und die Böden verkauft.

Ohrwurm. I shot a men in Reno, just to watch him die. Fliege dabei im Schlagzeuggroove weg. Ohrwurm ungleich Ohrschlüüfer. Ohrschlüüfer sind in meine Träume geschlossen. Liedfragmente lagern in mir. Hab ein Termitenbauehirn-inneres.

Palais Liechtenstein. Wie der Schweizer *Tagesanzeiger* berichtet, soll im Stadtpalais des Fürsten Liechtenstein ein Treffen von Rechtspopulisten, Nationalisten und sogenannten Eurasiern stattgefunden haben. Mit dabei: neben Jean-Marie Le Pens Enkelin Marion, der Putin-nahe Ideologe Aleksandr Dugin und auch HC Strache. *Kurier*, 3.06.2014. Wer in meinem Haus ein- und ausgeht, würde ich bestimmen – wenn ich das Sagen hätte.

Quitte. «Die Wörtlichkeit der Quitte». Quittenschnaps. Ne me quitte pas!

Rechts. Siehe unter P. Nein. Doch lieber: «lichtung. manche meinen, lechts und rinks, kann man nicht velwechsern, werch ein illtum.» (Ernst Jandl).

Schafseckel. Stammt aus der Zeit, als 1799 französische Truppen im Koalitionskrieg in Balzers stationiert waren. Jean-de-siècle nannten die Franzosen einen Pfundskerl. Über die Jahrhunderte hat sich das Wort dann in einer Volksetymologie zu jeansècle und hin zu Schafseckel gewandelt. Wer heute also jemanden einen Schafseckel nennt, lobt den Angesprochenen damit im ursprünglichen Sinne des Wortes.

Tangled up in blue. We'll meet again someday on the avenue, singt Dylan. Avenues gibt es keine hier. Aber Rechnungen werden beglichen. Siehe W, siehe Tobelhocker.

Untertan. Heinrich Mann lässt Diederich Hessling Folgendes sagen: «Einer ist hier Herr, und das bin ich. Gott und meinem Gewissen allein schulde ich Rechen-schaft. Ich werde euch stets mein väterliches Wohlwollen entgegenbringen Um-sturzgelüste aber scheitern an meinem unbeugsamen Willen. Sollte sich ein

Zusammenhang irgendeines von euch [...] mit sozialdemokratischen Kreisen herausstellen, so zerschneide ich zwischen ihm und mir das Tischtuch. Denn für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Feind meines Betriebes und Vaterlandsfeind ... So, nun geht wieder an eure Arbeit und überlegt euch, was ich euch gesagt habe.» (Heinrich Mann, Der Untertan, Berlin 1914).

Vaterlandsfeind. Siehe U.

Wisi. Einer meiner Vettern. Wohnhaft an der heutigen Römerstrasse, in einem alten Haus unterhalb der Strasse. Als ein Bub aus der Nachbarschaft ihm in den späten 50er Jahren ein Fenster einschmeisst, reklamiert Wisi bei dessen Vater, der dem Spitzbuben ein paar zünftige Ohrfeigen verpasst. Tags darauf kommt der Bub wieder am Haus vorbei, Wisi trommelt mit dem Mittelfinger auf den Tisch. Der Bub, der nicht weiss, was da bedeuten soll, fragt nach der Schule seinen Vater. Dieser flucht und sagt, wenn er das zum Voraus gewusst hätte, hätte er ihn nicht verprügelt. Warum? Weil das Klopfen mit dem Mittelfinger ein Zeichen war, das sagte: Du bist ein Tobelhocker.

Xenklet. 1969 an den Kanal geschickt, um einen ordentlichen Haselstecken zu schneiden, mit dem er am Nachmittag vom Lehrer geprügelt wurde. In den Senkel gestellt. Die Prügel waren kein Problem. Nicht zucken, nicht weinen, keine Regung. Äusserlich unverletzt. Weh tat es wo anders.

You really got me. Kinks. 1964 erschienen. 1973 in der Stube aus einer neu hingestellten «Nordmende Musiktruhe mit Plattenspieler» an die Wand geknallt.

zot-off. Hat ab 1993 als Band versucht, das Obige unter einen Hut zu bringen, und ist damit bis 2012 gut gescheitert.



i

i

Intérieur

Christine Seghezzi

Sechs Variationen zu sechs Definitionen aus dem «Petit Robert»*

1. Substantiv: Raum innerhalb der Grenzen eines Objekts

Mathematisch gesehen habe ich mehr Jahre *aussen* als *innen* verbracht. Meine liechtensteinische Gegenwart ist jene der siebziger und achtziger Jahre. Geborgen in meinem innersten Ich. (Aber wievielmals zählen die ersten zwanzig Jahre eines Lebens? Doppelt, dreifach oder noch mehr? Welcher Mathematiker kann diese Rechnung lösen?)

2. Adjektiv: etwas, das innerhalb, in einem Raum zwischen den Grenzen einer Sache, eines Wesens liegt

Das erste Bild ist die Wiese hinter dem Haus. Ich durchquerte sie, um in den Kindergarten und zwei Jahre später zur Volksschule zu gehen. Die Geburt Liechtensteins. Weshalb nicht die Aussicht ins Rheintal und auf die Schweizer Berge, vom Wohnzimmer aus gesehen? Oder das Schloss Vaduz? Der Rhein, dessen gewaltige Strömung mich oft im Traum fortgetragen hat? Der Ausblick von Triesenberg, morgens, im Tau. Die klare Sicht bei Föhn, wie durch eine Lupe, jeden Baum, jedes Detail sichtbar machend. Eine Schneelandschaft, im Ruggeller Ried vielleicht, ein Baum, kahl, die Äste schwarz vor weissem Hintergrund im Nebel ... Viel postkartentauglicher, schöner. Nein, schlicht eine grüne Wiese, in einem nicht sehr interessanten Bildausschnitt (oben, ein wenig abgeschnitten, die Häuser der Arbeiter der Textilfabrik Spoerry, rechts die Villa des Besitzers, links unten ein Ausschnitt der Betontreppe, die zum Hauseingang führte, etwas Strasse, Schalunstrasse, und sattes Grün).

Dann fahre ich eines Tages wieder da hin. Da ist gar keine Wiese mehr, alles ist überbaut. Zwei Bilder überblenden sich: die Wiese, wie immer, und die Wohnhäuser, jetzt. Dann fahre ich wieder weg, vergesse Häuser und Bebauung. Die Wiese nimmt wieder ihren ursprünglichen Aspekt an. Vergangenheit wird Gegenwart.

3. Adjektiv: was das psychische Leben betrifft, was sich im Geist abspielt [...]

Es wurde gebeichtet. Wird heute noch so viel gebeichtet, jetzt, wo über die Trennung von Kirche und Staat diskutiert wird?

Vor Weihnachten, vor Ostern, mindestens zweimal jährlich sassen wir Schlange auf den Holzbänken der Vaduzer Kirche, gespannt, nervös, und, der Reihe nach, einer nach dem anderen, eine nach der anderen, setzten wir uns dem Pfarrer gegenüber (nicht im Beichtstuhl) und legten ihm sämtliche Untaten dar, die seit der letzten Beichte begangen worden waren. Ich erinnere mich, wie schlecht ich mich DAVOR immer fühlte, eine typische Sünderin (deren Leben von Lüge, Falschheit, Neid, Habsucht, Faulheit geprägt war), und glücklich war über die Aussicht, von

all dem freigesprochen zu werden. Dann kam die Reihe an mich. Ich sagte dem Pfarrer ein paar Allgemeinheiten, ich habe gelogen, war faul, habe den Eltern nicht gefolgt, mich gestritten, war neidisch, manchmal souffierte mir der Pfarrer noch ein paar Sünden ein, ich sagte, ja, ja, das auch ... Dann sprach er mich frei und hielt mich an, vor dem Weggehen noch ein Vaterunser und ein GegrüssestseistduMaria zu beten. Und *danach*, ja, danach, fühlte ich mich sauber, gereinigt, neu, wie ein frischgewaschenes, weisses, gestärktes Leintuch.

Nie aber habe ich dem Pfarrer die Geschichte von Roland erzählt. Roland war ein Jahr jünger als ich. Er war im ersten Kindergartenjahr, ich im zweiten. Eines Nachmittags ging die Rede um, dass Rolands Mutter gestorben sei. Alle Kinder wussten es. Alle sprachen davon. Ich ging zu Roland und sagte ihm: Deine Mutter ist tot. Er antwortete: Nein, sicher nicht, du spinnst ja! Ein Blitz. Dann schwarz. Wortlos. Zu spät. Warum hatte ich den Mund nicht gehalten? Alle anderen fielen über mich her, der Roland fühlt sich jetzt schlecht, er fragt alle, ob seine Mutter wirklich tot sei, alles ist deine Schuld!

Aber herrgottsacknochmal, gab es da nicht einen Erwachsenen, der den Roland vor allen anderen hätte informieren können?

4. Adjektiv: was eine Gemeinschaft, eine Gesellschaft, ein Land betrifft [...]

1987 oder 88, in der sechsten oder siebten Klasse des Gymnasiums, erarbeiteten wir im Geschichtsunterricht eine neue Verfassung für Liechtenstein. Einige Jahre vor der grossen Verfassungsdiskussion. Das Thema lag noch nicht in der Luft. Artikel für Artikel gingen wir den Text durch, analysierten dessen Sinn und Zweck und formulierten mögliche Änderungen. Wir waren 17 Jahre alt. Eigentlich hätten wir alles umwerfen sollen. Kein Fürst mehr (Gleichheit für alle!), und noch weniger von Gottes Gnaden (das darf nicht wahr sein!), sowieso keine Staatskirche (Religion ist Privatsache, da soll sich der Staat nicht einmischen!). Stattdessen haftete der Diskussion eine Angst vor Veränderung an, als ob ein radikales Überdenken, auch wenn nur als Übung gedacht, alles, ja aber wirklich alles, umwerfen könnte: die Herkunft, die Ordnung, das wemghörscht und das häsch Böda – und wir wagten uns gerade einmal, hier ein Komma und da ein Adjektiv abzuändern. Der Fürst, dem wir diese neue Verfassung zukommen liessen, dankte uns herzlich für die interessante Arbeit. (Ein Lehrer sagte mir einmal, dass er endlich darauf warte, dass ein Gymnasiast «Scheissstaat» auf das Regierungsgebäude schreibe. Ich sah ihn damals nur gross an.)

5. Substantiv: Inneneinrichtung eines Wohnraums

Als ich ein Kind war, wusste ich nicht, dass ich in einem reichen Land aufwuchs. Alles war normal, und der liechtensteinische Mittelstand erschien mir als eine Norm, die göltig für die ganze Welt war.

Wir wohnten in einer Siedlung des Architekten Bargetze, dessen Funktionalität und Schönheit auch nach vierzig Jahren intakt ist. Die Treppen, Gänge und Winkel des Betonbaus waren für uns Kinder ein Abenteuerland, in welchem wir uns versteckten, einrichteten und neue Welten erfanden. Nichts liebte ich mehr, als mit

meiner Schwester und meinen Freundinnen in diesen Räumen neue Häuser, neue Familien, neue Geschichten zu erfinden. Jede suchte sich einen Platz aus und richtete sich ein – da das Wohnzimmer, hier die Küche, dort das Schlafzimmer. Wenn wir bereit waren, luden wir uns gegenseitig ein, besichtigten die neuen Wohnräume und bewirteten uns mit Kaffee und Kuchen aus Blättern, Steinen, Papierknäueln und allem, was wir sonst noch fanden. Nachmittage der Kindheit.

In der Siedlung dekorierte jede Familie die Räume auf ihre Weise. Bei uns gab es eine Einbauwand aus Massivholz mit Bücherregal, Kasten für den Fernseher und Bar, einen grossen Kamin aus Messing, Sofas in dunkelgrünem Plüsch, einen Glastisch. Später haben die Eltern ein Stübchen im Stil des Bregenzerwalds eingerichtet – Alphüttenatmosphäre im Betonbau.

6. Substantiv: Raum innerhalb der Grenzen eines Landes

Von aussen gesehen. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich jemandem je gesagt habe, dass er die erste Person ist, die ich aus seinem Land kennenlerne. Sehr selten habe ich jemanden, eine Minute nachdem wir uns kennenlernten, gefragt, wie viel Steuern man in seinem Land zahlt. Oder wie viele Banken sein Land zählt. Und ob alle da reich sind. Und ob ich da ein Konto besitze. Kaum mal habe ich jemanden sofort gefragt, wie viele Einwohner in seinem Land leben. Oder welche Ausmasse sein Land hat. Länge mal Breite ... Und die Hauptstadt und die Sprache und die Lage und die Berge und der Fürst ... Ah oui! C'est curieux!

* *Le Petit Robert*: ein einsprachiges Wörterbuch der französischen Sprache.



Ji Jj

I i J j

Geburtstag.

Julie hat heute Geburtstag. Sie ist sieben Jahre alt. Josef und Jakob wünschen Julie alles Gute. Ida und Irene gratulieren auch. Julie bekommt von den Eltern einen feinen Geburtstagskuchen. Sie dankt ihnen dafür und freut sich.

Juli Ida Januar

Josef Irene Juni

Jakob Irma Juli

Jahrmarkt

Isolde Marxer

Frühmorgens im Dorf, die Autokolonne. Geduldig wartet die Tigerkatze auf eine Lücke, läuft ruhig über die Strasse, hüpfte auf das Fensterbrett und drängt sich durch die Luke ins Haus. Mauzend legt sie sich auf das Bett. Martha dreht sich und murmelt: «Lass mich in Ruhe, ich will ausschlafen.» Durchs Fenster scheint die Herbstsonne. Martha zieht die Vorhänge nie zu. Sie liebt es, nachts von ihrem Bett aus auf den grossen Kirschbaum zu schauen, vor allem im Herbst, wenn der Föhn die Äste biegt und die Blätter durch die Luft wirbelt. Dann verfällt sie in einen traumartigen Zustand.

Sie ist wach, aber gleichzeitig stellt sie sich phantastische Dinge vor. Mit ihrer Freundin Zaira bewegt sie sich federleicht durch die Luft, oder sie hält sich an der Mähne eines weissen Pferdes fest und reitet durch eine von Felsbrocken übersäte Landschaft. Die Wirklichkeit verlangt ihr Kräfte ab, die sie überfordern. Sie schliesst das 10. Schuljahr ab und soll sich für eine Lehre entscheiden. Sie hat verschiedene Schnupperlehren gemacht, der Lehrer ist nett, fordert aber Entscheidungen, für die sie nicht bereit ist.

Die Eltern arbeiten und sind froh, wenn sie nicht auch noch durch Martha beansprucht werden. Die Mutter hat seit kurzem eine Festanstellung, nachdem sie jahrelang nur temporär eingestellt gewesen war, zwar immer verbunden mit dem Versprechen, später eine Festanstellung zu erhalten, aber ohne dass dieses Versprechen je eingelöst wurde. Beim Vorstellungsgespräch wurde sie gefragt, ob sie auch Nacharbeit machen würde. Sie sagte zu, da sie glaubte, sie würde die Stelle sonst nicht bekommen. So wechselt sie jede zweite Woche die Arbeitszeit: von der Morgenschicht zur Abendschicht und dann zur Nachtschicht. Die Mutter hofft, dass sie später, wenn sie sich in der Firma bewährt hat, bessere Arbeitsbedingungen erhalten wird. Sie ist Anfang vierzig und kann nicht bis sechzig Schicht arbeiten, hört Martha sie klagen. Deshalb sagt die Mutter fast jeden Tag: «Martha, du musst eine gute Lehre machen, dann wirst du nicht so ausgenutzt wie ich.» Aber sie glaubt das nicht. Ihr Vater hat eine gute Lehre gemacht und auch im Ausland gearbeitet, sogar in Amerika. Und er hat Weiterbildungen besucht. Und er hat Englisch und Spanisch gelernt. Er hat seinen Traum verwirklicht, einen eigenen Betrieb gegründet. Nach ein paar Jahren musste er diesen aufgeben. Das war eine schwierige Zeit. Martha kann sich erinnern. Der Vater war froh, die Stelle in der Fabrik zu finden. Doch jetzt wird er immer unzufriedener. Er schimpft: «Schon wieder so ein Typ mit Bachelor oder Master, der keine Ahnung hat!» Sein Chef führt sich auf wie ein Feldherr, vorgerecktes Kinn. Er kanzelt ihn wie einen Schulbuben wegen Kleinigkeiten ab, wegen eines vergessenen Schlüssels, wegen ein paar Sätzen mit einem Kollegen. Null Respekt. Jeder Handgriff wird vorgeschrieben und überwacht. Er ist letztes Jahr fünfzig geworden und hat Angst, nochmals die Stelle zu wechseln. Was nützt ihm die gute Lehre?

Martha hebt die Hand und kraut ihre schnurrende Katze, die im einzigen Sonnenfleck auf der Bettdecke liegt. Sie schliesst die Augen und schläft weiter. Pfefferminz! Der Duft steigt ihr in die Nase. Mama! Sie öffnet die Augen. Frische Pfefferminzblätter. Sie schenkt sich eine Tasse ein, schlürft vorsichtig den heissen Tee und schaut auf das Handy. «Bist du wach?», liest sie, ein SMS von Zaira, vor einer Stunde geschrieben. Sie simst zurück: «Nein, ich schlafe». Zaira will ins Kino. Ausgerechnet heute, wo doch Jahrmarkt ist!

Einige Schafe schauen ängstlich auf die vorbeiziehenden Menschen, andere liegen eng beieinander am Boden. Der Bremimarkt ist schon fast vorbei. Die Bauern treiben ihre Kühe in die Transporter, darunter die Kuh mit dem schönsten Euter und Miss Liechtenstein, die in diesem Jahr aus Ruggell kommt. Martha und Zaira sitzen auf einem Zaun und winken Luca, der eine Kuh vor sich her treibt. Er macht ein Zeichen, dass er später kommen wird.

Zaira will sich nochmals die altrosa Lederjacke anschauen. Martha ist begeistert: «Du siehst richtig cool aus. Die passt perfekt zu deinen schwarzen Leggings und deiner dunklen Haut.» Zaira verdreht die Augen: «Meine schwarze Haut hab' ich satt. Die Frau vom Berufsinformationszentrum wollte mich unbedingt in die Tourismusschule stecken. Das wäre ein Umfeld ohne Vorurteile, wo sich Menschen aus verschiedenen Kulturen begegnen. Aber ich will das nicht. Ich wäre bereits während der Ausbildung nur selten zu Hause gewesen, hätte meine Familie wenig gesehen. Es war schwierig genug, mich hier einzuleben, Deutsch zu lernen, nun soll ich wieder weg?» Zaira verhandelt über den Preis der Lederjacke. Mit Erfolg. Ein Monat Taschengeld.

Luca steht in dreckigen Gummistiefeln und Arbeitskleidung vor ihnen und fährt sich mit der Hand durch die blonden Locken. Das Gesicht braun gebrannt. Er ist der einzige aus der Klasse, der keine Schnupperlehre gemacht hat. Ihm war klar, er würde Bauer werden und nichts anderes. Er will selbständig arbeiten können. Martha fehlt diese Klarheit und Entschlossenheit. Auch Zaira hat eine Lehrstelle als Fotografin und will die Berufsmatura machen. Nur sie selbst kann sich nicht entscheiden. Ihr Vater hatte letzthin mit Bitterkeit in der Stimme, die sie aufhorchen liess, bemerkt: «Ich bin das Humankapital, mit dem sie ihr Finanzkapital vermehren. Sklaverei ist zwar abgeschafft, aber wie frei bin ich denn?»

Zaira schreit auf. Dicke Tropfen fallen auf ihre neue Lederjacke. Sie rennen Richtung Festzelt. «Kommt hierher!», ruft Ali von seinem Stand und formt in der Luft eine Teigkugel mit kunstvollen Bewegungen zu einem dünnen Fladenbrot. «Hier ein Tchai, das wärmt euch.» Ali ist glücklich, dass er endlich einen Stand erhalten hat, nach einigen vergeblichen Anfragen. Er strahlt über das ganze Gesicht, obwohl er eine Nachtschicht hinter sich hat. Zaira erkundigt sich: «Und? Hast du jetzt die Festanstellung bekommen?» «Was denkst du? Alles leere Versprechen. Ich arbeite das dritte Jahr mit einem Temporärvertrag.» Martha kennt das von ihrer Mutter. Es ist verboten, aber Temporärverträge werden oft jahrelang verlängert. Die Lohnskala fängt bei 16 Franken an und kann bis 25 Franken Stundenlohn gehen. Für dieses Geld wird viel dreckige Arbeit gemacht. Es ist abartig, dass es Leute gibt, die zehnmal oder hundertmal so viel verdienen.

Der Regen hat aufgehört. Luca kommt zu ihr: «Warum so nachdenklich?» «Wieviel wirst Du nach deiner Ausbildung verdienen?» «Genug zum Leben. Mir ist eine sinnvolle Arbeit, die mir entspricht, wichtiger.»

Am Nebenstand werden allerlei Stoffe aus Schurwolle, Samt, Mikrofaser oder Baumwolle angeboten, dicke Ballen mit bunten Mustern. Martha wird magisch angezogen. Sie spürt das feine Gewebe zwischen ihren Fingern. Das würde ihr gefallen, mit diesen Materialien zu arbeiten.

Ein süsser Duft steigt ihr in die Nase. Zuckerwatte. Der freundliche, kleine Mann hüpfert wie ein Hexer um den Kessel, während er die durchscheinenden Zuckerfäden aufrollt. Wie Seide, denkt sich Martha. Und am Ende überreicht ihr der lächelnde Mann mit einer eleganten Geste diesen pinkfarbenen Kokon. Als Kind hatte sie immer gedacht, da kommt am Ende eine Barbiepuppe heraus, und war jedes Mal enttäuscht, dass da nur ein Holzstäbchen zum Vorschein kam. Aber dieser Kokon regt ihre Phantasie immer aufs Neue an. Es könnte sich darin ja eine Raupe verpuppt haben, aus der sich ein riesengrosser Schmetterling entwickelt, der mit seinen weiten, aus samtigen Farben in einem rätselhaften Muster gezeichneten Flügeln alle mit seiner Schönheit erschüttert. Gelächter reisst Martha aus ihrer Phantasie. Zairas Gesicht ist bis auf die Nasenspitze mit Zuckerwatte verschmiert. Sie hat sich mit Hilfe der Hände so durchgegessen, dass aus dem Zuckerwatten-Kokon eine Art Blume entstanden ist, in deren Mitte der Holzstab wie ein Blütenstempel aufragt. Die beiden Freundinnen haken sich ein und laufen zufrieden schmatzend weiter.

Langsam wird es im Kinosaal dunkler. «Blöde Sau!», zischt Martha. Zaira streckt die Zunge raus. Martha ist böse, da sich Zaira extra zwischen sie und Luca gesetzt hat. Blöde Freundin, blödes Kino, blöder Film, geht es Martha durch den Kopf. Sie fläzt sich ins Kinokanapee und schliesst die Augen. Eine angenehme Stimme aus den Lautsprechern dringt zu ihrem Ohr. «Liebe Josepha. Ich spüre meine Kräfte zur Neige gehen. Ich schreibe für Dich, meine Tochter, meine Lebensgeschichte auf, so wie ich sie lebhaft erinnere.» Martha öffnet die Augen. Sie sieht auf der Leinwand einen gutaussehenden schwarzen Mann in einem prunkvollen, roten Mantel mit goldfarbenen Knöpfen, der an einem einfachen Pult sitzt und mit Feder und Tinte seine Lebensgeschichte aufschreibt.

Der Film erzählt die Geschichte des Angelo Soliman, basierend auf den bis jetzt unbekanntem, erst vor kurzem entdeckten Memoiren, die er noch zu Lebzeiten verfasst hatte. Er wurde als kleiner Junge nach kriegerischen Auseinandersetzungen im Afrika des 18. Jahrhunderts als Sklave nach Italien verkauft, erhielt dort eine gute Erziehung und Ausbildung und wurde an den Fürsten Lobkowitz verschenkt, dem er als Reisebegleiter, Kammerdiener und Soldat diente. In einer Schlacht rettete er dem Fürst das Leben, was ihm grossen Dank und Anerkennung einbrachte. Mit 34 Jahren trat er in die Dienste von Fürst Joseph Wenzel von Liechtenstein, dessen opulente Hofhaltung allgemein bekannt war. Als der Fürst erfuhr, dass Soliman heimlich geheiratet hatte, was ihm verboten war, wurde er fristlos entlassen. In seinen Memoiren beklagt er sich bitter über diesen Eingriff in die Gestaltung seiner persönlichen Lebensumstände. Später wurde er von Fürst Franz Josef von Liechtenstein wieder als Prinzenzerzieher und «Fürstlicher Mohr» angestellt

und war verpflichtet, sich als «repräsentativer Exot» zu kleiden. Soliman schreibt in seinen Erinnerungen: «Du warst damals einige Monate alt, meine Tochter. Durch meine mehrjährige Arbeitslosigkeit, die Deine Mutter und mich an den Rand der Armut gebracht hat, erklärte ich mich mit den Bedingungen einverstanden gegen ein gutes Jahresgehalt von 600 Gulden und eine lebenslange Absicherung für Dich, meine Kleine. Trotz dieser grosszügigen Entlohnung verletzte es meine Persönlichkeit tief, als exotisches Schaustück vorgeführt zu werden.» Als gesellschaftlich und persönlich wichtiges Kapitel seines Lebens beschreibt Soliman seine Mitgliedschaft in einer Freimaurerloge, die den Ideen der Aufklärung verpflichtet war und zur Reflexion über Gleichberechtigung, Rassismus und Sklaverei anregte. Ein Logenbruder war Wolfgang Amadeus Mozart.

Martha gefielen die prunkvollen Inneneinrichtungen und grandiosen Kleider der High Society von damals. Die Frauen in ihren reich verzierten, pastellfarbenen Röcken glichen wandelnden, übergrossen Eistorten. Dagegen trugen die Männer kurz: enge Strümpfe und grosse Schnallen an den Schuhen. Soliman beschreibt nicht nur bis in kleine Detail die Wiener Gesellschaft, von der er ein Teil geworden war. Er reflektiert und kritisiert auch deren Ungerechtigkeit und Willkür, sogar Gesetzlosigkeit und Brutalität. Er verurteilt den Sklavenhandel und beschreibt hoffnungsvoll die gesellschaftlichen Veränderungen nach der Französischen Revolution, vor allem in Bezug auf die Menschenrechte. «Liebe Josepha. Du weisst, dass ich meinen Aufstieg vom Sklaven bis in die höchsten Kreise nur einer gütigen göttlichen Fügung verdanke. Noch leben wir in einer Gesellschaft, in der eine kleine Schicht sehr mächtiger und sehr reicher Leute alle wesentlichen wirtschaftlichen und politischen Bereiche durch finanzielle, wirtschaftliche und politische Macht dominiert und die eigene Macht auch an ihre Kinder weitergibt. Ich hoffe und wünsche mir, dass in Zukunft die gesellschaftlichen Ungleichheiten fallen werden und Du, liebe Tochter, ganz selbstverständlich das Recht auf freie Entfaltungsmöglichkeit und politische Mitbestimmung haben wirst.» Soliman schrieb seine Gedanken drei Jahre vor seinem Tod auf. Der Film endet nicht damit, sondern zeigt im Nachspann, wie nach seinem Tod ein Gipsabguss von seinem Gesicht genommen, sein Körper ausgehöhlt, präpariert, dann ausgestopft und trotz Einspruch seiner Tochter im Museum ausgestellt wird.

Als das Licht im Saal wieder angeht, schauen sich Martha und Zaira an und umarmen sich. Luca bemerkt: «Diese Zeiten sind vorbei.» «Bist du sicher? Gibt es keine gesellschaftlichen Ungleichheiten mehr?», entgegnet Martha ungewohnt kämpferisch. Die Geschichte dieses Soliman hat sie aufgewühlt. Sie wird ihr Schicksal in die Hand nehmen. Ihr Entschluss reift.

Wenn sie sich dafür entscheidet, Schneiderin zu werden, könnte sie so schöne Kostüme wie in diesem Film nähen, vielleicht sogar selbst entwerfen.

Auf dem Heimweg sitzen Martha und Zaira mit Luca im Viererabteil des Busses. Vor der Haustür sitzt die graue Tigerkatze. «Wartest du auf mich?», fragt Martha, während sie die Katze kraut. Als Martha ins Haus geht, schaut ihr die Katze hinterher, wetzt die Krallen am Kirschbaum und verschwindet im Dunkel.



k k
kikeriki

*hinaus möchte ich! wohin?
dahin und dorthin, denke
nur nach! er kam heim.*

kein  kikeriki! im 

merke und kaufe
schenke keines her! krähe nur!
k a - e - i - o - u - ei - au - en - er

Kamin

Wolfgang Mörth

13.03.2013 – 9:35 Uhr

Eine etwa zehnköpfige Menschengruppe steht unter grünen und roten Schirmen mit breiten weißen Rändern. Gemessen an ihrer Kleidung scheint es relativ kalt zu sein. «Soll ich ihn öffnen?» Zoom auf einen korpulenten Mann um die fünfzig, der eine italienische Fahne schwenkt. «Was?» «Soll ich den Brief öffnen?» Nahaufnahme des Kaminrohrs. Überblendung auf den städtischen Vormittagsverkehr, aufgenommen mit sehr langer Brennweite. «Nein, das mach ich selber.» Langsamer Schwenk über den Platz. Langsame Zooms von einer Uhr weg, von einem Brunnen weg, auf ein Fenster zu. Schwenk über die Dächer. «Du hast Angst.» Kamin. Vom Giebel dahinter hebt eine Taube ab. «Klar hab ich Angst. Ich scheiß mich an vor Angst.» Nahaufnahme eines Mädchens, dessen Gesicht umhüllt ist von der Kapuze eines orangefarbenen Regenmantels. An seinen Lippenbewegungen ist zu erkennen, dass es singt. Langsamer Zoom heraus. Um das Mädchen herum stehen andere Personen, die ebenfalls singen. Zu hören ist nur die Atmosphäre des offenen Platzes. «Warum schaust du das an? Da fällt doch heute keine Entscheidung.» Unveränderte Einstellung des Kaminrohrs. «Das kann man nicht wissen.» «Aber das da ist total uninteressant.» Das Gesicht einer bärtigen Statue, die leidend in den Himmel blickt. «Ich finde es interessant.» «Und was ist mit dem Brief?» Ernst blickende Ordensschwester. Zoom vom Kreuz weg, das auf die Spitze des Obeliskens gepflanzt ist. Im Vordergrund eine bereits ansehnliche Menschenmenge. Kamin, etwas näher als vorher. Ein Seil oder Kabel schräg nach links oben, ein anderes nach vorne unten gespannt. Am linken Bildrand ragt ein Mast, vermutlich der einer Antenne, über den Giebel hinaus. Nahaufnahme einer älteren, schwarz gekleideten Dame mit gefalteten Händen. Jemand hält ihr einen pinkfarbenen Schirm über den Kopf. Kamin. Vier Reihen nach oben gebogene, dann eine Reihe gerade, dann wieder vier Reihen gebogene Dachziegel. Schwenk über verschiedenfarbige Schirmdächer mit weißen Rändern. «Finger weg! Das mach ich selber.» «Wann?» «Später.» Kamin. Einer der Dachziegel in der linken unteren Bildecke tanzt aus der Reihe wie ein vorstehender Zahn. Das Dach über dem Kaminrohr besteht aus zwei aufeinandergelegten Blechen in der Form von flachen Hüten. «Es ist alles gut, das weiß ich. Du hast dich immer gesund ernährt.» Wie die Hüte von chinesischen Reisbauern. «Wenn man Gewebe ins Labor schickt, besteht ein begründeter Verdacht.» Gesicht eines Mannes, der einen grauen Dreitagebart trägt und angestrengt oder vielleicht auch gedankenverloren in die Ferne schaut. Kamin. Die chinesischen Hüte sitzen auf zwei dünnen Metallstäben, die sie auf Abstand zum rostroten Rohr halten. Totale des Platzes. Dunkle Wolken über den Dächern. «Aber er hat doch gesagt, dass da mit großer Wahrscheinlichkeit nichts ist.» Lange Einstellung des Kamins. Monochrom bräunliches Bild. Der Streifen Himmel über dem Giebel zeigt nicht die geringste Struktur. Zoom von einem Paar weg, sie jung, er

deutlich älter, das sich unter einem kleinen, blutroten Schirm zusammendrängt. Schuss mit langer Brennweite in eine Straßenflucht. Träges Leben. Am Ende der Straße die Bühne für die Korrespondenten der internationalen Fernsehstationen. Dahinter das Licht starker Scheinwerfer. 10:40 Uhr. Kamin. Das Rohr immer noch bräunlich, aber jetzt etwas heller. Totale des Platzes, auf dem mittlerweile etwa zwei- bis dreitausend Menschen versammelt sind. Kamin. Zoom auf eine junge Frau in der ersten Reihe hinter der Absperrung. Sie macht einen nervösen Eindruck. «Darf ich mir wenigstens die DVD anschauen?» Ein Priester mit Bürstenhaarschnitt unter einem weißen Schirm mit dem Aufdruck AS Roma. «Was?» «Darf ich mir die DVD von der Untersuchung anschauen?» Kamin. Jetzt ist ein drittes Drahtseil erkennbar, das nach rechts unten gespannt ist. «Du bist pervers.» «Aber du hast sie bestellt.» «Ja, für dich, weil ich weiß, dass du so krankes Zeug gern siehst.» Eine Nonne, aufgenommen von schräg hinten mit der Schulterkamera. Kamin. Die dem Giebel am nächsten liegende Ziegelreihe schimmert rötlich. Schwenk über die vorwiegend dunkel gekleidete Menge. Rascher Zoom von der Totale bis auf eine Nahaufnahme des Kaminrohrs. Die EndEinstellung wackelt, vermutlich wegen des Windes. Eine an einer langen Stange über den Köpfen der Menschen geschwungene schwedische Fahne. Kamin. Auf dem Stück Himmel, das zu sehen ist, schiebt sich von links eine sehr dunkle Wolke ins Bild. 10:51 Uhr. Zoom vom Kreuz auf der Spitze der Domkuppel auf die Totale des Platzes. Nahaufnahme von gefalteten Händen, um die ein Rosenkranz aus schwarzen Perlen gewickelt ist. Die Hände machen einen weiblichen Eindruck, sind aber die eines Mannes. Er ist schwarz gekleidet. Kamin. Der Himmel sehr dunkel. Sanfte Aufwärtsbewegung einer Krankamera. Im Hintergrund der Dom. Kamin. 10:55 Uhr. Nahaufnahme einer Zeitung: Aspettando il Papa. Kamin. Der Himmel so dunkel, als wäre es bald Nacht. Mit der Schulterkamera aufgenommene, nervös von einem Bein auf das andere wechselnde junge Frau. Kamin. Es beginnt stärker zu regnen. Ein Schwenk über die Menge zeigt, dass überall weitere Schirme aufgespannt werden. 11:36 Uhr. Kamin. Die Dachziegel glänzen nass. Auf dem Kamindach Wasser. Die Totale ein Feld aufblühender Schirme. 11:38 Uhr. Schwarzer Rauch. Lachende Nonnen. «Soll ich was kochen?» «Wenn du dich losreißen kannst?» «Was möchtest du denn?» «Ich weiß nicht. Etwas mit Gemüse und Reis vielleicht?»

13.03.2013 – 17:15 Uhr

«Immer noch diese Abneigung gegen deinen eigenen Körper.» Kamin. Der Farbton ein bisschen in Richtung Blau verschoben. Routinierte beziehungsweise gelangweilte Arbeit der Regie. «Nein, Abneigung gegen das Kranke an meinem eigenen Körper.» Wechsel zwischen der Nahaufnahme des Kaminrohrs und der Totale des Petersplatzes. Spürbare Suche nach symbolträchtigen Bildern, nach international verständlichen Motiven. Der Platz jetzt voll. Immer noch Regen. Kamin. Die Farbzeichnung kontrastreicher, vielfältiger. Dachziegelfarbe zwischen Rotbraun und Braungrün. «Was bedeutet KS JB?» «Warum?» «Das steht auf der DVD.» «Keine Ahnung.» Eine Möwe setzt sich auf das Dach über dem Kaminrohr. «KS bedeutet wahrscheinlich Koloskopie, und das andere sind vermutlich meine Initialen.»

Die Möwe sieht sich um, pickt vorsichtig mit dem Schnabel in das nasse Blech, versucht etwas abzuzupfen. Wind in ihrem Gefieder. Schwenk über den Platz, auf dem sich nichts Besonderes ereignet. Kamin. Die Möwe zieht Federn durch ihren Schnabel. Sie richtet sich auf, wobei ihr Kopf vom oberen Bildrand abgeschnitten wird. Kurzer Zoom heraus, bis sie wieder vollständig eingefangen ist. Im oberen Bildbereich sind zwei Kabel zu sehen, die entlang des Giebels gespannt sind. Der Mast links, das wird nun klar, gehört nicht zu einer Antenne, sondern zu einer Vorrichtung, die vielleicht der Stromversorgung dient, vielleicht auch Teil eines Geländers ist. Zoom von weit außerhalb des Platzes herein. Zwei katalanische Fahnen. Kamin. Die Möwe hat sich ein wenig ins Bild gedreht, bohrt mit dem Schnabel unter ihrem rechten Flügel herum. «Ich habe gelesen, dass die Tauben in Rom langsam von den Möwen verdrängt werden.» Totale des Platzes. Schirme. «Du wolltest doch die DVD anschauen.» Regentropfen, die in Pfützen fallen. «Sie leben vom Müll, und hin und wieder fressen sie auch Tauben.» Kamin. Die Möwe ist einen Schritt nach vorn getreten. Ihr Körper wird vom Wind bewegt. «Was macht die Regie, wenn die Möwe auf das Kamindach scheißt?» Die Möwe hebt nach rechts ab und wird sofort von einer anderen ersetzt, die von links kommend landet. Sie ist nicht so makellos weiß-grau gefiedert wie die erste, sondern unregelmäßig gefleckt. Totale des Platzes. Kamin. Jetzt sind nur noch die Beine der gefleckten Möwe und der untere Teil ihres Körpers zu sehen. 18:06 Uhr. Ein kleines Mädchen, bekleidet mit rosa Dufflecoat und weißer Strickmütze, sitzt auf den Schultern eines Mannes und singt. Es zeigt dabei im Rhythmus des Gesangs mit dem Finger in verschiedene Richtungen. 18:08 Uhr. Die Möwe hebt das linke Bein, schüttelt es und zieht es unter den Flügel. «Vielleicht spürt sie schon Wärme von unten?» «Entschuldige bitte! Ich dachte, du findest das Ganze uninteressant?» Blau-gelb-rot-gestreifte Fahne. 18:12 Uhr. Es ist dunkel geworden. Die Dachziegel haben ihre Farben verloren. Ein Möwenbein, darüber das Oval eines halben Möwenkörpers. Das gleißende Licht der internationalen Korrespondentenbühne weit hinten am Ende der Straße. Kamin mit halber Möwe. 18:21 Uhr. Totale. Die Front des Doms leuchtet grell. Nahaufnahme des Balkons. 18:24 Uhr. Kamin. Die Möwe fliegt auf und fort. Lachende Gesichter unter Schirmen. 18:28 Uhr. Das Kaminrohr ist mittlerweile von Kunstlicht erhellt. 18:30 Uhr. Wieder sitzt eine Möwe auf dem Dach des Kamins. Es könnte die von vorhin sein oder eine, die ihr ähnlich sieht. Eine Möwe ohne Meer. Ein Marmorfries, zu kurz im Bild, um seinen Inhalt zu entschlüsseln. Der Kamin ohne Möwe. 18:33 Uhr. Die Dachziegel hinter dem Kamin bläulich dunkel. Ein Scheinwerfer wird zugeschaltet, der den Mauerabsatz unter dem Giebel sowie das Rohr aufhellt. Immer weniger Fernseh-, immer mehr Filmstimmung. Auch die Totale des Platzes verwandelt sich mit zunehmender Dunkelheit in eine filmisch anmutende Kulisse. Die Wasserkaskaden des Brunnens. Die Blitze der Fotoapparate. Der Schatten des Kaminrohrs, der jetzt schwarz auf die erhellten Dachziegel fällt. Das tiefe Blau des abendlichen Himmels. Das Gelb des Fernsehlichts. Die Fassade des Doms, von den Scheinwerfern zum Glühen gebracht. Die strahlenden Kandelaber der Platzbeleuchtung. Das barocke Zifferblatt einer Uhr. 18:37 Uhr. Kamin. Der Chinesenhut fast schwarz. Am Rohr herunter rinnt Wasser. Im Kunstlicht zeich-

net sich das rechte Spannseil deutlich gegen den Hintergrund ab. Einzelne Menschen winken in die Krankamera, die dicht über ihren Köpfen schwebt. Eine kanadische Fahne. 18:42 Uhr. Die Reflexionen von Wassertropfen auf dem Objektiv der Krankamera. Kamin, der in den Kobalthimmel ragt. Nichts passiert. Das Nichts ist nass. Yves-Klein-Himmel. Jemand hat das Objektiv der Krankamera gereinigt. Kamin vor Indigo. 18:50 Uhr. Schuss zwischen zwei Frauen hindurch auf eine Video-wall. Die Kaminkamera variiert ihre Einstellung, zieht kurz auf, verdichtet wieder, probiert verschiedene Blenden durch und entscheidet sich für eine mittlere. 19:05 Uhr. «Darf ich jetzt, bitte, den Brief aufmachen?» Eine hellblau-weiß-hellblaue Fahne mit gelber Sonne in der Mitte. Kamin. «Hast du die DVD schon angeschaut?» Vier grünliche Flecken am oberen Ende des Rohres, angeordnet zu einem Rechteck. «Ja.» Schleifspuren dort, wo die Halterung des Hutes innen angenietet ist. «Und?» Am gesamten Rohr entlang Kratz- und Griffspuren. Ein glänzender, verzinkter Ring unter den Halterungen für die Spannseile. «Interessant. Ich tief in dir drin.» Das Geräusch reißenen Papiers. «Mein Gott, schau!» Dreizehnter März Zweitausenddreizehn, Neunzehn Uhr Sechs. Im Vordergrund, ganz kurz, ein verschwommenes Flügelschlagen.

Kühe

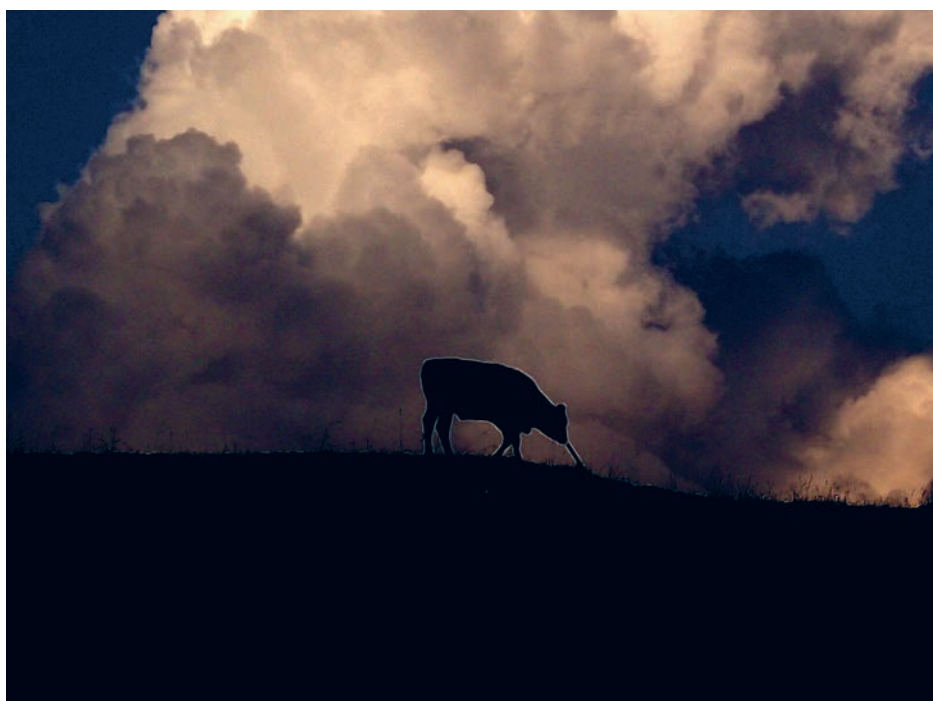
Erich Allgäuer



Auswahl aus der Bildsequenz «Vieh auf dem Renkwiler, 5. Juni 2013, 20:31 bis 20:50 Uhr»



N O P Q R S T U V W X Y Z





N O P Q R S T U V W X Y Z



l 1

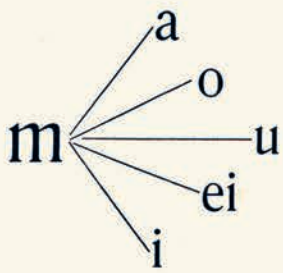
li li, la la
li la, lau
li ri li! li ri la!
li rum, larum!



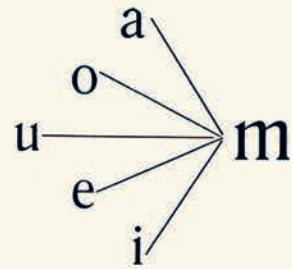
L wie el

Hansjörg Quaderer

Abel	Ampel	Adel	Apostel
Babel	bellt	Bibel	Betel
Cabale	capselt	Capriole	Capitel
Distel	deckelt	Dudel	Dackel
ekeln	Engel	Esel	Enkel
Fackel	Fabel	Fidel	fuselt
Gockel	Gabel	Göpel	gageln
hobelt	Hagel	Hotel	Hügel
Igel	Insel	Isabel	Ideal
jodelt	Juwel	jüdel	Jubel
Kamel	Kabel	Kugel	klüngelt
lackelt	Löffel	Label	Libelle
mäkelt	Model	Mädel	Motel
Nabel	Nebel	Nudel	<i>nagelt</i>
Opel	Oberbefehl	Onkel	orgelt
Pegel	Pudel	pöbelt	pixel
Qual	quackelt	Quadrille	Quotenregel
Regel	Rubel	rüpelt	rasselt
Segel	Sockel	Seckel	Säbel
Trakl	Teufel	Tobel	Tottel
umbellt	umdeutelt	Umbrella	Unfall
vögelt	Vasall	Vandal	Vampirrüssel
Windel	Weibel	Wachtel	wedelt
XL	XXL	X-tel	Xylo-Griffel
Ysopstengel	Ygnamwurzel	Yakfell	Ypsilongezischel
zügelt	Zobel	Zabel	Zedel



m



ein 

im



au au

an ein



in ein



mein



eine



au

au

ei

ei

im

am

um

mein

man

mä

mä

nein

Mündel

Brigitte Hasler

Ihr Kind, gehüllt in ein wärmendes Tuch aus Kaschmir und Baumwolle, trägt sie ganz nah an ihrem Körper. Sie kann sich somit frei bewegen und die Hausarbeit verrichten. So an diesem Morgen, an dem sie den eingeschriebenen Brief des Fürstlich Liechtensteinischen Landgerichtes in Empfang nimmt. Was ist der Inhalt dieses Schreibens? Verwirrt bleibt sie stehen, schaut auf den Absender und liest immer wieder die Anschrift. Ihr ist, als wäre sie im Flur festgenagelt. Der Brief entfällt ihren zitternden Händen. Das Fensterglas der halb offenen Haustür schreibt in den Mutter-Kind-Schatten das Wort «Mündel». Das Kind ist nicht schwer. Innerhalb einer Lesezeit wiegt dasselbe Wesen schwerer.

Was hat sie verbochen, dass sie den Empfang des Briefes mit ihrer Unterschrift bestätigen muss? Was ist ihr vorzuwerfen? Wird sie angeklagt, aufgeboten? An diesem Tag ist plötzlich alles anders. Sie legt am Abend ihr Neugeborenes nach dem Stillen nicht in die Wiege. Sie spannt das Mündellaken und legt ihr Kind ins Mündelbett. Wer der Vater ihres Mündels sei?

Mit einem Fragebogen über den «mj. N.N.» wird sie gebeten, einen Erziehungsbericht binnen 14 Tagen dem Landgericht zuzusenden. Unter anderen folgende Fragen:

«Sind die Wohnungsverhältnisse des Mündels entsprechend?

Ist das Mündel körperlich und geistig gesund?

Bei wem befindet sich das Mündel in Kost und Wohnung?

Was ist sonst über das Mündel Günstiges oder Ungünstiges zu berichten?»

Zuerst lacht sie über die unreflektierte Art der Fragestellung in Bezug auf ein neugeborenes Kind, dann jedoch mutiert die Komödie in Wut. Ende des 2. Jahrtausends. In Liechtenstein. In der Amtgerichtssprache. Mündel. Als stimmberechtigte Volljährige erhält sie eine Vorladung des Fürstlich Liechtensteinischen Landgerichtes zur «Eröffnung der Vormundschaft, Bestellung eines Vormundes, Vaterschafts-erkennung sowie Festsetzung des Unterhaltes betreffend N.N., geb. 1992,» und wird in den nachfolgenden Verfahren zur «Mutter-Vormünderin» bestellt.

Ein Filmemacher bewegt möglicherweise die Kamera vor dem Wort an der Wand unruhig in ständig sich verändernden Winkeln hin und her, so dass «Mündel», das Wort, immer wieder neue Schatten wirft und die Frau noch mehr erstarren lässt.

Die paar Schritte zur Tür sind durch ein einziges Wort verbaut. Paarschritte führten zur Zeugung. Jetzt sind Gehen und Denken ins Freie blockiert.

Hätte sie die Vorladung des Fürstlich Liechtensteinischen Landgerichtes nicht bekommen, sie wüsste nichts von diesem Wort, von der damit verbundenen Entmündigung, Entwürdigung ihrerseits und der Schmach, die sich durch ein Wort

über sie und ihr Kind stülpte. Sie hatte geliebt, empfangen, geboren, gesorgt. Und sie ist volljährig. Und sie ist stimmberechtigt, allerdings in einem Land, das erst 1984 das Frauenstimmrecht eingeführt hat.

Aber sie ist immer noch nur eine Frau, eine unverheiratete Frau, deren «lediges» Kind illegitim ist, zum Mündel wird und deshalb besachwaltert werden muss. In einem Dekret des Fürstlich Liechtensteinischen Landgerichtes wird die Mutter des Mündels, «Frau N.N., zum Vormund über N.N. bestellt und angewiesen, diese(n) Minderjährige(n) zur Rechtschaffenheit, Gottesfurcht und Tugend anzuführen, diese(n) dem Stande gemäss als brauchbare(n) Bürger(in) zu erziehen, vor dem Gericht und ausser demselben zu vertreten, das Vermögen getreulich und emsig zu verwalten und sich in allem nach Vorschrift der Gesetze zu verhalten.»

Mündel, Mündel, Mündel – sie bringt das Wort nicht aus dem Kopf. Bündel, Bündel, Bündel reimt sie darauf. Sie erinnert sich an eine Schmähung, die ein liechtensteinischer Bürger einer liechtensteinischen Bürgerin – die aber eben nicht von da, sondern von dort war – angetan haben soll: Sie möge ihr Bündel packen und dorthin ziehen, woher sie gekommen sei. Das Bündel packen. Das Mündel mitsamt dem Bündel packen. Wohin? Dorthin, wo die Gesetze sind wie hier?

Sie begreift nicht, wie sie als stimmberechtigte Volljährige und arbeitsfähige Frau ein solches Schreiben erhält. Der aus dem Personenrecht des Mittelalters stammende Begriff «Munt» heisst so viel wie Schirm oder Schutz. Benötigt sie diesen Schutz, weil sie unverheiratet ist und die «rationale» und «moralische» Instanz des Mannes an ihrer Seite fehlt? Worin besteht der Schutz für das Kind? In der Verwaltung des Mündelgeldes in mündelsicheren Anlagen? Trittsicher. Es ist, als ob sie nicht selbst ihre Schritte in die nächsten Tage setzte, es ist, als ob sie getreten würde.

Mündel, Mündel,

Bündel, Bündel,

im Gleichschritt den Gleichtritt.

Gespucktes Wort an der Wand. Schattenbündel unsäglich bespuckt.

Ein Bürger aus dem benachbarten vorarlbergischen Grosswalsertal erzählte, dass die Frauen mit den «ledigen» Kindern sich am Sonntag am Eingang zur Kirche aufzustellen hatten, um ihr «Mündel» von den «Herren» bespucken zu lassen. Vielleicht war sogar der Erzeuger in «überzeugter Moral» unter ihnen. In ihren Träumen verwandelt sie den Weihwasserkessel, mit dem die Frauen nach dem Gebären «ausgesegnet» wurden, in einen Spucknapf.

Liechtenstein ist keine Insel, von Rhein und Ill geschützt. Die Brücken, nicht der Mundart, sondern der Mündelart in der Amtssprache, «verbündelten» bis vor 22 Jahren das kleine Land mit den Nachbarn Österreich und der Schweiz. Auch dort waren die Rechte der Frauen beschnitten. Es ist nicht ein Einzelfall, dass einer Frau, deren Mann verstorben war, die Kinder weggenommen und in Heime gesteckt wurden. In der Schweiz über Tausende.

M wie mündig

Das Wort mit dem Umlaut ü und den Konsonanten M und I hat trotz des weichen Klanges verborgene Widerhaken. Im Ringen um den Atem versucht das zappelnde Wort sich zu retten. Kopfüber wird das M ein W.

Die Widerhaken verwunden. M wie Mund. W wie wund.

Je mehr sie versucht, sich von dem Makel zu befreien, verheddert sie sich in den Gesetzesmaschen. Sie stellt sich die Frage nach ihrer Identität und erkennt, dass Volljährigkeit und Wahlberechtigung zwar Akte sind, sich in die Verantwortung zu stellen, jedoch dem Mündigsein nicht genügen. Ist Mündigkeit nicht auch die Frage nach Leben und danach, ob ein Leben in Würde gelingt? Menschenrechtsdebatten zeigen auf, dass auch das Herz, die Seele, die Würde verletzt sein können. Wird ihr stigmatisiertes Mutter-Sein zum Rollenspiel zwischen ihrer Identität und der Gesellschaft?

Ralph Kellenberger braucht in seiner Abhandlung über «Identitätstheorie und Menschenrechtsdiskussion» das Bild der Identitätskarte mit einer Aussenseite und einer Innenseite. Das Individuum könne sich kaum mit dem Rollenspiel begnügen. Der Einzelne könne sich weder definieren noch ohne menschliche Umwelt agieren. Beides sei im Spannungsverhältnis von Autonomie und Rolle implizit enthalten. Eine bemerkenswerte Parallele zur Rollentheorie stelle Kants kategorischer Imperativ dar. «Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.» Das bedeute nichts anderes, als dass man imstande sein solle, Vorgaben von aussen auch als eigene zu akzeptieren.¹ Der stecken gebliebene Widerhaken in der Wunde stachelte ihren Widerstand an.

Sie wird für unmündig gehalten, ihr Kind ohne Gesetzesbeistand zu erziehen. Ist diese Unmündigkeit selbstverschuldet. Wer spricht von Schuld? Der Philosoph sagt: «Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der EntschlieÙung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen.»² Sie will die Herausforderung annehmen und dem Leben das Recht einräumen. Den Mund auf tun für ein Leben in sozialer Gerechtigkeit. Das Ohr auf tun für Diskriminierendes im Wort. Im Wunsch, dem Prozess der Fragestellungen der eigenen Mündigkeit und damit der eigenen Würde näher zu kommen, stellt sie sich vor den Spiegel und hinterfragt hinter dem Spiegel ihrer Augen ihr Abstimmungsverhalten. Lässt sie sich von Wahlversprechungs-floskeln und der Meinung anderer manipulieren? Gibt es eine letzte Definition für Mündigkeit? In der Sprache verschreibt sie sich der Gefährdung durch Abnützung und unbedachten Wortgebrauch. Wie nah dem Stammwort das Oppositionswort nur durch das Verwenden einer Vorsilbe ist, bemerkt sie, als sie vor dem Schlafengehen noch in ihr Tagebuch schreibt:

¹ Riklin, A., Wildhaber, L. & Wille, H. (Hrsg.). (1993). *Kleinstaat und Menschenrechte*. vgl. S. 165. Basel: Helbing & Lichtenhahn Verlag AG.

² <http://www.uni-potsdam.de/u/philosophie/texte/kant/aufklaer.htm> [25.3.2014]. Vgl. S. 1

würdigung
und
ent
vor
würdigung

Und dann träumt sie, sie sei selbst gefangen im Netz und sieht kopfüber, kopfunter die M zu W werden und liest statt DEMOKRATIE DEWOKRATIE, statt MUT WUT, statt MEINUNG WEINUNG, statt DIPLOMATIE DIPLOWATTIE statt MACHT WACHT, statt KLEINMUETIG KLEINWUETIG, statt MUND WUND.

Bei einer Recherche 2014 am Hohen Gericht erhält sie die Auskunft, es sei jetzt alles überarbeitet. Nach 20 Jahren, das sei schon lange her, erhielt sie die Auskunft über den Gebrauch der Wörter «Mündel», «Vormund», «Vormundschaft». Heute heiße es «Sachwalter» und «Sachwalterschaft».



n **n** *n*

na

na

an

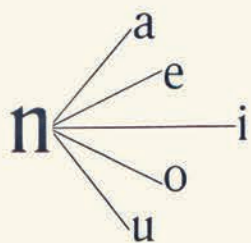
an

in

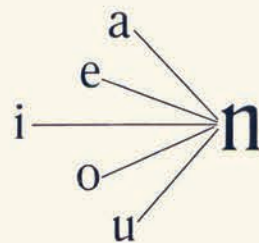
in


ein

ein



n



ein 

ein 

ein 

o nun,

ei nein,

o au

ein 

eine 

eine 

eine 

Nation

Jürgen Schremser

Anmerkungen zu einer Lücke im Lexikon

Im Historischen Lexikon des Fürstentums Liechtenstein (HLFL) ist der «Nation» kein eigenes Lemma (Stichwort) gewidmet, ebenso wie übrigens «Staat» ohne eigenes Stichwort auskommen muss! Und die Bezeichnung «Land», die im Singular und Plural gern die Stelle der etwas hochtrabenden Vokabel «Nation» einnimmt? Hierzu gibt es im HLFL einen eigenen Artikel, der die Bedeutung dieses Terminus nur bis zur Schwelle des 18. Jahrhunderts führt und nichts von jenem landläufigen Gebrauch des Wortes «Land» ahnen lässt, der in Liechtenstein sowohl das Staatsgebiet als Aufenthaltsort («bischt im Land?») wie auch die Regierung beziehungsweise die öffentliche Hand meint («schaffscht bim Land?»), nicht den Fürsten. Die Zurückhaltung bei politisch-historischen Schlüsselbegriffen wie «Nation» mag viele Gründe haben; es fragt sich, welcher ausschlaggebend war?

Wurde, sapperlot, das Stichwort einfach übersehen? Das ist schwer vorstellbar, zumal sich im HLFL zahlreiche Artikel finden, in denen das Wort- und Bedeutungsfeld von Nation, Staat und Land zur Beschreibung kommt, so unter «Nationale Bewegung», «Landesinstitute» oder «Staatskrise». Es finden sich auch historische Exkurse zu politischen Kategorien wie «Monarchie» und «Demokratie», warum nicht auch zur Bedeutungsgeschichte der «Nation» und ihrer realhistorischen Ausprägung als «Nationalstaat» seit dem späten 18. Jahrhundert?

Wurde vielleicht aus systematischen Gründen darauf verzichtet, allgemeine kulturelle Phänomene, für die ein hinreichendes Vorverständnis unterstellt werden kann und die erst in einer besonderen Ausprägung oder ereignisbezogen unter den historischen Bestand Liechtensteins fallen, unter einem allgemeinen Stichwort anzuführen? Warum dann finden sich Artikel unter den sehr allgemeinen Stichworten «Sprache» oder «Alkoholismus»? Hier kann weiter gedacht und assoziiert werden: National-Sprache, Landes-Sprache, National-Getränk. Das Zusammenwirken von Trinken, Ansprachen und patriotischen Feiern – über die Betrunkenen nach Volksfesten bis hin zu Katerstimmung und Siegestrunkenen nach Volksentscheiden – wäre wohl einer gründlichen Erörterung wert. Einerseits ist die Bekämpfung der Trunksucht eine Staatsaufgabe im Verfassungsrang, wie der Autor Pio Schurti im HLFL-Artikel «Alkoholismus» anmerkt. Andererseits hat sich schon manche/r in und mit patriotischer Hochstimmung berauscht. Er/sie hatte eine Fahne unter der Fahne. Wir-Gefühle als Bier-Gefühle ... «Wir sind Liechtenstein», auf diese volksdämmliche Formel im Neusprech des «Partyotismus» haben es einige in Liechtenstein auch schon gebracht und damit eine ebendort nachweisbare Tradition von Zusammengehörigkeitsappellen fortgeschrieben. An diesen freizeitgesellschaftlichen Ausläufern des Wir-Bewusstseins liesse sich doch das Nationale im Bauch der Landesgeschichte etwas auffädeln. Nicht?

Die Nation als Wille und Vorstellung

Vielleicht aber auch fehlt es der «Nation» an Substanz und Relevanz in der Entwicklung des Landes Liechtenstein. Ja, vielleicht mangelt es einfach am Gegenstand zum Begriff! «La Suisse n'existe pas» (Ben Vautier). Die Substanzlosigkeit der Nation im Sinne eines erfundenen, durch und durch menschengemachten politischen Projekts des 19. Jahrhunderts ist längst Gemeinplatz. Auch in Liechtenstein wird das Konstruierte der Nation beziehungsweise der nationalen Identität ins Spiel gebracht, wenn über das Gemeinsame der Landesbewohner nachgedacht wird: «Bevor sich der Wille zum Zusammenleben formierte, musste sich unter der Bevölkerung zunächst ein Bewusstsein der nationalen Einheit bilden bzw. musste diese nationale Zugehörigkeit konstruiert werden.» (Alicia Längle, 2001). Die Autorin dieses Statements ist in der Aussenvertretung Liechtensteins tätig, dem klassischen Umschlagplatz diplomatischer Fiktionen des Staatlichen als «Nation», sprich als international berechenbare, vertragsfähige Aktionseinheit. Die Verstärkung der von aussen wahrnehmbaren nationalen Identität im Sinne einer Image-Werbung für Liechtenstein beschäftigte schon einige Regierungen. Das entsprechende Know-how firmiert mittlerweile unter «nation branding» und wird als Gestaltungsauftrag ausgeschrieben und umgesetzt. Freilich ist und waren Nationen immer Objekte des Designs – ästhetisch und ideologisch – und nicht – wie der Wortstamm «natus» (geboren, entsprungen) nahelegen würde – eine der sozialen Natur der menschlichen Gattung entwachsene, eben naturwüchsige Form der Gruppenbildung. Die «Nation» ist ein durch und durch mentales Gebilde, in dem sich ganze Bevölkerungen und Sprachgruppen vor und nach ihrer Verstaatlichung als ein Gemeinwesen vorstellen und sowohl rhetorisch (Nationalversammlung) als auch symbolisch (Nationalflagge) repräsentieren lassen. Nicht nur die auf die Gründung einer Nation gerichtete, literarisch inspirierte nationale Bewegung (siehe «Junges Deutschland» vor 1848), auch der etablierte Nationalstaat selbst baut auf eine «imaginierte Gemeinschaft» (Benedict Anderson): ein durch Fernkommunikation erschlossener Gesprächsraum voller Fiktionen, angefangen von der Idee einer Einheit im politischen Wollen und Erleiden über die Nationalgeschichte, die uns Länder als Quasi-Subjekte mit eigenem Schicksal schildert, bis zum rückblickenden Gründungsmythos, der noch einmal das menschlich Hervorgebrachte natürlich erscheinen lässt: birth of a nation, dem Schoss der Geschichte entsprungen. Diese Nation als Wille und Vorstellung, als kollektive Erinnerung des angeblich gemeinsam Durchgemachten, als verstaatlichter Gemein-Wille und massenmediale Propaganda bis hin zum hegemonialen Wahn (Grossdeutschland), war begeistert und massenbewegend wie sonst nichts im politischen Leben Europas. Die Idee der Nation machte Karriere und Eindruck. Etwa nicht auch in Liechtenstein?

Die Bestreitung der geschichtlichen Relevanz einer nationalen Denk- und Empfindungsweise in Liechtenstein wäre eine gewagte These. Es gibt im historischen Terrain des Landes zahlreiche gegenteilige Hinweise. Etwa in den Tagesnotizen des belesenen Tagelöhners Josef Walch aus Vaduz. Dieser hielt das für ihn Bedeutsame in eigenwilliger Mischung fest, so für den September 1898: «12. Klee gemäht im

Mühleholz 13. Regen. 10. Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich durch den Anarchisten Lucheni in Genf um 1/2 1 Uhr. Die öffentlichen Gebäude in Vaduz waren Mittwochs d. 14. schwarz beflaggt. Als der Sonderzug mit der Leiche der Kaiserin Mittwochs um 3/4 11 Uhr *die Nation* [Hervorh. JS] passierte wurde mit allen Glocken geläutet.» Die «Nation» oder das liechtensteinische Hoheitsgebiet, dessen Umfang erst 1865 bis 1871 durch die Landesvermessung genauer bestimmt war. Gerade nach der Verfassungsgebung von 1862 finden wir unterschiedlichste Zeugnisse eines Selbstverständnisses von Liechtensteinern, das in Tonart und Äusserungsweise nationale Koordinaten ins Spiel bringt, etwa als Repräsentationsethos eines Landtagsabgeordneten: «Das Wort Vaduzer möchte ich mir verbeten, das ist nicht parlamentarisch. Wir vertreten nur das Land.» (Franz Anton Kirchthaler, 1864) Oder als vaterländische Dichtung: «Für unser Heimatland,/ wo unsere Wiege stand,/ für unser Vaterland/ das Herz erglüht» (Albert Schaedler: *Vaterlandshymne*, 1879) Oder als Pathos eines kulturellen Neubeginns: Als im Jahr der Verfassung 1862 ein paar Triesner Arbeiter und Handwerker die erste nachweisbare Laientheatergruppe ins Leben rufen, sind sie dazu während ihres Arbeitsaufenthalts in der benachbarten Schweiz angeregt, nicht nur künstlerisch, wie der Initiator Wendelin Ehrny die Stimmung im Theaterwinter 1862 schildert: «Wir hatten es wie die Schweizer, wir wollten frei sein und waren wirklich einig, ein einig Volk von Brüdern [...].»

Auch in jüngerer Zeit werden in Liechtenstein nationale Töne angeschlagen, die keine Abweichung von sonst üblichen Sprechweisen vermuten lassen. «National» ist das, was an den Staat in seiner Gesamtheit, als historisches Territorium und politische Assoziation, als Mitbestimmungs- und Erinnerungsgemeinschaft appelliert: «Die Aufarbeitung der Geschichte und Rolle Liechtensteins während der Zeit des Zweiten Weltkrieges ist für Liechtenstein von nationaler Bedeutung», verkündete das liechtensteinische Presseamt am 23. Dezember 2000. Und die Freie Liste begründete 2013 ihr Postulat für ein Wahlrecht der im Ausland lebenden Liechtensteiner damit, dass jeder Bürger des Landes «integraler Teil der Nation» sei und am Schicksal des Landes ein aktives Mitbestimmungsrecht unabhängig vom Wohnort besitzen solle.

Freilich könnte man immer noch die These vertreten, dass nationale Denke und nationalstaatliche Pose dem entmilitarisierten Kleinstaat letztlich äusserlich geblieben seien, seiner besonderen historischen Genese und politischen Kultur jenseits des volkssouveränen Mainstreams unangemessen. Dort, wo von Nation oder national gesprochen wird, passt man sich eben einem gängigen Sprachgebrauch an. Liechtenstein wäre demnach im konventionellen Sinne eine Nation mit einer Fussball-Nationalmannschaft (vormals «Landesauswahl») und dergleichen. Die Vermutung, es handle sich beim liechtensteinischen Gebrauch des Nationalen um eine diplomatische Floskel beziehungsweise die unvermeidliche Anpassung an inter-nationale Verkehrsformen, lässt sich hingegen durch keine heimische Gelassenheit geschweige denn anerkannte öffentliche Ironie im Umgang mit dem Staatlichen belegen (der einzige, der in Liechtenstein öffentlich den Staat zum his-

torischen Auslaufmodell erklärt, ist ironischerweise das Staatsoberhaupt). Im Gegenteil: Das Pathos um Land und Leute hat seinen sicheren Platz in politischen Appellen und monumentalen Liechtenstein-Darstellungen bis heute. «Das Historische Lexikon des Fürstentums Liechtenstein hat auch eine staatspolitische Bedeutung, indem es die Identität dieses Landes und seiner Bevölkerung stärkt sowie ein Botschafter unseres Landes nach aussen ist.», schreibt, diesmal ganz Staatsmann und Einheitsstifter, Fürst Hans-Adam II. im HLFL «Zum Geleit». Ein Buch als Botschafter des Landes und der Fürst stellt die Ernennungsurkunde aus! Tatsächlich steht das «Pionierwerk» (Arthur Brunhart) HLFL selbst in einer Tradition von Erzählungen, die unter dem Titel «Liechtenstein» nichts weniger als einen politisch, geographisch und historisch verbundenen Komplex fortschreiben: etwa eine Nation? Dass deren Ganzheit (nicht nur in Bezug auf Liechtenstein) reichlich rissig und mittlerweile gar altmodisch, jedoch – im Falle Liechtensteins – kaum blutbefleckt daherkommt, wäre geradezu ein Grund, sich der Idee der liechtensteinischen Nation in ihrer historischen Kuriosität zu widmen.

Kurios? Wahrlich: «Was sagt die Geschichte zu unserem Staatsbewusstsein? Die Geschichte des 19. Jahrhunderts beantwortet die Frage zureichend. [...] Vorerst die beinahe kabarettistische Situation, in der Napoleon Liechtenstein die Souveränität gewährte, ohne daß sie gewünscht wurde.» (Georg Malin, 1972). Tragikomisch: Die Grande Nation unter Napoleon, der europäische Prototyp der selbst ermächtigten, emanzipatorischen Bürger-Nation, erhebt das liechtensteinische Fürstentum in den Stand einer landesherrlichen Souveränität, unter der die letzten Volksrechte beseitigt werden. «Wenn wir heute die 150. Wiederkehr des Jahres der Erlangung unserer Souveränität feiern, so erinnern wir uns daran, dass nicht ein Aufstand unserer Väter, nicht eine Revolution gegen die damalige Staatsordnung, auch nicht ein Befreiungskrieg an der Wiege unserer Eigenstaatlichkeit steht [...]» (Alexander Frick, 1956).

Gerade die staatsbegründende politische Impotenz um 1800, die Verlegenheiten und Komplizierungen, welche die Entwicklung eines staatlichen Zusammenhalts im Bewusstsein und den landläufigen Vorstellungen der in Liechtenstein lebenden Menschen ausmachen, liefern den Stoff für einen schönen Nationen-Artikel!

Die liechtensteinische Nation und ihre Paarungen

An dieser Stelle seien zwei Schwierigkeiten bei der Konstruktion eines zugleich einheitlichen und besonderen Gemeinwesens der Liechtensteiner angeführt:

Zunächst erscheint das Nationale in Liechtensteins Geschichte als ein Splitter und Reflex des Deutschnationalismus im 19. Jahrhundert. Dort, wo feierlich die Nation oder das Vaterland angerufen werden, ist die Verklammerung mit dem grösseren deutschen Schicksal mitgedacht. Nicht nur in jener stürmischen Phase des liberalen, burschenschaftlichen Engagements, von dem Peter Kaisers *Lied vom Feuer* etwas beunruhigend dichtet: «Nicht zum Saufen ist der Wein uns worden,/ dass uns Sinn und Schmerz und Qual vergehen,/ wir den Dolch in Deutschlands Brust nicht sehen,/ wenn er seine Männer droht zu morden!» (1817)

Nein, auch weiterhin, über 1848 und die Auflösung des Deutschen Bundes 1866 hinaus, genesen Liechtensteiner am deutschen Wesen. Die Schulbücher, die meine Vaduzer Grossmutter bis zum Ersten Weltkrieg zu lesen hatte, lassen die Weltgeschichte im deutschen Sieg über die Franzosen bei Sedan gipfeln und der darauf folgenden Errichtung des Deutschen Reichs 1871. Gemeinhin wird die deutsch-liechtensteinische Beziehung gerne vom Ende des Zweiten Weltkriegs her erzählt, also von der Befreiung von den politischen Vormachtansprüchen des deutschen Nationalstaates. Dadurch bleibt unterbelichtet, wie sehr die lokale Kultur ganz selbstverständlich deutschorientiert war und bis in die Jahre des Nationalsozialismus an deutschen Vorbildern ausgerichtet blieb. Symptomatisch dafür mag die Geschichte der Landeshymne stehen, deren Umschreibung weg von ihren deutsch-nationalen Einschlüssen erst 1963 durch Landtagsbeschluss offiziell wurde. Davor (und auch danach) finden sich germanozentrische Geschichtsbilder, deutschümelnde Freilichtspiele, völkische Vokabeln, Denk- und Empfindungsweisen bis hin zu jener Konstruktion eines liechtensteinischen «Volkstums» in den 1950er Jahren, das sich in seiner Suche nach Wurzeln und Abstammung und dem Lob auf Scholle und Blut wie ein Spiegel der NS-Propaganda darstellt. Selbst die nationale Schutzformel «Für Gott, Fürst und Vaterland» von 1940 hat preussische Vorläufer: Die Wahlsprüche «pro deo, rege et patria» beziehungsweise «für Gott, König und Vaterland» wurden im 18. und 19. Jahrhundert auf Fahnen und Mützen der preussischen Landwehr angebracht.

Eine zweite Komplizierung oder besondere Schwierigkeit in der Konstruktion der liechtensteinischen Nation besteht in ihrer inneren, konstitutiven Doppelgestalt. Sie lässt sich jenseits der Flagge schwer auf einen Nenner bringen, auf ein plausibles Symbol reduzieren. Man denke nur an die zwanghaften und unfreiwillig komischen Versuche, eine treffende Dach-Marke für Liechtenstein zu prägen. Ein künstlerischer Ansatz der nationalen Symbolstiftung von aussen sei in Erinnerung gerufen: Als der Schweizer Autor und Theaterregisseur Oskar Eberle für das 150-Jahr-Jubiläum der liechtensteinischen Souveränität 1956 ein Festspiel verfasste, entwarf er (erstmalig?) eine allegorische Gestalt für das Land Liechtenstein: eine Frau namens Barbara. Während aber die heroischen Schwestern dieser Barbara, etwa die Schweizer Helvetia oder die französische Marianne, für sich stehend das Wappen ihrer Nationen führen, wurde Barbara zum Ende des Festspiels vom Fürsten befreit und zum Tanz geleitet.

Abgesehen vom «grösseren Bruder» des deutschen Vaterlands hatten sich die liechtensteinischen Bevölkerungen je schon damit zu befassen, dass sie in gemeinsamen Angelegenheiten auch «zu Hause» nie unter sich sind. Als Regierungschef Josef Hoop, so schildert es der Historiker Peter Geiger in Band 2 der *Krisenzeit*, damit beschäftigt war, in der Märzkrise 1938 den erforderlichen Kompromiss zwischen Vaterländischer Union und regierender Bürgerpartei zu verhandeln, war ihm das kurzfristige Eintreffen des alarmierten Thronfolgers Franz Josef eher lästig. Hoop wies sein Dienstmädchen an, er sei nicht zu sprechen falls «einer in Knickerbockerhosen» (Prinz Franz Josef) auftauchen sollte.

Und sei es auch noch so gut verhandelt, das Einvernehmen der Einheimischen steht immer unter dem Vorbehalt der Zustimmung eines Gegenübers, das sich zugleich als Teil (Mitbürger, Familienmitglied) und eigenständiger, ja übergeordneter Kooperationspartner des politischen Gemeinwesens versteht: der Landesfürst. Ob er nun die Rolle des Staatsgründers, Namensgebers, Landesvaters, Schutzpatrons oder der entscheidenden zweiten Verhandlungspartei in Verfassungsfragen einnimmt, der Fürst bleibt eine auf das nationale Geschehen oder Geschick bezogene Instanz, ohne sich in eine Reihe mit der sonstigen Bürgerschaft stellen zu müssen, diese zugleich schirmend und spaltend, fördernd und provozierend.

Hört und liest man sich etwa in die Landesmedien hinein, wird deutlich, wie sehr die öffentliche Behauptung einer liechtensteinischen Staatlichkeit ganz selbstverständlich durch ein einerseits und andererseits, ein zumindest gedoppeltes «wir» und entsprechende Perspektivenwechsel geprägt ist, die eben damit zu tun haben, dass es sich hier ganz grundsätzlich nicht um eine Nation der Gleichgebürtigen und -berechtigten handelt. Hierzu nebst vielen ein Beispiel aus jüngerer Vergangenheit, als das *Liechtensteiner Vaterland* am 16. August 2013 über den Staatsfeiertag berichtete*:

«Landtagspräsident Albert Frick erinnerte in seiner Rede an die Hintergründe der Begründung des Staatsfeiertags und sprach von einer «Willensnation». Inwieweit ist Liechtenstein auch in den Augen des Staatsoberhauptes eine «Willensnation» und welche Perspektive gibt der Fürst dieser «Willensnation» in den wirtschaftlich schwierigen Jahren, die vor Liechtenstein liegen? Dazu führte der Landesfürst aus: «Wir sind sicher eine Willensnation. Wir sind nicht so eine National-Nation im Sinne eines bestimmten Sprachgebietes, sondern es ist der Wille von meinen Vorfahren, dann in kritischen Zeiten aber auch der Wille der Bevölkerung gewesen, an diesem Staatsgebilde festzuhalten.»»

Während sich der Landtagspräsident, der höchste Volksvertreter, darum bemüht, eine plausible Formel für ein zeitgemässes politisches «Wir» zu finden, legt die Redaktion einer Zeitung namens «Vaterland» die Formulierung des politischen Sprechers nunmehr dem Fürsten vor, der sie auf ihre Stimmigkeit und Zukunftsfähigkeit hin prüfen kann. Ein schönes Abbild der nationalen Medien- und Machtverhältnisse. Und der Fürst, routinierter Souverän und authentischer Interpret der Landesgeschichte, zeigt sich zugleich huldvoll und gewieft. Er stimmt dem Begriff «Willensnation» zunächst zu und ordnet sich in dieses «Wir» ein (wobei eine gewisse Unsicherheit besteht, wen er denn nun mit dem «Wir» meint; ist es ein majestätischer Plural, das «Wir» der fürstlichen Familie oder ein kommunes «wir Liechtensteiner»?), um es dann sogleich gegen ein anderes, ein sprachkulturelles Nationen-Verständnis abzusetzen. Dachte der Fürst an die deutschsprachige Welt, in der, von aussen betrachtet, Liechtenstein leicht zu verschwinden droht? Der Fürst fährt dann fort, den Willen, der in der zitierten Äusserung von Frick noch etwas abstrakt blieb, konkreten Akteuren zuzuordnen. Und dabei steht an historisch

* Mein Dank für diesen Hinweis an Robert Allgäuer

erster Stelle der «Wille von meinen Vorfahren», erst danach jener der «Bevölkerung» (wohl gemerkt, nicht «Volk»), «an diesem Staatsgebilde festzuhalten». Und letzteres unter bestimmten Umständen, «in kritischen Zeiten». Notgedrungen. Die vom *Liechtensteiner Vaterland* übermittelte Einschätzung des Fürsten lässt den rhetorischen Anlauf des Landtagspräsidenten auf einen gut gemeinten, völlig unverbindlichen Denkanstoss zusammenschrumpfen. Die Übernahme und Zulassung der Willensnation für Liechtenstein wird vom Landesfürsten nur in einer Fassung akzeptiert, welche die für Liechtenstein entscheidenden Willensträger auf ihre historischen Plätze verweist. Und diese verlängern sich zugleich in asymmetrische Rollen und Positionen der Gegenwart. Der Wille seiner Vorfahren ist keiner, von dem sich ein Fürst ohne weiteres verabschieden wird. Er setzt ihn dynastisch und im Verfassungsstatut fort. Und der Wille der Bevölkerung? Dieser tut sich «in kritischen Zeiten» und von Abstimmung zu Abstimmung kund. Er vermag es aber nicht, aus sich selbst eine Nation zu formen. Die Möglichkeit, einem solchen Gedanken durch Übernahme einer Schweizer Formel «Willensnation» (Arnold Koller, 1998), näherzutreten, ist am Staatsfeiertag 2013 – also in würdigem Rahmen – bereits im Ansatz unterbunden worden.



o

o

o

o

o

o

o

o

o

o

i

u

e

l

i

u

l

i

o o e u

l i o u

Opposition

Herbert Hilbe

Spät war er darauf gekommen. Aber irgendwie zufällig – oder auch nicht – beschloss er, etwas zu versuchen, das ihm vor einigen Jahren bei jemand anderem nur ein mitleidiges Lächeln entlockt hätte.

Das Leben bringt immer wieder Neues, Unbekanntes. Dies wohl wissend war er in diesem Moment davon überzeugt, dass in ihm vielleicht noch etwas schlummerte, von dem er noch gar nichts wusste. Bald würde er fünfzig sein, den dritten Frühling fühlte er bereits. Er lag im Krankenhaus nach einer Leistenoperation. Er lag da und liess, für zwei Tage zum Nichtstun verurteilt, alle Gedanken zu. Eine Bemerkung fiel ihm ein, die kürzlich ein Freund gemacht hatte. Man sprach über die Vereinigten Staaten und die Menschen in den Staaten. Für einmal war man sich in der Runde einig: Die Menschen dort sind krankhaft selbstverliebt, haben ein Weltbild ohne Nuancen und so weiter. Da meinte eben jener Freund, dass es in Amerika zwar dazugehöre, eine Psychotherapie zu machen, jedoch jeder einmal im Leben eine solche gemacht haben sollte. Sie decke Verstecktes auf, öffne Türen, die man gar nicht gekannt habe und vieles mehr, wenn man der Selbstreflexion fähig sei, und dann lägen die Irrwege und Wege offen vor einem selbst.

Ihm wurde bald klar, dass er diese Erfahrung machen wollte, und so griff er nach seinem Tablet und suchte sich die Psychotherapie-Praxen in der Umgebung heraus. Er verliess sich bei der Suche auf sein Gefühl. Ein wohlklingender Name musste es sein – und eine Frau; das wurde ihm bald einmal klar. Und als diese Bedingungen feststanden, hatte er auch sofort einen Namen gefunden. Er rief an, und bereits stand der erste Termin fest. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Er verliess seine Gedanken und fiel narkosemüde in einen tiefen und traumfreien Schlaf.

In den ersten Therapiestunden hatte er der Therapeutin viel zu erzählen, er zeichnete seine ganze Familie auf und verteilte verschiedenste Eigenschaften an die Familienmitglieder, von der Urgrossmutter bis zu seinen Geschwistern. Die Therapeutin interessierte sich für seine sozialen Kontakte, seine Ausbildung und dafür, wie er auf seinen Beruf gekommen war. Schliesslich waren es nur noch Begebenheiten, die gerade stattgefunden hatten und die für ihn wichtig waren oder die ihn betroffen machten, von denen er erzählte. Seiner Subjektivität setzte die Therapeutin ihre geschulte eigene Subjektivität entgegen. Sie schätzte ihn so ein, dass er zu einer – auch radikalen – Opposition neige, wenn er mit etwas nicht einverstanden sei. Das habe sich schon beim Heranwachsen gezeigt. Dass er sich fast immer verweigere, wenn das Wort «du musst», falle. Auf andere wirke das arrogant, sofern sie es nicht mit Sturheit verwechselten.

Er dachte immer wieder an die Worte der Therapeutin, beleuchtete sein Leben erneut unter diesem Aspekt. Als Kind musste er, wie es damals üblich war, gehorchen, vieles war verboten. Widerrede gab es keine. Verbotenes zu tun war die ein-

zige Möglichkeit einer Opposition, solange es die Eltern nicht erfuhren. Irgendwann begann für ihn das Leben, er fühlte sich frei (wenn es Freiheit überhaupt gab). Jedenfalls begann er politisch zu denken. Die Lehrer an seiner Schule förderten und forderten das eigenständige Denken, und so wagte er es bald einmal, sich öffentlich zu Wort zu melden. Er schrieb, las Geschichtsbücher, Biographien und Zeitungen. Er war fasziniert von der politischen Opposition, bewunderte die Kämpfer von 1848 bis 1968 und 1980. Das Schicksal Michael Kohlhaas', das selbstzerstörerische Leben Edith Piafs ... je ne regrette rien. Er hasste Gewalt in jeglicher Form, und dennoch waren ihm RAF und Brigade Rosse irgendwie sympathisch; ihre Beweggründe, ihre gefühlte Ohnmacht verstand er, zumindest glaubte er sie zu verstehen. Zu den Zürcher Unruhen 1980 schrieb er öffentlich. Dies hatte einen Anruf der Polizei zur Folge; theoretisch könnte man ihn wegen eines Aufrufs zur Gewalt anzeigen. Es passierte nichts. Dann war da noch die Prüderie nach dem Krieg. Nach Paris, New York und Berlin in den Zwanzigerjahren für ihn unverständlich. Opposition. Nackt auf einem Felsen der Verzasca mit der Freundin liegen, Badehosenwechsel im Freibad ohne verdeckendes Badetuch, offener Vorhang im Kaufhaus bei der Anprobe von Jeans ...

In seinem Land gab es keine Missstände. Zumindest nicht auf dem Teppich. Alles war zu übersichtlich, und ein Politiker konnte sich nichts erlauben, denn es wäre allzu schnell an die Öffentlichkeit gelangt. Andernorts aber gab es genügend Vorkommnisse, die die Fratze der Politik aufzeigten. Den Fall Barschel verfolgte er besonders. Das Aufkommen der Grünen gab ihm Hoffnung zu einer Zeit, als im eigenen Land eben erst ein grünes Pflänzchen zu keimen begann. So vergingen die Jahre zwischen Hoffnung und Enttäuschung. Er fühlte sich wieder als Oppositioneller. Etwas besonnener? Kaum. Zu gross waren die Enttäuschungen. Hoyerswerda lag nicht etwa nur in der Lausitz. Auch in seinem Land gab es ein Hoyerswerda, und sonntags waren primitive Flugblätter im Postkasten. Jeder kannte die säuberlich Rasierten mit den teuren Stiefeln, sie versteckten sich kaum. Nur die Polizei schien sie nicht zu finden. Er ging wieder in Opposition, dieses Mal in Form einer Uniformphobie.

Mit dem Älterwerden fand auch bei ihm ein Umdenken statt. Die Grünen mutierten zu Gegnern eines Karnivoren, der er war. Die Sozialisten stellten den Nadelstreif ins Schaufenster. Das Volk wählte untätige Willfähige der Wirtschaft. In seiner bis anhin übersichtlichen Heimat machten das Menschliche und der gesunde Menschenverstand langsam der Zwietracht Platz. Populismus und Lügen fanden Anhänger. Die charismatischen, intelligenten Politiker waren im Ruhestand, das Parlament schwach, die Regierung machtbesessen. Ein krankhafter Sparwahn griff weit um sich, die Staaten holten sich Geld, indem sie sparten, kürzten, alles unter grossem Gejammer. Die Kürzungen und Sparmassnahmen betrafen die weniger Bemittelten. Geholt wurde nichts. Und schliesslich breitete sich ein Fundamentalismus vollends aus. Der Fundamentalismus des Islam machte allen Angst. Diese Angst hatte er nicht. Er hatte andere Ängste. Einzelne Katholiken riefen zur Schwulenhatz (wohl ohne polizeilichen Anruf), und neben dem, den sie Gott nen-

nen, sitzt der Puppenspieler mit Tausenden Fäden und bewegt die Marionetten auf seiner Puppenbühne. Opposition? Er wusste es nicht, er war müde. So beschloss er vorerst, auf seine politischen Rechte zu verzichten. So, wie ich ihn kenne, wird er die Urne künftig meiden, bis eine andere Urne seine Überreste in die Arme nimmt. Als Oppositioneller wird er sich an Wahltagen in seinem Innern immer noch fühlen.



P p

P p

Wir machen einen Schneemann!

Peter, komm her! Wir machen einen Schneemann. Pepi, mach den Rumpf! Paula macht den Kopf, die Nase, den Mund. Ich mache ihm die Arme. Da ist sein Hut. In die Hand bekommt er einen Prügel.

Peter Paar Post

Paul Prügel Postauto

Paula Paket Postbote

Paris

Christine Glinski-Kaufmann

Über zehn Jahre war mein Grossvater Christoph Kaufmann wie vom Erdboden verschluckt. Als er wieder auftauchte, war seine Rückkehr für viele ein Wunder.

Eigentlich grenzt schon seine Geburt an ein Wunder. Als Christoph am 13.10.1878 auf die Welt kam, war seine Mutter Katharina 44 Jahre alt. Sein Vater war 48. Dieser Mann, der ebenfalls Christoph hiess, war ein Jahr zuvor nach jahrelanger Abwesenheit aus dem Glarner Dorf Niederurnen nach Schaan zurückgekehrt. Er war verwitwet und suchte für sich und seine zwei Buben einen neuen Anfang. Ein Dach über dem Kopf und Arbeit als Zimmermann fand er rasch. Doch wer würde sich um seine Buben kümmern, wenn er bei der Arbeit war? Er brauchte dringend eine Magd.

An einem frühen Morgen ging er mit seinen Söhnen von Schaan nach Vaduz und fragte jeden, den er traf: «Kennst du eine Frau, die als Magd zu uns kommt?» Vergeblich! Er ging weiter und fand in Triesen niemanden und auch in Balzers nicht. Dann kam er nach Trübbach und fragte überall nach. Auch in Sargans fragte er, und dort endlich sagte ihm einer: «Geh nach Wangs!» Oberhalb von Wangs wohne ein Vater mit vier ledigen Töchtern. Vielleicht ... – nun, er solle doch dort fragen.

So ging mein Urgrossvater mit seinen Buben hinauf nach Oberwangs zu einem uralten, niedrigen Holzhaus. Drinnen lebte ein greiser Vater mit seinem geistig behinderten Sohn und seinen ledigen Töchtern. Es waren nicht – wie unterwegs verheissen – vier ledige Töchter, aber immerhin drei. Sie wurden sich einig, und mein Urgrossvater nahm eine von ihnen mit. Spät in der Nacht kamen sie zu viert in Schaan an. Jetzt hatte er eine Magd! Dann geschah das Unerwartete. Nicht lange nach Katharinas Ankunft läuteten die Hochzeitsglocken, und ein Jahr später kam mein Grossvater Christoph auf die Welt.

Sein Vater hatte als Zimmermann in den Wintermonaten keine feste Arbeit und musste andere Tätigkeiten verrichten, um seine Familie durchzubringen. Im Winter 1891 fand er Arbeit bei einer Schaaner Bierbrauerei, in deren Keller Eis eingelagert wurde. Das Eis holte man nahe beim Rhein, dort, wo er sein sogenanntes Hinterwasser hatte. Wenn man früher durch die Wiesengasse in Richtung Rhein ging, gelangte man zu einem See, in den der Fluss sein Wasser hineindrückte, das im Winter zu Eis gefror. Dort sägte mein Urgrossvater tagsüber Eisschollen heraus. Gegen Abend kam ein Pferdefuhrwerk, die Eisschollen wurden aufgeladen und in den Bierkeller transportiert.

An einem unheimlich kalten Tag rutschte mein Urgrossvater beim Aufladen aus und fiel ins eiskalte Wasser. Seine Kollegen zogen ihn heraus, luden ihn klatschnass auf den Eiswagen und fuhren ihn nach Hause. Mein damals 13-jähriger Grossvater war daheim, als das Fuhrwerk kam. Er half seiner Mutter, den Vater in warme Tücher zu wickeln und nahe neben den Ofen zu betten. Wenige Tage später starb mein Urgrossvater.

Nach seinem Tod musste meine damals 58-jährige Urgrossmutter allein für sich und Christoph aufkommen. Die beiden älteren Söhne meines Urgrossvaters waren ausgezogen. Der eine arbeitete irgendwo als Metzgerlehrling, der andere als Knecht. «Da gibt es nur eine Lösung», entschied der Vorsteher. «Ins Armenhaus!» Wenn mein Grossvater morgens in die Volksschule kam, riefen seine Mitschüler: «Armahüsler! Dr Armahüsler kunnt!»

Über achtzig Jahre später, an seinem 95. Geburtstag, feierten ihn die Schaaner als ihren ältesten Mitbürger und ältesten Liechtensteiner. «Um das äusserst seltene Ereignis gebührend zu begehen, versammelten sich im Beisein vieler Zuschauer die Harmoniemusik, der Männerkirchenchor und der Jodelclub Edelweiss abends beim Hause des Geehrten in der Sax. Schneidige Marschmusik erklang und wohlklingende Lieder verhallten im Nachthimmel. Sichtlich gerührt und doch voller Freude nahm der betagte Jubilar, wohl behütet und umsorgt von seinen Familienangehörigen, die musikalischen Grüsse entgegen.» (*Liechtensteiner Volksblatt*, 18.10.1973). «Rauch' dein Pfeifchen noch viele Jahre mit Genuss, und denk nicht mehr an Sorgen und Verdross, darfst Dich an deinen tüchtigen Kindern freu'n und denk, Gott hat es gut mit Dir gemeint!» (*Liechtensteiner Vaterland*, 13.10.1973). Zweimal hat mein Grossvater geheiratet, zweimal wurde er Witwer. Er wurde Vater von 15 Kindern, drei starben vor ihrem 16. Geburtstag. Er selbst starb in seinem 98. Lebensjahr.

Christoph war als Kind ein aufgewecktes, aber schwächtiges Bürschlein. So befand sein Vormund, dass es für ihn nichts Gescheiteres gebe, als ein Schneider zu werden, weil man ihn bei seiner Statur für nichts anderes gebrauchen könnte. Nach der Volksschule besorgte er ihm eine Lehre mit Kost und Logis beim Schneider Hilty in Buchs. Mit 19 Jahren legte Christoph erfolgreich seine Schneiderprüfung ab. Er musste eine Hose nähen und hatte dafür einen Vormittag lang Zeit.

Sein Meister, der nach der Lehre keine Arbeit mehr für ihn hatte, empfahl ihm, nach altem Brauch auf Wanderschaft zu gehen. Mein Grossvater nahm Abschied von seinem bisherigen Leben und begann 1897 seine Wanderjahre. Als seine Mutter drei Jahre später, am Weihnachtstag des Jahres 1900, einen Tag nach ihrem 67. Geburtstag, starb, war er weit weg.

«Wenn ich eines Tages meine Wanderjahre mache, dann will ich nach Paris!» Paris war das jahrelang ersehnte Ziel meines Grossvaters. So zog es ihn nach Westen. Zu Fuss marschierte er am Nachmittag nach seiner Schneiderprüfung von Buchs nach Sargans, wo er in einer Herberge übernachtete. Dann ging er weiter Richtung Zürich, von Gemeinde zu Gemeinde, und fragte unterwegs bei den Schneidern nach Arbeit. Hie und da fand er welche. Meistens nicht. Wenn man bei einem Schneider anklopfte und sagte: «Ein armer Wandergeselle sucht Arbeit», bekam man, wenn schon keine Arbeit, dann wenigstens ein paar Geldmünzen, etwas zu essen, ab und zu sogar ein Nachtlager. Oft schlief er in Herbergen, oft unter freiem Himmel.

Von Zürich wanderte er weiter westwärts und kam schliesslich nach mehreren Wochen in Genf an. Auch dort suchte er und fand tatsächlich Arbeit. Fast vier Monate blieb er in Genf und lernte einen Wandergesellen aus Deutschland ken-

nen, einen Schlosser. Sie wurden Freunde und vereinbarten: «Wir gehen zusammen nach Paris. Du gehst unterwegs zu den Schlossern und ich zu den Schneidern. Wenn ich eine Arbeit bekomme, wanderst du weiter bis zur nächsten Herberge und wartest dort. Ich komme nach.» Sie durften nicht einfach nur betteln. Wenn sie Arbeit bekamen, mussten sie diese annehmen, und ihre geleisteten Dienste wurden in ihren Verbandsbüchern eingetragen.

So wanderten sie durch Frankreich in Richtung Paris, mehrere Monate lang, und fanden ab und zu Arbeit. Eines Abends, etwa fünfzig Kilometer vor Paris, zogen schwere Gewitterwolken auf, und sie wollten bei einem Bauern übernachten. Der Schlosser klopfte an die Tür und bat um eine Übernachtungsmöglichkeit. Der Bauer verlangte Papiere. Er stand wohl noch unter dem Eindruck des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Zu meinem Grossvater sagte er: «Du darfst in meiner Scheune übernachten. Den Deutschen lasse ich nicht unter mein Dach.»

Mein Grossvater wollte seinen Freund nicht bei Blitz und Donner unter einem Baum liegen lassen. Er ging hinaus und sagte zu ihm: «Weisst du was, geh du zum Schlafen in den Schweinestall! In der Früh wird der Bauer zuerst in die Scheune kommen und erst danach in den Stall. In der Scheune wird er nur mich finden, dich nicht. Sobald du aber aufwachst, musst du raus aus dem Schweinestall.» So schafften es beide, im Gewittersturm mit einem Dach über dem Kopf zu übernachten. Der eine in der Scheune, der andere bei den Schweinen. Am Morgen durfte mein Grossvater beim Bauern frühstücken. Dem Deutschen wollte der Bauer nichts zum Essen geben. Mein Grossvater nahm heimlich ein Stück Brot und versteckte es unter seiner Jacke. So bekam auch sein Tippelbruder ein Morgenessen.

In Paris blieben sie längere Zeit. Doch eines Tages beschlossen sie: «Jetzt gehen wir über Belgien, Holland und dann Richtung Norden nach Deutschland.» Denn Berlin wollten sie auch noch sehen. Sie wanderten wochen- und monatelang, arbeiteten da und dort eine Weile, und wenn es keine Arbeit gab und ihre Ersparnisse wieder einmal aufgebraucht waren, gingen sie von Haus zu Haus, um zu betteln. Nicht immer gab es etwas, die Menschen hatten dort oft selber nichts. Aber irgendwie kamen sie durch und erreichten zunächst Hamburg und schliesslich Berlin. Berlin musste einfach sein! Und sie blieben längere Zeit dort. Doch ihre Reiselust war nicht gestillt. Sie mussten unbedingt auch noch nach Prag.

Ist es tollkühn von mir, zu fantasieren, dass sie auf ihren Wanderungen durch die Gassen von Prag dem leidenschaftlichen Spaziergänger Franz Kafka begegnet sind, dass sich ihre Blicke kreuzten, dass er Wortfetzen aus den Gesprächen der beiden Wandergesellen auffing und sie ihn zu seinem unvollendet gebliebenen Roman «Der Verschollene» inspirierten, zur Geschichte eines jungen Mannes, der nach Amerika reist und sich dort zwei Landstreichern, einem Iren und einem Franzosen, anschliesst, die ihm allerdings kein Glück bringen. Karl Rossmann, so heisst der verschollene Protagonist in Kafkas Roman, hätte mehr Glück erlebt, wenn er sich den beiden Wandergesellen in Prag angeschlossen hätte, dem Schlosser aus Deutschland und dem Schneider aus Liechtenstein.

Nachdem sie Prag erkundet hatten, wanderten sie südwärts. Nach Rumänien. Sie mussten unbedingt herausfinden, wie es dort zu- und herging. Ihr Fernziel



war das Schwarze Meer. «Was passiert, wenn man die Füße in schwarzem Wasser wäscht?» In Rumänien fanden sie keine Arbeit. Das Betteln war dort streng verboten. Wie sollten sie durchkommen, wenn Stehlen keine Option war? Also dann halt doch betteln! Eines Abends, nachdem sie bei allen Häusern angeklopft hatten, nahmen sie am Ende eines kleinen Dorfes Platz auf einem abgesägten Baumstamm. Darauf legten sie der Reihe nach die eingesammelten Münzen und fing an, sie zu zählen. Plötzlich tauchte ein Polizist vor ihnen auf: «Mitkommen!» Er führte sie ab und sperrte sie in ein Spritzenhäuschen. Riegel zu, Essen null! Sie machten sich keine Sorgen. Wenigstens ein Dach über dem Kopf! Morgen würde der Polizist wieder kommen und sie herauslassen. Es war ein Samstagabend.

Am Sonntagvormittag kam niemand, am Mittag auch nicht. Dann, am späten Sonntagnachmittag, hörten sie Stimmengewirr und Rumoren vor dem Spritzenhäuschen. Der Schlosser fand unter den Feuerwehrschräuchen eine Leiter, kletterte die Mauer des Turmes hoch und rief so laut er konnte durch die Spalten der Holzjalousien. Die unten versammelten Menschen schauten verwundert nach oben. Plötzlich schlug sich einer aus der Menge mit der Hand an den Kopf. Es war der Polizist. Er hatte die beiden komplett vergessen. Schnell rannte er herbei, sperrte die Tür auf und bat um Entschuldigung. Draussen standen Tische und Bänke und die Menschen aus dem Dorf luden sie ein, mit ihnen zu feiern. Musikanten spielten wunderbare Musik, es gab viel zu essen und zu trinken, und sie feierten gemeinsam bis spät in die Nacht.

Als sie schliesslich auch noch das schwarze Meer erreicht und dort ihre staubigen Füße gewaschen hatten, beschlossen sie, heimzukehren. Heimkehren hiess für den Schlosser: «Nach Deutschland!» Was bedeutete «heimkehren» für meinen Grossvater?

Der Rückweg führte sie über Ungarn und Österreich nach Deutschland in ihrer bewährten Manier: arbeiten, wo es Arbeit gab, bei den Schneidern beziehungsweise Schlossern, und betteln, wenn es keine Arbeit gab. In München fanden beide tatsächlich eine feste Anstellung. Der Schlosser blieb dort und mein Grossvater ebenfalls. Vier Jahre.

Er schloss sich der Schneider-Zunft an und begann «zu politisieren», hielt Reden an den Versammlungen und engagierte sich für die Anliegen seiner Zunftgenossen. Er muss gut und vernünftig «politisiert» haben, denn die Schneider wollten ihn zu ihrem offiziellen Vertreter wählen. Allerdings hätte er die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen und auf die liechtensteinische verzichten müssen. Vor diese Wahl gestellt, entschied er, den Koffer zu packen und nach Liechtenstein zu-

rückzukehren. Die Freundschaft mit dem Schlosser hielt ein Leben lang, und so lange dieser reisefähig war, kam er jedes Jahr mit seiner Familie nach Schaan.

Ende 1907 eröffnete Christoph seine eigene Schneiderwerkstatt. Zuerst in einem Haus, das damals noch zwischen dem Gasthof Rössle und der Metzgerei Hilti stand, dort wo jetzt ein Parkplatz ist. Später kaufte er an der Landstrasse ein Haus. Im Erdgeschoss war seine Werkstatt. Heute ist dort, wo er unter anderem die Uniformen für die Harmoniemusik Triesen nähte, eine Kaffeerösterei.

Als ich meinem Grossvater am Neujahrstag 1976 erzählte, dass ich bald nach Paris reisen würde, wollte er unbedingt mitkommen. Unseren Abreisetag legte er auf den 2. Februar fest, auf Maria Lichtmess, weil die Wandergesellen traditionell an diesem Feiertag ihre Wanderschaft angetreten hätten. Er hat diesen Termin eingehalten. An Maria Lichtmess, am 2. Februar 1976, in seinem 98. Lebensjahr, trat er seine letzte Reise an. «Friedlich und fröhlich», wie meine Tante Anni, die bei ihm war, mir später erzählte. Sein letzter Traum, den er Tante Anni begeistert geschildert hatte: Auf einer Wiese voll blühender Blumen stand seine Mutter. Sie sah glücklich aus, lachte ihm zu und winkte ihn zu sich.

Partisan

Thomas G. Brunner

Wer sagen konnte, was der Schichtwechsel* war, hatte ihn missverstanden.
Wer ihn auf den Punkt formulierte, hatte vergessen,
dass alle Form ein vorübergehendes Aufblitzen des Wechsels war. (1998)

* www.schichtwechsel.li, Künstlerverein, 1989 gegründet.

Qu qu

Qu qu

Quelle
quaken

Quaste
erquicken



Quotenregelung

Karin Jenny

Eine Annäherung in sieben Schritten

Das Wort «Quotenregelung» als Thema für einen literarischen Text schien mir auf den ersten Blick interessant. Ein zweiter Blick aber nahm mir die Illusion einer literarischen Annäherung. «Quotenregelung» ist als politischer Begriff, der vor allem in Bezug auf eine gerechtere Verteilung von Posten und Pöstchen zwischen Frauen und Männern abzielt, umstritten. Die Diskussionen drehen sich im Kreis. BefürworterInnen und GegnerInnen der Quotenregelung tauschen seit Jahrzehnten die gleichen Argumente aus – zwei Schritte vor und einer zurück. Eine literarische Annäherung?

I

GELOGEN QUER TUN
LOGGE TUN QUEREN
GOENNT LUG QUERE
QUERNOTEN LUGGE
GENUG LOT QUEREN

II

UNGEGLTEN QUER
NUN LEGT EGO QUER
ELOQUENT REGUNG
LOGGT NEU QUEREN
QUENGELN TOUREG

III

NOT LUEG ENG QUER
GUNO LEGTEN QUER
LUGGEN QUER TONE
ENGL EGO TUN QUER
GLUT GEQUERE NON

IV

NEGROQUEEN GLUT
QUEEN GUT ORGELN
GURGELTON QUEEN
QUEEN URNE LOGGT
GEOENGL QUER TUN

V

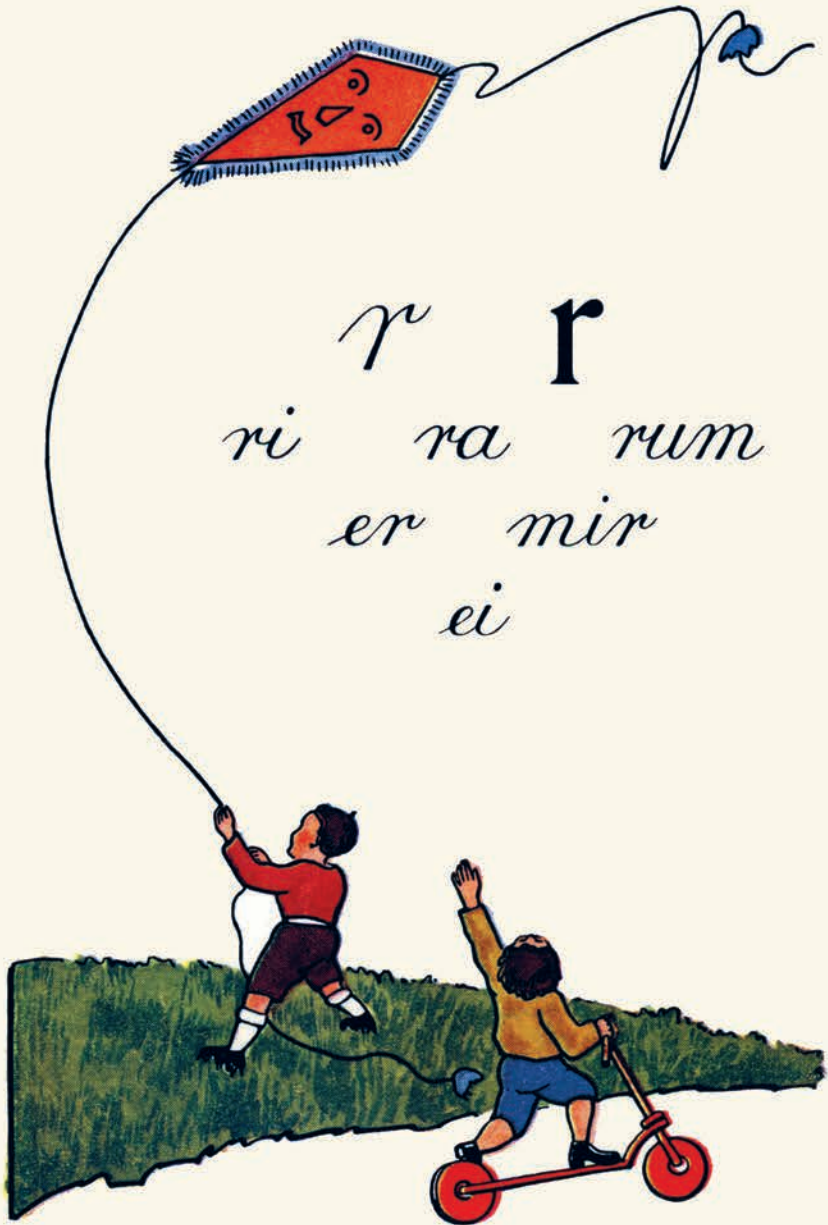
QUEENTOR LUGGEN
GENUG QUEROLENT
LUNGE GERN QUOTE
GERN QUOTE LUGEN
LUEG GERN QUOTEN

VI

QUOTE REGNEN LUG
LUG QUOTENREGEN
ENGER QUOTEN LUG
LUG NEGERQUOTEN
QUOTEN LEUGGNER

VII

ENGL QUOTE GRUEN
QUOTENLEGERUNG
LUG ENGER QUOTEN
REGELUNG QUOTEN
QUOTENREGELUNG



r r

ri ra rum

er mir

ei

Rhine City Combo

Norbert Haas

Eines ist mir immer geblieben, als Lust und Bann, seit ich sechzehn, siebzehn war: die Rockmusik. Seit der Zeit habe ich sie zu spielen versucht, amateurhaft und mit deutlichen Grenzen, doch in den späten Fünfzigerjahren war Rock noch einfach Rock 'n' Roll, war Bill Haley und Elvis. Die Stones und die Beatles gab es noch nicht und Dylan, der für mich die Jahrhundertstimme werden sollte, war noch auf dem Motorrad unterwegs irgendwo zwischen Hibbing und Chisholm, *as a complete unknown*.

Oft, wenn es Abend geworden war, versuchte ich, am Radio AFN Frankfurt hereinzubekommen, American Forces Network. Ich hing am magischen Auge des Apparats, wie damals die kleine optische Hilfe zur Feineinstellung hiess, doch der Sender war nur mit Mühe zu lokalisieren und manchmal gar nicht. Die Musik kam in Wellen, war da und ging wieder, und sie verlor sich oft gerade dann im Äther, wenn das Gitarrensolo kommen sollte, auf das ich wartete. Bis ein bestimmtes Stück wieder gespielt wurde, konnte es dauern. Manchmal wusste ich auch nicht, wie ich etwas auf der Gitarre greifen sollte. Der Gitarrenunterricht, den ich Jahre zuvor bei Zanghellini in Feldkirch genommen hatte, half da nicht weiter. *One, two, three o'clock, four o'clock, rock – See you later, Alligator – Dim, dim the Lights – Shake, Rattle And Roll* – es war mühsam, bis ich die Soli einigermaßen zusammenhatte, und Einiges musste ungelöst bleiben. Im Kino gab's *Rock around the Clock* als Film, aber da ging alles noch viel schneller und ich konnte nicht sehen, wie es der Gitarrist der *Comets* machte.

1959 ist dann die Band entstanden, die sich *Rhine City Combo* nannte nach einer *Ill City Combo* in Feldkirch. Sie bestand aus Ronny Köppel aus Buchs (Klavier), Paul Pechtl aus Vaduz (Gesang und Gitarre), Martin Rau, der im Schösschen in Sax wohnte (Klarinette und Saxophon), Heiner Lohner aus Heerbrugg (Schlagzeug) und mir (Gitarre). Ein Problem war unser Schlagzeuger, der vorher nur Ländlermusik gespielt und Mühe mit dem Backbeat hatte. Er schlug auf eins und drei, wo zwei und vier verlangt gewesen wäre. Aber irgendwie ging es dann doch. Haute er zwischendurch mal wieder auf eins und drei, dann schrammten die Gitarristen halt überdeutlich zwei und vier. Wir traten regelmässig auf, vor allem im Waldhotel in Vaduz und in der Linde in Schaan. Es gab auch Engagements in Buchs und im unteren Rheintal. Unser Repertoire enthielt Rock 'n' Roll, Jazziges und Evergreens und, wenn's gewünscht wurde, auch Schlager. Pfadfinderball, Ball des Skiclubs, Hochzeiten und der sogenannte Jugendtanz waren die Anlässe. In unseren besten Zeiten hatten wir im Durchschnitt einen Auftritt die Woche.

Man kann also, auch wenn man dabei leicht schmunzeln möchte, sagen, dass wir die erste Rockband in der Geschichte Liechtensteins waren. Damit waren wir ohne Konkurrenz. Es kann sein, dass uns andere Tanzmusiken den Erfolg neideten, so zum Beispiel die Band von Arthur Wolf aus Vaduz, genannt «Güggel», Bruder



Die Rhine City Combo 1959 im Waldhotel Vaduz. Von links nach rechts:
Alexander Brockhoff als Gast, Martin Rau, Ronny Köppel, Norbert Haas,
Heiner Loher und Paul Pechtl.

des Konditors Max Wolf, genannt «Krömlin». Arthurs Band war konventioneller. Wir spielten einen totalen Mix. Paul Pechtl, unser Sänger, hatte eine Schwäche für Brassens; Ronny Köppel verstand sich als Jazzler, eine Band mit dem Namen *Firehouse Five plus Two* (*Yes Sir, That's My Baby; Tiger Rag*) war sein Vorbild; Martin Rau, der als Einziger gut Noten lesen konnte, versuchte überall mitzuhalten; Heiri Loher war, wie gesagt, öfter etwas ratlos an der Batterie; ich selbst stand entschieden auf Rock 'n' Roll. Aber allzu wählerisch durfte man nicht sein, und so spielten wir immer auch mal *Marina, Marina* oder Hazy Osterwalds *Kriminaltango*. Den Leuten gefiel's. Unsere Erkennungsmelodie war *Moonglow*, damit begann ein jeder Auftritt, und Schluss war meistens mit einem Stück, das *Tequilla* hiess, ein Fetzer und Saalfeger mit röhrendem Saxophon und harten Gitarrenriffs. Ein ideales letztes Stück, weil man als Zugabe nichts Neues bringen musste, sondern einfach das Tequilla-Thema wieder aufgreifen konnte. Und wenn das mehrmals geschehen war, hatten auch die letzten Gäste begriffen, dass wir am Ende waren. Jazziges, sehe ich aus alten Notizen, waren *Petite fleur* in g-moll, *On the Sunny Side of the Street* in b, *How Deep is the Ocean* in a-moll, *Caravan* und *The Great Pretender*. Was damals wirklich im Jazz passierte, ging unbemerkt an uns vorbei. Ronny spielte auch Blues. Und Rock war für uns damals Bill Haley und Elvis und Elvis und Bill Haley.

Ein Glücksfall für mich war es, dass ich einen Gitarristen kennenlernte, der während zweier Sommer mit seiner Band im Garten des Vaduzerhofs auftrat. Ich bin immer wieder hingegangen und habe den Musikern von der Strasse aus zugehört. Sie spielten ab vier Uhr nachmittags und, nach einer Pause, bis in die Abendstunden. Eines Tages fasste ich mir ein Herz und fragte den Mann, ob er mir Unterricht geben könnte. Er war einverstanden, und so kam er dann einmal die Woche

auf seiner Vespa zu uns nach Hause ins Heiligkreuz. Den Namen dieses Lehrers habe ich vergessen, erinnere mich nur, dass er Musikstudent war, aus Klagenfurt, glaube ich, und dass er stotterte. Im Unterricht bestand er auf Fingerübungen und lehrte mich die Septnonenakkorde, die aus einer Klampfe eine Jazzgitarre machen. Sein freundlich tadelndes «Oba, des is a Moll-Greiff!» habe ich immer noch im Ohr, und bei einigen Stücken war mir lange noch so, als führte er meine Hand. Von ihm lernte ich die Grundlagen, die ein Allrounder braucht, und auch manchen Gitarrentrick. Schliesslich verkaufte er mir sein Instrument, eine wunderschöne Framus in Sunburst. Ich habe sie später dummerweise weiterverkauft, weil die Bundstege heruntergespielt waren, ich wusste nicht, dass man das reparieren lassen kann.



Der Vaduzerhof um 1960. Ewig schade, dass dieses für Vaduz markante, in seiner Kubatur an florentinische Vorbilder erinnernde Gebäude abgerissen werden soll.

Der Vaduzerhof – das war eine der wenigen Anlaufstellen für Leute, die Musik hören wollten, wie ich sie ich mochte. Er war es dank Peter Prasch, dem Juniorchef, der in einer an den Wirtshausgarten angrenzenden Bar gelegentlich Jazzkonzerte veranstaltete.

Der Pianist Fritz Trippel trat dort auf und mit ihm die junge Garde des Schweizer Jazz, *The Tremble Kids*. Sonst gab es ja nur ein paar Jukeboxes im Dorf, deren beliebteste im Café Wolf stand. Die wenigen Male, die ich mit Ronny Köppel nach Zürich ins Niederdorf fuhr, um Jazz zu hören, waren mit Schwierigkeiten verbunden, man kam nach Mitternacht nicht mehr mit der Bahn zurück. Einmal spielte im Vaduzerhof der bereits damals legendäre Klarinettist Albert Nicolas. Er trat in einer Combo mit Trippel auf (die beiden haben im Sommer 1960 ein sehr schönes Album beim Deutschen Schallplattenclub in Stuttgart eingespielt). Ich weiss nicht, woher wir den Mut nahmen, Nicolas zu fragen, ob er mit der *Rhine City Combo* im Waldhotel spielen wolle. Er sagte sofort zu, kam nach seinem Auftritt im Vaduzerhof für drei Stücke ins Waldhotel herauf und nahm dafür, wie verabredet war, die Hälfte un-

serer Gage. Dann ging er, nicht ohne uns musikalisch ermuntert zu haben, ernst und wortkarg, wie er während des ganzen Auftritts war, in die Nacht hinaus. Ich erinnere mich nur noch, dass wir mit Sicherheit *Moonglow* zusammen gespielt haben, vielleicht auch *Petite fleur*, wobei wir unser Bestes gaben und Nicolas in seinem unvergesslichen Wechsel von warmen und aggressiven Tönen spielte.

In die Bar des Vaduzerhofs zu kommen, war für mich mit Aufwand verbunden. Dort traf sich abends eine für die damaligen Vaduzer Verhältnisse exklusive Gesellschaft von Leuten, die zur Happy Hour in der Bar des Burgcafés sassen. Es war eine Art Schickeria, an deren Rand sich aufzuhalten mir vielleicht zugesagt hat, wenn auch nur für kurze Zeit. Ich habe mir für solche Gelegenheiten bei Schneider Kaufmann in Vaduz eigens ein Jackett gekauft, das ich für jazzy hielt, kleine apfelgrüne Karos auf schwarzem Grund, dazu eine jener herrlich glänzenden schmalen Krawatten aus Kunststoff, die damals der letzte Schrei waren. In dem Jackett habe ich mich aber so wenig wohl gefühlt wie in dieser Gesellschaft von smarten deutschen und Vorarlberger Treuhandgehilfen und Balzers-Ingenieuren mit ihrem weiblichen Anhang, deren Witze mir nichts bedeuteten und in der ich nichts zu sagen wusste. Doch um Musik zu hören, nahm ich es in Kauf.

Natürlich spielte die *Rhine City Combo* elektrisch. Unsere Verstärker hatten die jungen Elektrotechniker Ivo und Norbert Gassner aus Vaduz hergestellt, als Lautsprecher dienten uns Teile, die wir aus alten Radioapparaten ausgebaut hatten. Schrecklich, wie ich einmal mit der Hand von einer schlecht isolierten Wicklung eines Verstärkertrafos, den ich angefasst hatte, nicht mehr loskam. Für Sekunden vollkommen starr, war ich unfähig, mich zu befreien, bis einer meiner Musikkollegen merkte, was los war, und den Stecker zog. Geprobt haben wir manchmal im Keller hinter dem Friseurgeschäft meiner Mutter, ohne Klavier freilich. Es waren Gewölbe aus Ziegelstein, der Boden aus Erde, Räume mit guten akustischen Eigenschaften. Früher einmal sollen es die Kühlräume einer Metzgerei gewesen sein.

An dieser Stelle muss ich etwas zu einer Mythe des Rock 'n' Roll sagen. Wir spielten nicht nur aus Spass an der Musik, wir spielten natürlich auch wegen der «Frauen». Tatsächlich erwarben wir uns diesbezüglich auch einigen Ruhm, wurden immer häufiger zu Partys eingeladen. Doch Groupies hatten wir nicht, jedenfalls nicht solche, die nach unserem Auftritt auf uns gewartet hätten. Unsere Gigs dauerten oft fünf Stunden, und wir waren dann in der Regel viel zu müde, um danach noch etwas zu unternehmen. So sassen wir dann halt noch gegen ein, zwei Uhr nachts in der Küche des jeweiligen Hotels, wo wir ein «Restaurationsbrot» serviert bekamen, das sozusagen Teil unserer Gage war. Nur im Waldhotel war es manchmal anders, wenn zur späten Stunde Dr. Marxer auftauchte. Der ruhelose Vaduzer Rechtsanwalt mit dem weiten, wilden Herzen spendierte uns dann etwas Besseres, und es half auch der Hinweis von Waldhotel-Toni nicht, dass die Küche längst geschlossen habe, es musste noch irgendwas auf den Tisch gezaubert werden für die jungen Leute. Diese Bilder sind mir geblieben: wir fünf Musiker, müde am Tisch mit dem hellwach plaudernden älteren Herrn. Während der Auftritte haben wir wenig getrunken, Schnäpse, die uns aufs Klavier gestellt wurden, kippten wir unauffällig in die Blumentöpfe auf dem Fensterbrett.

Einige Stücke sangen wir im Quartett, unser absolutes Vorbild waren hier *The Platters*. Ich frage mich heute, wie es Paul Pechtl und Ronny Köppel möglich war, ohne Noten, allein auf den Platten und mit Hilfe des Klaviers, den vierstimmigen Satz so gut zu erkennen, dass wir üben konnten und unser Gesang dann ziemlich okay war. Es gab übrigens eine Zeit lang parallel zur Combo und eine Zeit auch nach der Auflösung derselben eine kleinere Formation, die sich *Duo Delicado* nannte und die aus Ronny Köppel und mir bestand. Der Name kam, glaube ich, von einem Stück mit dem Namen «Delicado». Anders als in der Combo spielten wir im Duo häufiger Schmusemusik, in der Post in Triesen, die es nicht mehr gibt, im Lattmann in Bad Ragaz, im Bahnhofli in Sevelen und anderswo. Aber da habe ich nicht mehr gesungen. Manchmal, vor allem zu Zeiten der Combo, stiess Ronnys älterer Bruder Armin als Verstärkung zu uns, ein wilder Saxophonist, der die Aufmerksamkeit des Publikums ganz auf sich zog. Armin spielte nie von Anfang an mit, er zelebrierte sein Erscheinen wie ein Stargast und liess sich ankündigen. Seine Auftritte dauerten jedoch immer nur so lange, bis er im Publikum eine Lady gefunden hatte, die ihm gefiel und die mit ihm abzog. Da war er zielstrebig als wir.

Gedauert hat das Ganze drei, vier Jahre, und schon vor der Matura 1962 war es zu Ende. Die einen zogen weg oder gingen zum Militär, die anderen hatten sich auf die Prüfung vorzubereiten. Den schulischen Leistungen geschadet hat das Musikmachen, glaube ich, nicht. Es waren bewegte Jahre, und das ist immer gut. Bleibt zu erwähnen, dass wir für unsere Auftritte ganz ordentlich bezahlt worden sind, jedenfalls nach damaligen Verhältnissen. Wenn ich mich recht erinnere, erhielt die Combo pro Abend um die 150 Franken, das Duo zwischen 50 und 80. Genau weiss ich es aber nicht mehr.

Danach habe ich viele Jahre allein für mich gespielt und nur sehr gelegentlich mit anderen, zum Beispiel mit Pepi Frommelt zu Beginn des Studiums, in seinem Zimmer im Palais Liechtenstein an der Rossauer Lände in Wien. Viel später dann habe ich wieder Gitarrenunterricht genommen, an der Musikschule des Bezirks Tempelhof in Berlin. Gelegentlich trat ich wieder auf, mit dem Filmemacher und Philosophen Theo Roos aus Köln, mit dem ich die Liebe zu Dylan-Songs, zu Van Morrison, Marvin Gaye, Tracy Chapman und zu vielen andern teile; mit *zot-off* aus Liechtenstein, diesen liebenswerten Altherrenrockern, die auch mal einen scharfen Auftritt in Berlin gehabt haben; und mit den *Female Troubles*, einer swingorientierten Berliner Dreifrauengesangsgruppe. Am 7. Juli 2001 war eine Rock Night mit *zot-off and friends* auf der Sücka.

Heute scheint mir, dass die vergleichsweise kärglichen Musikverhältnisse, die in den Fünfzigerjahren im Land herrschten und an denen sich noch einige Jahre darüber hinaus kaum etwas änderte, durchaus auch Vorteile hatten. Mein Traum, damals und heute, in einer Band zu spielen, die wirklich Rock spielt, laut und geradeaus und nicht allzu perfekt, war leichter zu realisieren. Heute sind die Ohren durch Bildung und gutes Equipment einfach zu verwöhnt dazu. Unsere Verstärker waren damals immer leicht übersteuert, die Lautsprecher flatterten und die Gitarren waren schwergängig im Vergleich zu den heutigen Wunderdingern. Auch reichte das Geld für bessere Instrumente nicht. Wir kannten wenige Akkorde und hatten von

Harmonielehre kaum eine Ahnung. Aber es klang. Wir waren technische Minimalisten, wussten aber das wenige gut einzusetzen. Und möglicherweise war auch das Publikum leichter zu begeistern.

(Geschrieben 2001)

Die Sücka-Nacht war mein letzter Auftritt als Gitarrist. Ich hatte da schon Störungen in zwei Fingern meiner linken Hand, wahrscheinlich eine späte Folge eines Autounfalls im Jahr 1992. Darauf ging beim Spielen bald nichts mehr. Ein Nerv war zu einem Grad abgestorben, dass die Fehlempfindungen in den Fingern chronisch wurden. Es war für mich ein Abschied. Mit bestimmten Entwicklungen in der Musik von Amateuren hätte ich ohnehin nicht mithalten wollen. Dank der Musikschulen gibt es heute eine Menge gelernter Gitarristen. Ob sie Musik machen, ist allerdings in vielen Fällen fraglich. So habe ich einmal so ein Musikschulkind auf einer Vintage-Gitarre Solos von *Santana* Ton für Ton nachspielen gehört, ohne dass es den geringsten Groove hatte.

Immer wieder gibt es kleinere und grössere Aufstände gegen die allzu konfektionierte Popmusik. Zum Glück. Punk und Heavy Metal waren extremer Protest auch gegen das musikalische Establishment. Doch auch in manchen raueren Liedern von Tracy Chapman, Marianne Faithfull oder Melissa Etheridge spürt man das alte Fieber, das einmal den Rock 'n' Roll ausmachte. Gerade habe ich in Heiligendamm an der Ostsee die *Suspicious Minds* mit der kroatischen Sängerin Vesna Pisarović gehört, die ungeheuer schräge Versionen von Presley-Songs darboten. Das schien mit Distanz und Ironie zu geschehen, wie junge Leute es zu tun pflegen heute, doch in dem enormen musikalischen Können schimmerte die Substanz von Presleys Stimme durch und irgendwo versteckt, sehr versteckt, auch die Bereitschaft zu den grossen Gefühlen, die in der Rockmusik immer vorhanden war.

(Nachschrift 2014)

Rüfe

Michael Donhauser

Wir riefen, im Geröll von Steinen und Schlamm riefen wir uns zu und hatten nahezu ahnungslos betreten, was an Erde arm als eine Schneise durch den Wald oder unfern dem Dorfrand lag mit seinen Wiesen und Fabriklerhäusern: das reglose Rollen, die Idylle als die Verwüstung, wir riefen *luag* und lachten, stiegen von Stein zu Stein inmitten der Rüfe, die uns entrückte, die glühte unter der Sonne, dass die Schatten des Gerölls sich duckten, dass wir uns versteckten, kauerten und schauten. Die Kante eines Steinbrockens war unser Horizont und seine Bruchfläche die Felswand, die uns Schutz schenkte, dass wir beschenkt vergassen die Verheerung, worin wir lebten: wir duckten uns tiefer, wir atmeten den Stein, den Kalksteinduft, der sich mischte mit dem Geruch der Kamille, mit der Kraft unseres Wunsches, unentdeckt zu bleiben, bis auch wir Stein wären und den Wettern ausgesetzt, Stein unter all den Steinen oder Brocken, dem Geröll als Abortus der Drei Schwestern, die schroff in unserem Rücken himmelwärts ragten. Nichts würde uns etwas anhaben können, wir würden im Bett der Rüfe liegen, wo ein paar Ruderalpflanzen sich wiegten im Wind: so würde es sein, denn dass die Rüfe ihr Bett verliess und alles überschwemmte mit Schutt und Schlamm, das war Erzählung, das hatten die Grossväter gesehen, unsere Grossväter mit ihren Hüten und Schnurrbärten und den Augen, die noch von den Rüfeabgängen und den Damnbrüchen erzählten. Tosend und donnernd, so stellten wir uns jene Katastrophen vor, während wir kauerten im Schatten und Kamille kauten, die Stille zerkauten, die dauerte: die Stille war die Zeit, die unsere Versteinerung in Anspruch nahm, doch nichts geschah, wir blieben dem Leben ausgeliefert, selbst in der Rüfe, selbst in diesem unserem gelobten Land, das uns Zuflucht versprach, wie uns später die Gasthäuser Zuflucht versprochen hatten, die Gasthaustische, an denen jeder von uns hinter einem Krug Bier sich verschanzte. Die lose im Rüfebett verstreuten Felsbrocken waren unsere Barrikade, hinter der wir ausharren würden bis in die Nacht und durch die Nacht bis in den Morgen, dessen trügerische Röte das Rüfebett rosenfingrig verklärte, um uns aus unserer Verschanzung zu locken, um uns zu versöhnen mit der Schönheit des erwachenden Tages: doch wir waren fast schon Stein, fast schon tot, Kinder der Rüfe, Nachkommen jener Grossväter, die Morgen für Morgen aus der Haustür getreten waren und die Dämme errichtet und wieder errichtet hatten, die Dämme, die dann hielten, während wir uns verbarrikadierten zwischen dem Geröll und uns nach dem Regen sehnten, der an die Wetterseite der Steine peitschen würde und gegen die Aststücke, die vereinzelt schief aus dem Schlamm ragten. Vielleicht würde dem Regen gelingen, was die Sonne nicht vermocht hatte, uns völlig dem Gestein gleich zu machen, uns so zu durchnässen, bis wir von der Rüfe im Regen nicht mehr zu unterscheiden wären, von der Rüfe, wie sie unter den ersten Tropfen dampfte, dass die Wärme des Steins duftend aufstieg, dass allmählich Rinn-

sale sich bildeten und alles Ausgebleichte dann dunkler schien, die Hölzer und die Zweige und das Dürre der Halme: die Tropfen zerplatzten am Stein, sprangen auf von den Steinen und verpufften im sandigen Schlamm. Wir suchten das Entbehren, wir kauerten vergeblich, es war ein Scheinmanöver unser geducktes Verharren, unser tagelanges Warten, während unsere Augen dann ertranken in den Pfützen, während unsere Augen zerrannen und sich wieder sammelten zu einem Bild, zu dem Bild der Rufe im Regen: dass wir sahen, sahen, wie nah und nass nun alles war, wie ergeben dem Regen und seiner Unablässigkeit, worin jeder Halm nickte, jedes Blatt zuckte, doch die Rufe, sie kam nicht noch einmal den Berg herunter mit rollendem Geröll unter den donnernden Worten eines verborgenen Gottes. Wir wünschten, dass das Rufebedt sich füllte mit jenem Tosen und der Schutt uns begrübe, dass die Dämme brächen und Wüste wäre, wo nun Felder und Weiden waren und das Schwimmbad und die Au: wir lägen begraben von der Rufe, wären ihre ersten Opfer, wie es hiess, man gedächte unser, die wir da ruhten, ein Mahnmal all jenen, die lieber versteinerten als sich versöhnten. Doch der Regen, er plätscherte oder nieselte, dass wir etwas ratlos dann zwischen den Steinblöcken standen und hörten, wie der Regen auf die Steine fiel und auf das Laub, das sich zwischen den Steinen verfangen hatte: das Laub knisterte ein wenig oder erschlaffte, es sank, es lag durchnässt in den Mulden, wir waren schuld, die Schuld, sie war bei uns, und so suchten wir Vergebung, suchten sie im Geröll wie im Laub, das moderte, das den Humus bilden würde für etwas Moos, für die ersten Pflanzen, die sich bald beugten im Wind, der uns streifte oder an den Kanten mancher Steine ins Wirbeln kam. Es gab dies Verzagen und den Abend und die Nacht, die sich als Schein auf das Rufebedt niederliess, während der Wald dunkel die Dämme säumte und wir wie verletzt im Nachtschein lagen, wie nach einem Sturz, zertrümmert zwischen den Trümmern, die kahl und kalt die Dunkelheit wiedergaben: die Kälte wärmte uns, sie bedeckte uns mit einem Tuch aus kristallklarer Nacht, dass wir atmeten und horchten, die Steine, sie atmeten mit uns die Kälte, nur aus der Ferne wäre manchmal ein Rauschen oder war dann das Dröhnen von einem Lastwagen zu hören, der wie verirrt aus dem Tag die Rufe querte. Das Dröhnen bestätigte uns in unserem Verharren, wir lagen wund, waren Teil der Rufe, Stein von ihrem Stein, so verwegen wie entsagend und abgeschliffen oder gespalten, bis unser Atem versiegte: dies war unsere Sehnsucht, so würden wir überleben, wir würden einstimmen in die unverbrüchliche Stille, zerbrochen, wie wir waren, und hingegen dem Schmerz, der Versteinierung des Schmerzes auf der Schwelle zur Sage, zu der Sage von der Rufe und von den Gewittern, die nahten, die sich grollend verziehen würden, während die Bruchflächen und Schuttkanten die Aufhellung spiegelten. Das war unser Universum, unser Alles, die Steine, die Brocken und Kiesel, die Halme, der Schlamm: manchmal noch neigten wir uns, manchmal auch feierten wir den Tag, wenn der Sommerlieder duftete, wenn er blühte wie damals, da wir aufgebrochen waren, um einst heimzukehren, so erkannt wie fremd und leise verwahrlost. Denn wir erträumten uns ein Entzücken, träumten von einer Sühne, dass die Rufe uns empfinde, dass wir uns ihrer entsinnend uns erinnerten,

wie blendend ihr Angesicht und hell ihre Arme waren, da sie sich enthüllte: da zwischen dem Gebüsch ihr Bett sich uns zeigte, Stein um Stein, und wir noch zögerten, als wüssten wir, dass so wie nun nie würde und innig wie verwunschen dies Leben je sein.



s S

so nun los los!
so nun lauf!
wo? vor mir!
ruf nur! wem?
so faul! o nein!
sein, fein, rein

s ß

Siezen

Richard Brunhart

Sie ist ein Wort, das in Liechtenstein nicht so häufig zu hören ist wie anderswo. Die Rede ist in diesem Text nicht von *ihr* im Unterschied zu *ihm*. Er wird wohl in allen patriarchalen Gesellschaften häufiger anzutreffen sein als das weibliche Pendant. Weshalb der seltenere Gebrauch von *sie* kaum als ein liechtensteinisches Spezifikum bezeichnet werden kann, selbst wenn patriarchale Muster in diesem Zwergstaat noch deutlicher ausgeprägt sein mögen als in anderen politischen Einheiten, was durchaus mit dem Folgenden korrespondieren könnte. Der Text dreht sich primär auch nicht um *sie* im Sinne von den «anderen», sondern um das damit zusammenhängende *Sie* beziehungsweise um die Höflichkeitsform.

Dass in Liechtenstein die Höflichkeitsform weniger häufig verwendet wird, wird nicht damit zu erklären sein, dass die Menschen in Liechtenstein weniger höflich im Sinne von weniger nett miteinander umgehen als in anderen Ländern. Das *du* ermöglicht zwar eine ganz andere Dimension von «Nettigkeiten», diese gehen aber in beide Richtungen. Wenn einerseits deftige Schimpfworte im Zusammenhang mit der Höflichkeitsform genannt werden – wie zum Beispiel «Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch» – hört sich dies ungewohnt an. Auf der anderen Seite erscheint aber auch ein «Ich liebe Sie» deutlich unpassender als ein «Ich liebe sie».

Das schliesst selbstverständlich nicht aus, dass die Höflichkeitsform bewusst gemieden wird. Wenn Sie aber nicht gerade ein Ausländer sind, dem anzusehen ist, dass er keinen ordentlichen Batzen Geld hat, oder Sie Ihren Kopf mit einem Tuch verhüllen, obwohl Sie noch keine grauen Haare haben, wird das *du* eher seltener als Unhöflichkeitsform verwendet. Sie werden also eher von Fremden geduzt, wenn Ihnen Ihre Fremdheit anzusehen oder auch anzuhören ist – nicht anhand der Syntax, sondern anhand der Aussprache. Dann dürfen Sie auch unhöflich zurückduzen (und, wenn Sie wollen, in Pidgin-Deutsch sprechen – das wird Ihnen niemand übelnehmen).

Die Höflichkeitsform scheint im europäischen Staat mit den stärksten monarchischen Elementen – in dem also das Höfische weitestgehend intakt sein könnte – viel eher stärker als in anderen Ländern der ursprünglichen Sphäre des Hofes vorbehalten zu sein. Die Untertanen finden sich im vertrauten *du* wieder – einem *du*, das eigentlich in der Mehrzahl einem gross geschriebenen *ihr* entspräche, das dem *Sie* zeitlich vorausgeht und eine Nähe zwischen den Untertanen und dem Adel andeutet. Insofern war die Monarchie immer schon demokratisch, weil dann eben ein einzelnes *Wir* die Mehrheit innehatte, möchte ich ganz im Vertrauen anmerken. Und heute ist es eben hauptsächlich ein einzelnes *Sie*, das die Mehrheit hinter sich weiss, und dieses *Sie* ist vornehmlich dem Hof vorbehalten, während *du* nur jeweils eine Stimme ha(s)t – die im Übrigen nicht immer etwas zählt.

Die Vertrautheit des *du* ist in Liechtenstein an verschiedenen Stellen wieder auffindbar. Insbesondere kann sich daran das Treuhandwesen orientieren, auch wenn sich die (deutschen) Kunden wahrscheinlich lieber siezen lassen. Da wären wir aber auch wieder beim Ausländer, bei dem das Ausbleiben der Höflichkeitsform unhöflich und damit unanständig – also nicht dem Stand entsprechend – und unter heutigen Gesichtspunkten auch nicht zivilisiert wäre.

Diesen Schritt vom Höflichen zum Zivilisierten haben andere in der Sprache zwar auch nur bedingt mitgemacht, schliesslich wird immer noch erwartet, höflich zu sein. Die Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner haben jedoch zudem im (öffentlichen) Leben so einiges nachzuholen. Während bei der Höflichkeit auch ohne ein Blick ins etymologische Wörterbuch die Herkunft eindeutig ist, sei daran erinnert, dass Zivilisation vom lateinischen *civis* beziehungsweise Bürger abstammt. Die Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner sind eben anders zivilisiert als die meisten Bürgerinnen und Bürger anderer (deutschsprachiger) Länder. Da sind dann eben wir und sie – zu denen *Sie* gesagt wird – deutlicher voneinander getrennt als in grösseren Ländern.

Und das *du* korrespondiert auch gut mit dem *Ihr*, mit dem das weiter oben erwähnte *Wir* der Adligen in früheren Zeiten angesprochen wurde, das nur ein grösseres *ihr*, also eine grössere Masse von *dus*, die die Herrscher zu repräsentieren vorgeben, ist.

Die Grösse – nicht nur, ob Gross- oder Kleinbuchstaben verwendet werden – ist zugegebenermassen ein Umstand, der nicht zu vernachlässigen ist. Mit steigender Bevölkerungszahl wird der Anteil der Einwohnerinnen und Einwohner, die mit dem Regierungschef oder anderen Personen des öffentlichen Lebens «per du» sind, dann doch sinken. Also mit der Anzahl Personen, die sozusagen im Mehrzahlwort *sie* angesprochen werden, wird auch die relative Häufigkeit des *Sie* zunehmen. Doch es geht nicht nur um die Verwendung des Wortes. Vielmehr soll ins Blickfeld gerückt werden, wie die Menschen miteinander umgehen. Es geht vor allem um die mit der Vertrautheit bereits angesprochene Nähe, die das *du* schafft – also im Unterschied zur Entfernung, die ein unpersönliches *sie* beziehungsweise *Sie* signalisiert.

Gerade dieser Abstand, aus dem sich eine grössere Menge an Menschen überblicken lässt, fehlt in Liechtenstein. Denn mit der Nähe ist eine Enge verbunden, die unangenehm sein kann – vor allem für jene, die mit den Landtagsabgeordneten oder Wirtschaftsbossen nicht per du sind und denen folglich eine Repräsentation im Volk beziehungsweise im *sie* abgeht, doch auch für die Menschen, die gerne in ihrem oder möglicherweise auch in Ihrem Namen sprechen würden. Im öffentlichen Leben, in dem mit rund 36.000 Einwohnerinnen und Einwohnern faktisch doch eigentlich nicht die notwendige Nähe für Einstimmigkeit zu gewinnen ist, wird im persönlichen *du* eine Nähe hergestellt, die nur jene einschliesst, die gerade anwesend sind. Alle anderen, sie und möglicherweise auch Sie, werden – von Höflichkeit kann hier keine Rede mehr sein – fast bösartig ausgeschlossen. Angeprangert werden soll nicht die Nähe selbst, sondern die Abstraktionsfähigkeit, von ihren oder Ihren Interessen zu sprechen.

Ganz konkret: Wenn zum Beispiel der Journalist oder die Journalistin über seinen «Duzfreund» oder ihre «Duzfreundin» einen Artikel schreiben sollte, ist es fraglich, ob der Redakteur oder die Redakteurin sich gegen die Gebote des freundlichen *du* überhaupt so weit durchsetzen kann, die richtigen, kritischen Fragen zu stellen. Vielmehr besteht eine Gesellschaft, in der eine Summe von *du* – sozusagen ein geldgeadeltes *wir* – die Herrschaft ausübt. Diese Herrschaften erfinden auch gerne fadenscheinige Begründungen, weshalb sie einem das *du* anbieten könnten, um damit eine bestehende Kluft als unwesentlich abzutun. Schliesslich kennt man sich ja – oder die Eltern, denen man in manchen Kreisen immer noch gehört. In der Folge fühlen sich die Mächtigen ermächtigt, sich furchtbar darüber aufzuregen, wenn jemand aus den angeblich eigenen Reihen einen «Haufen» aufdeckt. Die Einladung ins eigene Nest wird quasi als Schutzschild dagegen verwendet, im Nest Steine umzukehren, unter denen die eine oder andere Altlast liegt. Und weil diese mit einiger analer Befriedigung selbst gelegten «Haufen» in Manier von Schrödingers Katze nicht vorhanden sind, solange das niemand weiss, werden die Aufdeckerrinnen und Aufdecker gerne als Nestbeschmutzer beschimpft.

Den notwendigen Abstand zu gewinnen ist selbstverständlich nicht so einfach. Seltsame Früchte tragen beispielsweise Landtagsdebatten. Es kommt vor, dass ein Abgeordneter auf das Votum des «Abgeordneten Wendelin» antwortet. Der Volksvertreter wird in diesem Fall kaum versucht haben, die in Deutschland durchaus vorkommende Kombination von Vornamen mit der Höflichkeitsform anzuwenden, sondern eher kurzfristig den Wendelinschen Nachnamen «vergessen» haben. Politische Korrektheit, die wie in anderen Zusammenhängen das eigentliche Problem viel eher verdeckt als zu dessen Lösung beiträgt, scheint deshalb unangebracht.

Günstlings- und Vetternwirtschaft wird nicht beizukommen zu sein, wenn Worte durch andere, politisch korrekte Worte ersetzt werden – selbst wenn schon einiges gewonnen werden könnte, wenn die Machenschaften von Duzfreunden mit Korruption bezeichnet würden. Doch obwohl mit einer anderen Anrede noch keine andere Haltung eingenommen wird, möchte man oder frau einem früheren Klassenkameraden oder der Vereinskollegin das *Sie* anbieten, um diesem Menschen keine Unfreundlichkeiten in Form von üblen Schimpfworten an den Kopf zu werfen, was das *du* erlauben würde – aber eben nicht in der Öffentlichkeit, weil dort das *Siezen* zu finden ist, das eine nicht bestehende Distanz signalisiert.

Doch es lauert die Gefahr, dass das Angebot des *Siezens* als unfreundlich erachtet werden könnte – vom anderen die nötige Höflichkeit oder besser Zivilisiertheit zu erwarten. Selbst das Angebot des *Duzens* abzulehnen und beim *Siezen* zu bleiben, um eine kritische Distanz nicht nur zu signalisieren, sondern auch leichter wahren zu können, könnte als unfreundlich erachtet werden – auch wenn es öfter vorzuziehen wäre, sich höflich an jemanden zu wenden, als freundlich sein zu müssen zu jemandem, mit dem oder der befreundet zu sein eher ein Graus ist.

Werte Leserin, werter Leser, Sie werden es bemerkt haben, es geht eigentlich doch nicht um die Form, sondern um den Inhalt. Und dieser ist keinesfalls höflich oder gar freundlich, wenn Menschen anzuklagen sind, die nur die eigenen Interes-

sen oder jene ihrer Duzfreunde verfolgen, ob sie nun zum Hof gehören oder nicht. Und in anderen Ländern, in denen das Siezen allgegenwärtig ist, in dem jede Nähe nicht nur zu den Menschen, sondern auch zu ihren Bedürfnissen verloren gegangen ist, ist die Situation keineswegs besser. Trotzdem gilt es bei all dem die Form zu wahren. Sie werden feststellen, dass Unflätigkeiten für mehr Aufsehen sorgen als unfreundliche Inhalte. Deshalb erscheint es wenig zielführend, den Menschen, die nicht nur einen haben, zu sagen, dass sie auch ein Anus sind. Doch die Form darf den Inhalt nicht überdecken. Selbst wenn es kaum jemand sagt, die Welt ist voller Austrittsöffnungen der Därme und deren Inhalt. Das sollte auch gesagt werden. Sagen auch Sie es – nur etwas höflicher.

Soliman

Peter Gilgen

Mehr als ein ganzes Leben trennt mich von meinen Ursprüngen, eine Zeit, kurz vielleicht im Hinblick auf den Fortschritt der Geschichte, unendlich lang aber zu durchschreiten für den Einzelnen, wie ich es getan habe, streckenweise begleitet von vortrefflichen Menschen und vom Beifall der Menge, die der Anblick meiner glänzenden schwarzen Haut zu entzücken vermochte, aber im Grunde immer allein.

Dies Leben wäre mir unmöglich gewesen, wenn ich eigensinnig hätte an meinem Ursprung, an den Erinnerungen der Jugend festhalten wollen. Gerade Verzicht auf jeden Eigensinn war das oberste Gebot, das ich mir auferlegt hatte. Als dienstfertiger Mohr fügte ich mich diesem Joch. Dadurch verschlossen sich mir die Erinnerungen immer mehr. War mir zuerst die Rückkehr freigestellt durch das ganze Tor, das der Himmel über der Erde bildet, wurde es mit der Zeit niedriger und enger. Meine späteren Jahre in Wien, wo ich im Kreise meiner Familie und Logenbrüder eine Zeit lang Zufriedenheit und Anerkennung fand, schienen von den früheren Lebensaltern fast vollständig geschieden. Es war, als habe sich der Sturm, der mir aus meiner Vergangenheit nachblies, gelegt; nur mehr ein Luftzug kühlte mir die Fersen. An der Ferse aber kitzelt es jeden, der hier auf Erden geht: den selbstlosen Diener wie den mächtigen Herrn.

Woher ich stamme, konnte mir noch keiner mit Bestimmtheit sagen. Ich muss mich mit der vorhandenen Literatur behelfen. In einem Land in Afrika, das *Pangutsiglang* oder *Gangusilang* heißt, soll ich zur Welt gekommen sein. An jenem fernen Ort, von dem mir nichts in Erinnerung blieb, soll ich gern mit Pferden und Elefanten gespielt haben, von denen mein Häuptlingsvater viele besass. Diese Epoche des Werdens wurde jäh unterbrochen, der Weg abgerissen, als unser Dorf überfallen und ich entführt wurde. Das Kind, das ich war, vermochte den Schmerz der Trennung, die Qual der Gefangenschaft nicht zu ermessen, dennoch fühlte es deutlich genug, wie seiner Kindheit ein Ende für immer bereitet wurde. Von meinem siebten Jahr an teilte ich das Schicksal von Raritäten; einem wertvollen Tier wäre es nicht anders ergangen.

Darüber, wie ich eingefangen wurde, bin ich auf fremde Berichte angewiesen, von denen es nur wenige und lückenhafte gibt. Aus ihnen kann die Geschichte von Afrikanern, die der Heimat entrissen wurden, in groben Zügen entnommen werden. Ich möchte gern glauben, dass es sich im aufgeklärten Zeitalter anders zutrug als ein gutes Jahrhundert später, als Jagdexpeditionen der Firma Hagenbeck mit Gewehren und Netzen allerlei Getier einfingen und dabei auch manche der unsrigen zusammenpferchten – am liebsten ganze Familien – und nach Übersee verfrachteten, um uns in Gehegen, die als Tropendörfer eingerichtet waren, in den zoologischen Gärten der europäischen Haupt- und Großstädte auszustellen. Zu meiner Zeit soll es ein anderer einheimischer Stamm gewesen sein, der den uns-

rigen überfiel. Schnell fingen die Hütten Feuer. Kaum einer der Männer und nur wenige Frauen überlebten den unerwarteten Angriff. Jünglinge, Mädchen und Tiere wurden mit starken Seilen gefesselt, schreiende Kinder ihren sterbenden Müttern entrissen. Zu Dutzenden aneinandergebunden wurden wir in beschwerlichen Tagemärschen an die Küste geführt, wo man uns in die Gefangenschaft verkaufte. Manche meiner Leidensgenossen erkannten mich und bezeugten mit ängstlichen Gesten ihre Treue. Mehr konnten sie nicht tun; wer zu sprechen wagte, handelte sich Peitschenhiebe ein oder langen Hunger.

Tag und Nacht kauerten wir im schwankenden Rumpf einer Fregatte. Ich wurde seekrank und wollte sterben und hatte in alledem nur das eine Gefühl: kein Ausweg. Fuss- und Handgelenke lagen in Ketten. Sich zu erheben war unmöglich; wir sollten das Aufrechtstehen verlernen. Wenn ein Unwetter hereinbrach und die Wellen den Bug hoch hinaus hoben und im nächsten Augenblick in die Tiefe stürzen ließen, fielen wir nach vorn und nach hinten, nach links und nach rechts. Wir hielten uns an den schweren Ketten fest, so gut es ging. Man gab uns Wasser, hartes Brot und getrocknete Bohnen. Die Eisen schnitten tief ins Fleisch. Neue Wunden taten sich auf, noch bevor die alten verheilten. Man hielt eine solche Verwahrung von Wilden in der allerersten Zeit für vorteilhaft.

Ich soll wenig Lärm gemacht haben, woraus man schloss, dass ich entweder bald eingehen müsse oder dass ich, falls es mir gelänge, die erste Zeit zu überstehen, äusserst lernfähig sein würde. Ich überlebte und lernte zu erdulden. Bald konnte ich fast alles ohne Regung ertragen. Meine späteren Besitzer glaubten in dieser Fähigkeit ungewöhnliche Würde zu erkennen; sie waren angetan von meinem müde gewordenen Blick, den sie intelligent und rätselhaft, stoisch und doch entschieden nannten.

Ich kam nach Messina in den Besitz einer reichen Herrin. Noch lange hoffte ich, dass man nach mir suchen oder mich an meinen Tätowierungen erkennen würde. Ich wurde in der italienischen Sprache und anderen Gegenständen unterrichtet, die mir leicht fielen und Vergnügen bereiteten. Man taufte mich auf den Namen Angelo, den ich mir selbst gab zum Andenken an Angelina, eine Dienerin, so schwarz wie ich, die mich pflegte und wieder zum Leben erweckte, als ich wochenlang im Fieber lag. Den orientalischen Soliman fügte man in Ermangelung eines Familiennamens meinem Vornamen hinzu und kleidete mich in türkische Tracht. Der Turban war mir fremd; noch lange wollte er nicht richtig auf meinem Kopf sitzen. Die schimmernden Seidenstoffe der Kaftane dagegen schmeichelten meiner Haut, und schon bald wurden Geschmeidigkeit und Eleganz meiner Bewegungen gerühmt. Ich sei von zarter Schönheit, hiess es, wie man sie bei Afrikanern nur selten finde. Man nannte meine Züge geradezu kaukasisch.

Dem Fürsten Lobkowitz, der als kaiserlicher Gouverneur oft im Haus meiner Herrin zu Gast war, blieben meine Anmut und Bildung nicht verborgen. Mit vielen Anspielungen brachte er die Marquise dazu, mich ihm zu schenken. Ich sollte ihn auf seinen weiten Reisen begleiten, ihn unterhalten und ihm dienen. Zum ersten Mal kam ich in kältere Gegenden, wo ich nicht gerne bleiben wollte, und zog mit dem grossen Feldmarschall in den Krieg. Ich rettete ihm das Leben, als ich

den Verwundeten auf meine Schultern nahm und unter grosser Gefahr aus dem Gefecht trug. Zum Dank überreichte man mir einen türkischen Säbel und wollte mich zum Hauptmann einer Compagnie bestellen. Ich aber blieb meinem Fürsten treu und wurde stattdessen sein Kammerdiener. Es war kein Ausweg, aber es bereitete mir Vergnügen, jeden Tag die Bittgesuche Bedürftiger mit begütigenden Worten meinem Herrn zu überreichen. Das sprach sich herum. Nicht ohne Hohn riet man Bettlern, doch zum Mohren zu gehen, was nicht der schlechteste Rat war, denn sie dauerten mich, diese verschlissenen, leidenden Krüppel, die man mit Ekel und Empörung ansah, als wären es verirrte wilde Tiere.

Nach dem Tode meines Herrn sollte ich nach seinem Willen an den Fürsten von Liechtenstein übergehen, der schon länger ein Auge auf mich geworfen hatte. Da es in Wien nur Freie und keine Sklaven gab, fragte man mich, ob ich mit dieser Bestimmung zufrieden sei und zum Fürsten ziehen wolle. Ich gab mein Wort und trat in seine Dienste ein. Was hätte ich auch sonst tun sollen? Er war ein ernster, steifer Mensch, der lieber von den Ereignissen am Hof und vom Krieg sprach als von sich selbst. Die Fürstin war schon lange vor meiner Anstellung verstorben. Keines der fünf Kinder hatte das Kindesalter überlebt. Der Fürst liebte den grossen Auftritt im Goldenen Wagen, neben dem ich im seidenen Türkenkleid einherzulaufen hatte. Die Begeisterung der klatschenden Menge kannte keine Grenzen. In Parma, Wien und Frankfurt wurden wir gefeiert; solchen Prunk hatte man noch nie gesehen. So sonnten wir uns in unserem Glanze, und dem hochfürstlichen Mohren, der ich war, behagte es bei seinem Herrn.

Es gab keinen Grund zur Klage, das sagte ich mir jeden Abend, und merkte doch, dass ich noch immer nach einem Ausweg suchte. Ich übte mich im Kartenspiel, bei dem ich eine grössere Summe gewann, die ich vorteilhaft anlegen liess; soviel hatte ich von meinem Herrn gelernt. Vor allem aber liebte ich das Schachspiel, wo von jeher sich Weiss und Schwarz unversöhnlich gegenüberstehen, jede Seite darauf bedacht, die andere an den Rand des Spielfelds zu drängen. Manchmal, wenn ich mich fragte, wie es mit meinem Leben weitergehen solle, nahm ich das Brett hervor, stellte die Figuren auf und spielte gegen mich selbst: Schwarz gegen Weiss. Oft stellte ich mir dann vor, wie die Nacht zwei Meister mitten in einer noch gänzlich unentschiedenen Partie überrascht, wie kein Licht zur Hand ist und die zwei Denker versuchen, noch vor dem Einbruch der Dunkelheit ihren letzten Zug zu tun. Unweigerlich holt das Dunkel ihr Denken ein, und schliesslich tasten ihre Hände hilflos über die Figuren, noch die Bauern von der Königin unterscheidend, aber kaum mehr den schwarzen Läufer vom weissen, oder höchstens an der Stellung, die selbst schon bald genug im Dunkel sich verliert. Ich stellte mir dann vor, wie die Hände der Spieler sich unvermutet über dem Brett berühren, immer öfter und mit grösserer Lust, wie schliesslich die beiden die Partie mit einem Händeschütteln für beendet erklären und alles in einem befreiten Lachen mündet.

Ganz ähnlich muss es mir und der verwitweten Frau Christiani schon bei unserer ersten Begegnung ergangen sein. Als wir uns bald danach vermählten, ordnete der Cardinalerzbischof die Geheimhaltung der Eheschliessung an. Dennoch kam die Neuigkeit meinem Herrn zu Ohren. Er stellte mich zur Rede und verbannte mich

auf der Stelle aus seinem Hause, nicht ohne meinen Namen aus seinem Testament zu tilgen. Geübt in der Kunst, für andere zu bitten, verteidigte ich mich selbst mit keinem Wort. Hastig packte ich Kleider, Bücher und Schachbrett und nahm grusslos meinen Abschied.

Es gab Gerüchte und Vermutungen über die Beweggründe des Fürsten. Manche sagten, sein Haus habe schon immer den Ungehorsam der Untertanen schlecht ertragen. Andere dagegen meinten, er sei mir derart zugetan gewesen, dass er mich mit Haut und Haaren für sich allein wollte. Doch das Leidenschaftliche war nicht seine Art, ausser es ging um den Krieg oder ein gutes Geschäft. Eher wird daher die Befürchtung, es könnte durch die Heirat ein Versorgungsanspruch für meine Gattin und allfällige Nachkommen entstanden sein, der Grund gewesen sein, weshalb ich verstossen wurde. Wenn es um die Finanzen ging, konnte man dem Fürsten nichts vormachen. Er entstammte einem Geschlecht, das seinen Reichtum noch unter widrigsten Umständen zu mehren wusste.

Meinen gewesenen Herrn sah ich nie wieder. Mit meiner Frau zog ich in die Weissgerber-Vorstadt, wo wir uns von meinem ersparten Gewinn ein kleines Haus kauften. Einige Jahre später begegnete mir der Neffe und Erbe des Fürsten auf der Gasse. Seine Durchlaucht liess anhalten, rief mich in seinen Wagen und beteuerte, dass er das Unrecht seines Onkels wieder gutmachen wolle. Auf seine Bitte hin übernahm ich die Erziehung des jungen Prinzen Alois. Mit meiner Frau und der kleinen Josephine, meiner Tochter, die ich mehr liebte als alles auf der Welt, übersiedelte ich abermals in das fürstliche Palais. Mein Auftrag liess mir Zeit zum Studium, und bald schloss ich mich einer Loge Gleichgesinnter an, um meine Kenntnisse zu vertiefen und zur Verbesserung der Welt meinen Teil zu tun. Nach dem Tode meiner Frau widmete ich mich ganz der Erziehung meiner Tochter und verbrachte meine freie Zeit bei meinen Brüdern. Hier lernte ich die berühmtesten Gelehrten und Künstler kennen, mit anderen trat ich in Korrespondenz. Es war, so dachten wir, der Anfang einer neuen Zeit, in der kein Stein auf dem anderen bleiben würde. Jeden Tag trafen Berichte von den jüngsten Entdeckungen und Abhandlungen über die neuesten Erfindungen in Wien ein. Alles sollte nun von Grund auf untersucht und bei Licht besehen werden. Alles sollte sich zum Besseren wenden.

Damals nahm der berühmte Dr. Gall ein Interesse an mir. Der Schädelforscher verstand es, knöcherne Ausbildungen als Zeichen geistiger Befähigung zu lesen. Ich hatte meine Bedenken und hielt es eher mit jenem Kritiker, der meinte, aus den Messaufzeichnungen lasse sich nur entnehmen, dass durch den Schädelknochen irgendetwas angedeutet wird, aber ebenso gut auch nicht. Dass letztlich der Geist ein Knochen sein soll, ging mir nicht in den Schädel. Dennoch wollte ich mich selbst von den Nachforschungen der Vernunft nicht ausnehmen, zumal ich mich von der Aufmerksamkeit des grossen Wissenschaftlers doch ein wenig geschmeichelt fühlte. Da meine Afrikanernatur, wie er sagte, noch nicht vollständig unterdrückt sei, bat er mich, nach meinem Tode die Moulage meines Gesichts abnehmen zu dürfen, um eine Büste für seine Sammlung zu fertigen, in der, wie er mit Begeisterung ausführte, sieben weitere gute Mohrenköpfe mir Gesellschaft leisten würden.

Ohne zu zögern gab ich meine Erlaubnis, und sobald ich meinen letzten Atemzug getan hatte, wurde schon der Gips auf mein noch warmes Gesicht aufgetragen. Nicht gerechnet hatte ich mit dem regen Interesse anderer namhafter Wissenschaftler und Sammler, die ihren Teil von mir wollten. Kaum war die Maske abgenommen, wurde mir die Haut abgezogen und zur Ausstopfung geschickt.

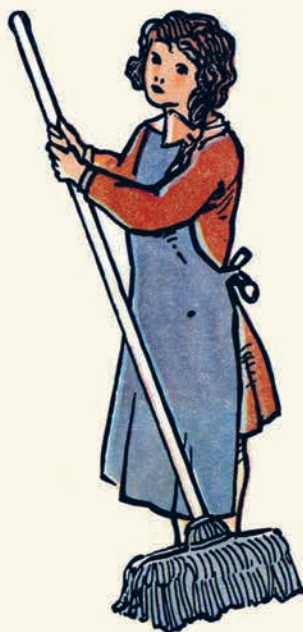
Der Ausgestopfte, der ich war, wurde mit einem Federgürtel und einer Federkrone dürftig bekleidet im k.k. Hof-Naturalienkabinett neben einem ausgestopften Tapir, einem Wasserschwein und einigen Bisamschweinen zur Schau gestellt. Um meine Arme und Beine waren Glasperlenschnüre drapiert, an meinen Hals hing eine Kette aus gelblich weissen Porzellanschnecken – Schmuck, wie ich ihn zu Lebzeiten nie getragen hatte. Josephine versuchte mit ungezählten Eingaben, Beschwerden und Bittschreiben, die Rückgabe der geraubten Haut und des Skeletts ihres Vaters zu erwirken. Selbst die Unterstützung des erzbischöflichen Konsistoriums vermochte nichts, da sich die Regierung auf den Standpunkt stellte, mit der Beerdigung der verbleibenden Überreste sei der Religion Genüge getan. Nur einem glücklichen Ereignis ist es zu verdanken, dass mehr als ein halbes Jahrhundert nach meiner Ausstopfung, im Jahr der Aufstände und Revolutionen, die dem Fortschritt der Geschichte auf die Sprünge helfen sollten, das k.k. Hof-Naturalienkabinett in Brand geriet und nichts davon übrig blieb.

(Quellen: Wilhelm A. Bauer, Monika Firla, G. W. F. Hegel, Franz Kafka und Karoline Pichler)

Ta Th **T t Th**

*So nun machen wir
alles rein! Toni nimm das
Tuch vom Tisch! Thea
hol den Flaumer und
die Schaufel. Mutter
darf ich auch wischen?
Nein, gib zuerst die Tafel in
die Tasche.*

Tafel	Tisch
Tasche	Tuch
Tasse	Thea
Tee	Theodor
Teller	Theresia



Tschugmell

Robert Allgäuer & Hansjörg Quaderer

Wenigen ist bekannt, dass Pfarrer Fridolin Tschugmell (1896–1981) in den 20er und 30er Jahren, als er als Seelsorger in Mauren wirkte, fotografierte, und zwar mit grossem Spürsinn für das Lebendige, Unmittelbare und Konkrete. Es geht über das Dokumentarische hinaus.

Hier hat eine Persönlichkeit fotografiert, die man gerne hatte, die Heiterkeit und Leutseligkeit ausstrahlte. Die herbe Anmut vieler seiner Fotografien zeugt davon. Die Aufnahmen spiegeln aber auch sein Menschenbild und seine Menschenbildung wider. Die Geistesgegenwart des Fotografen als beiläufiges Geschenk wird erst auf den zweiten Blick sichtbar.

Da schaut einer hin und nimmt teil am Dorfleben. Die Sympathie für die Bauern, Bauarbeiter und Handwerker fällt auf. Das Spektrum umfasst Kinder, Erwachsene und Alte in ihrem gesamten Lebenszusammenhang.

Es gibt unerhörte Doppelbildnisse und Portraits von dichter Schönheit. Die grandiosen Kinderbilder, die Tschugmell in ihrer Unmittelbarkeit und herzerfrischenden Vielfalt dokumentiert, im Kopfstand, raufend, feixend, in köstlichem Schalk bisweilen, Mädchen wie Buben. Er breitet keine Idylle aus, sondern vermittelt Lebensnähe. Das wirkt in dieser Unverstelltheit balsamisch.

Man könnte sagen, dass Pfarrer Tschugmell neben seiner ermutigenden Arbeit als Seelsorger auch als «visueller Seelsorger» agierte, sozusagen als bildstiftende Autorität des Dorfes. Die Bilder sind so konkret wie liebenswürdig. Sie erzählen das Eigene in grosser Selbstverständlichkeit. Es sind Bildzeugnisse, die eine Geschichte der Menschen von unten erzählen, von Staub, Mist und Heu, aus den Gruben, von Baustellen, Gerüsten und Schubkarren, ohne zu beschönigen, aber dem Leben Recht gebend.

Ein Glücksfall, dass von Tschugmells fotografischem Fundus trotz schwerer Verluste nach einem Brandfall in Triesen (wo Pfarrer Tschugmell nach 1937 lebte) heute noch gut tausend Aufnahmen im Gemeindearchiv von Mauren «überlebt» haben. Die Zeit ist reif für eine nähere Beschäftigung mit Tschugmell, dem Fotografen.

[Eine Annonce, die auf Anregung und nach verschiedenen Gesprächen mit Robert Allgäuer von Hansjörg Quaderer aufgezeichnet wurde, mit einer Kostprobe von Tschugmells Fotografien.]

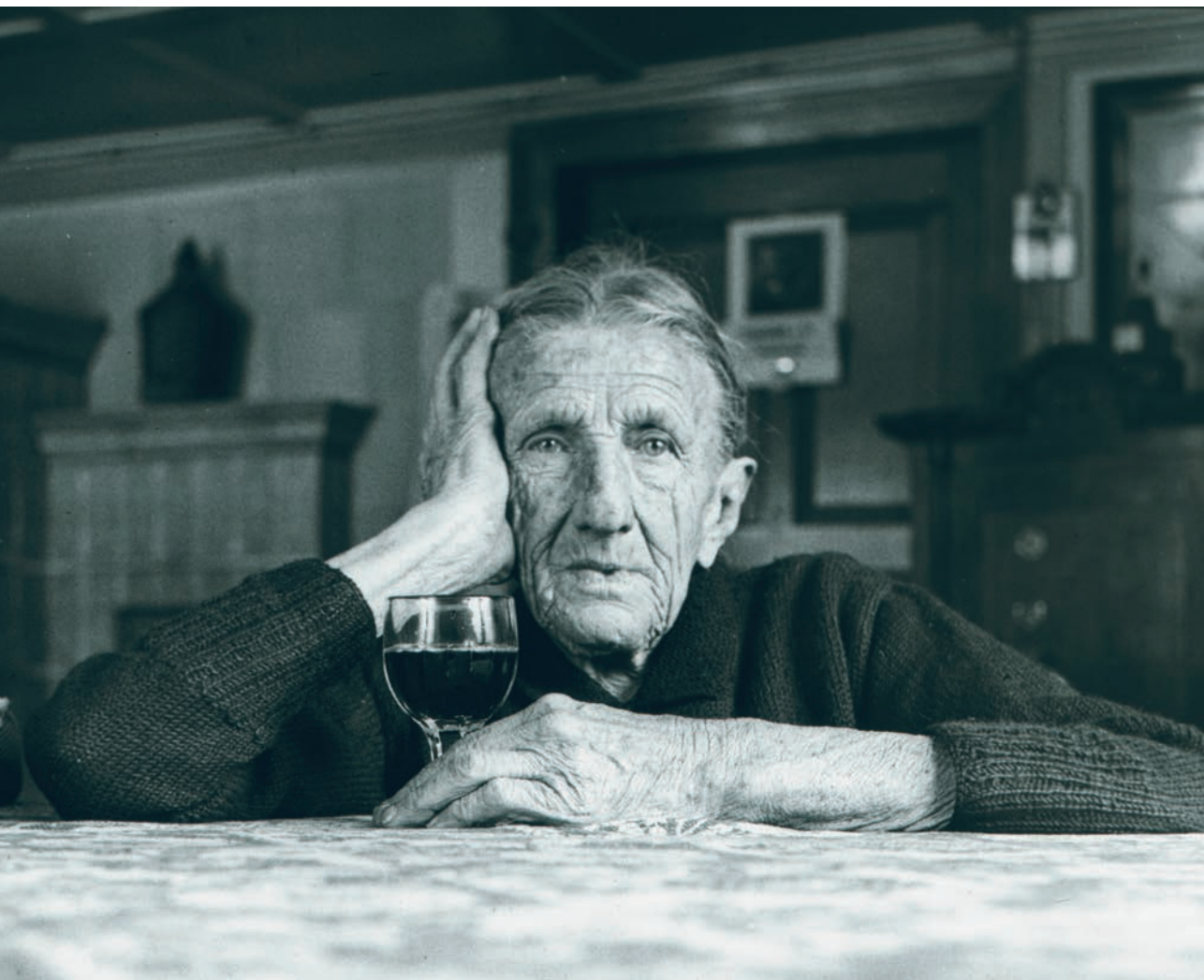
Literatur

- Quaderer-Vogt, R. (2014). *Bewegte Zeiten in Liechtenstein 1914 bis 1926* (S. 424–437). Zürich: Chronos Verlag.
- *Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein* (Bd. 2, S. 960). (2013). Zürich: Chronos Verlag und Vaduz: Verlag des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein.
- Jansen, N. (28. Dezember 2010). Fridolin Tschugmell (1896–1981). Artikelreihe *Persönlichkeiten, die Liechtenstein prägten*. Vaduz: Liechtensteiner Vaterland.
- Scherrer, S. (Hrsg.). (2004) *Während der Messe sangen die Granaten. Kriegstagebuch des Liechtensteiner Pfarrers Fridolin Tschugmell. 1915–1918, Dolomiten/Südtirol*. Schaan: Alpenland Verlag.
- Marxer, F. (1981). In *Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein* (Bd. 81, S. 7–12).

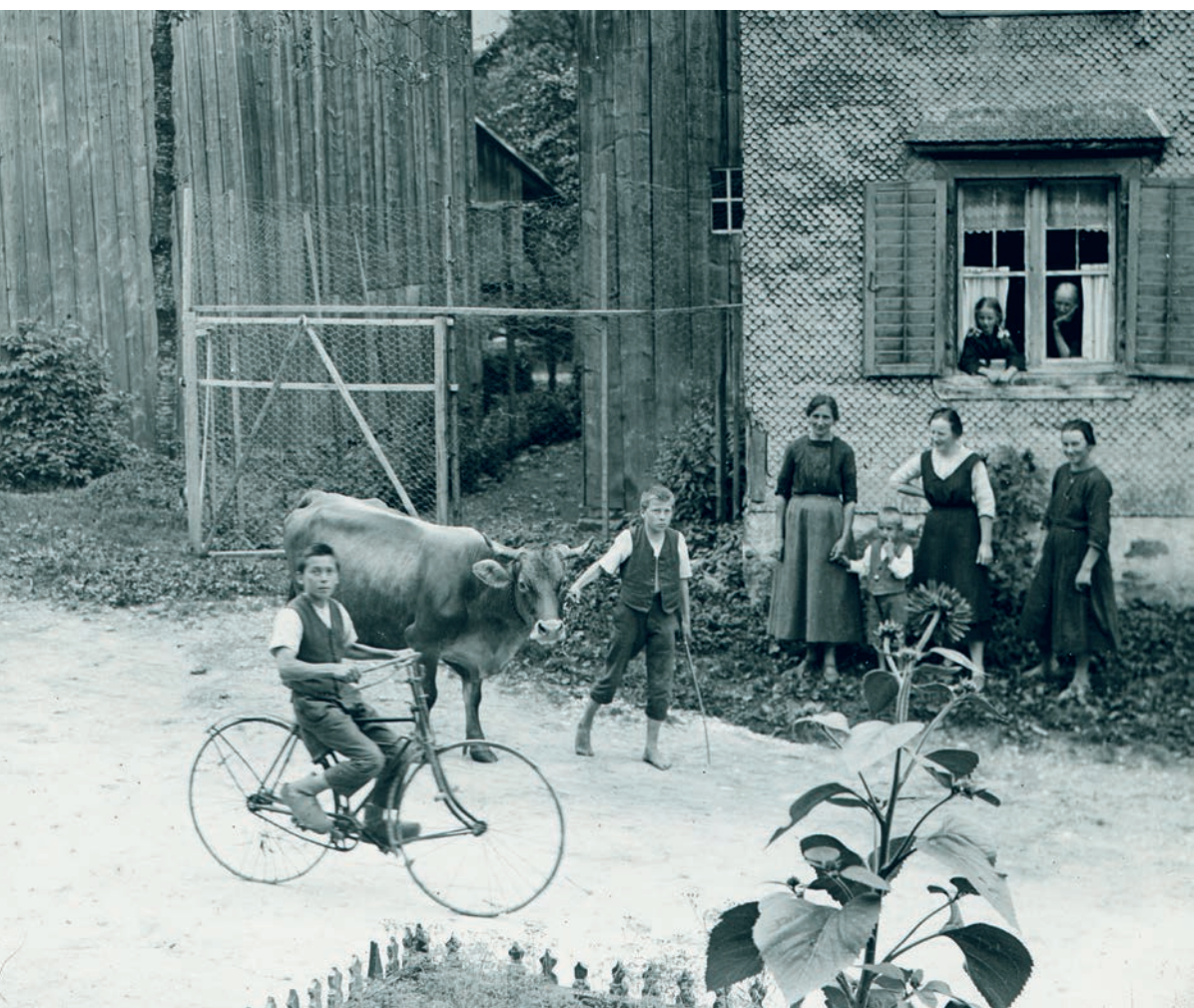


N O P Q R S **T** U V W X Y Z





N O P Q R S **T** U V W X Y Z





N O P Q R S **T** U V W X Y Z



u

u

u

u

u

i

i

i

u

i

ui

u

i

ui

Utopia

Sabine Bockmühl

Diese vom tiefblauen Himmel überspannten Sommer der Sechzigerjahre – flirrende Glaswolken über Asphalt, Teerlachen weich und barfussheiss. Durchzogen vom Knattern der stets unsichtbaren, kleinmotorigen Flugzeuge bleibt dieses Azur im Gedächtnis hängen. Wenn die Familie ins Auto stieg, um nach Liechtenstein zu fahren, zu Besuch oder um die Kinder bei der Oma in Ferien zu bringen, wusste sie, dass die Fahrt eine endlose Stunde dauern würde. Man durchquerte dreierlei Territorien, Deutschland, Österreich und etwas Schweiz in Form einer weissen Linie in Schaanwald. Staaten als Abstraktion über die Landschaft gelegt, die vor und nach den Zollschranken immer noch dieselbe war. Passierten sie in Feldkirch endlich den Katzenturm, war Liechtenstein nicht mehr weit. Die Familie kam immer bei schönem Wetter an. Kurz bevor die Herrengasse in die Steile fällt, bogen sie links in eine Hofeinfahrt, wo das Häuschen der Grosseltern stand, in Geranienpracht und mit mehrfach in sattem Braun überpinselten Fensterläden. Zur Herrengasse hin, über die es bereits damals brauste und brummte, ein Vorgarten mit Steinmauer. Die Platten auf der Mauer heizten sich tagsüber derart auf, dass ihre Fusssohlen brannten, wenn sie katzenleich darüber lief, um das Revier zu erkunden. Alles ausserhalb der Mauer war *Fadutz*. Die Steigerungsform *Fadotz* erlernte sie später. Ein komisches Wort, dieses Vaduz, das sie zeitlebens an verduzt erinnern sollte. Ihre Ruhrpott-Grosseltern väterlicherseits schafften es über ein *Waduuz* nie hinaus. Aber sie waren auch nur wenige Male in Liechtenstein gewesen, der Grossvater in Knickerbockern unterwegs, immer mit dem gamsbartigen Tirolerhut. Man war schliesslich in den Alpen, da trug man so etwas, auch wenn man sich eher in der Talsohle bewegte.

Anschliessend an die Vorgartenmauer war eine verwaiste Tankstelle mit Blättern in den Ecken und verblichenen Tanksäulen. Und der *Keesi*, der Laden mit allerhand Schneidwerkzeugen hinter vom Staub getrübbten Scheiben. Auf der anderen Strassenseite lag der Frisörsalon vom *Lisile*, die aus den ergrauten Frauen dauergewellte Zuckerwatteköniginnen machte. Auch die Liechtensteiner Oma sass dort unter der Haube und kam mit getürmten, blau schimmernden Locken wieder heraus. Damals rollte der Verkehr durchs Städtle und entlud Feinstaub auf die Tische der Restaurantgärten. Wagenladungen von Touristen pilgerten vor dem Rathaus zwischen knallbunten Blumenrabatten umher. Mit gerecktem Kinn nach dem über ihnen thronenden Schloss spähend. Die Vorstellung eines echten, auf die Leute herunterblickenden Fürsten war ihr nicht ganz geheuer. Es müsste für diesen doch sein, als blicke er auf winzige, in den Gässchen wuselnde Spielfiguren. Fürsten kamen bei den Gebrüdern Grimm vor und waren alles andere als real. Oft fixierte sie die Zinnen oder eins der winzigen Fenster vom Garten der Oma aus, irgendwann musste dieser Fürst doch einmal zu sehen sein, wenn er an den Mauerausparungen vorbeispazierte, um dem Treiben unten im Städtle zuzusehen. Statt-

dessen grollte die kleine Holzbrücke, wenn der Fürst in seiner Limousine ausfuhr und seinen Fürstengeschäften nachging. Am deutschen Bodensee gab es weder Fürsten noch Schlösser, man wählte *Esspedee* hinter einem Kabinenvorhang, aber was das nützen sollte, war ihr nicht klar. Jede Reise nach Vaduz bedeutete einen Kulissenwechsel, weg von den Apfelplantagen und dem See mit den dümpelnden Schwemmhölzern, hin zu einem Ort, der auf sonderbare, nicht sichtbare Art zu glänzen schien. Dabei wirkte das Schloss so schwer, als könnte es nächstens vom Felsplateau herunterbrechen, so nah, als könnte es dabei die Wäscheleinen der Oma mitreissen. War sie in Ferien im sommertrunkenen Vaduz, gewöhnte sie sich rasch an die Trutzburg mit den Fahnen. Mit der Oma, die Fanny hiess, die aber alle so merkwürdig *Faahni* nannten, machte sie die Gänge ins Städtle mit. Am Haus mit dem windschiefen Miniaturdorf im Garten vorbei auf die Egerta, zum *Gmüas-lada* Walser, wo man die Oma mit ebenjenem *Faahni* begrüsst und die Kopfsalate aus den Holzharassen in Zeitungspapier wickelte, für das Kilo Kartoffeln Eisengewichte auf die Waage klackte. Der Erdgeruch vermischt mit dem süsslichen und lauchartigen der Gemüse. Die Ladenvitrinen mit den Süssigkeiten bei der Kasse, und manchmal ein *Füüferbolla*, den sie vor schierer Grösse kaum im Mundraum rollen konnte. Draussen empfingen sie der grelle Nachmittag und der aufgeheizte Asphalt. Ihre nackten Füsse nun in Sandalen, nicht barfuss wie sonst.

Einmal abends nahm die Oma sie mit in die Kirche. In einer religionsresistenten Familie aufwachsend war dieser Kirchgang beinahe Heimlichtuerei. Man grüsste verhalten, sie meinte, sie hätte die Frauen mit Kopftüchern im Gedächtnis. Sie fröstelte in diesem spitzdächernen Sarkophag, der unverständliche Sermon des Pfarrers, die Gesänge voller Leid und Schwermut. Eine der Frauen drückte ihr ein Heiligenbildchen in die Hand mit einem von Süsse weichgezeichneten Engel. Sie ordnete das Bild unter Gebrüder Grimm ein, hütete es des betörenden Kitsches wegen auch eine Weile. Dennoch verlor sie es. Der Opa war Maler, und in seinem unverwüstlichen Datsun kam er mittags angefahren, den Kofferraum voller Farbkübel, das weisse *Häs* gesprenkelt, ebenso Halbglätze und Hornbrille. Nach dem Essen legte er sich für zwanzig Minuten auf die Eckbank und hielt Mittagsschlaf. Der Opa konnte sogar seine Katze dressieren: Der schwarze Kater, ansonsten ein sturer Kerl, legte sich auf seinen Befehl hin wie ein Hund und wagte es nicht, sich zu rühren. Sie folgte lieber der Oma auf Schritt und Tritt, in den Garten und die Waschküche, in den oberen Stock, wo ihre beiden Tanten die Zimmer unter Dachschrägen und Gauben hatten.

Als Tochter der Erstgeborenen waren die Nachzügler-Tanten gerade mal sechs und zehn Jahre älter als sie selbst. Lichtjahre aber trennten sie. Feen aus einer verbotenen Welt waren sie, und wenn sie tagsüber ausser Haus waren, schlich sie sich in deren Zimmer, um die verruchten Poster anzuschauen: Hildegard Knief, lasziv mit Zigarette und kohlschwarzen Lidstrichen, Jimi Hendrix mit Stirnband und Gitarre, schweissnass, mit geschlossenen Augenlidern. Auf dem Plattenspieler lag oft eine Single von Serge Gainsbourg und Jane Birkin, die sie heimlich abspielte und sich wunderte, was dieses *Schötääm-schöviäng* bedeuten sollte und was es dazu so malerisch zu stöhnen und hauchen gab. Die Freunde der Tanten, beides Lang-

haarige in Sprayed-on-Jeans mit Schlag und bunten Schuhen, die Hemden knalleng um die Brust, führten die kleine Nichte mit Vorliebe an der Nase herum oder schickten sie ins Städtle, um Brünnett-Doppelfilter für eins siebzig zu kaufen. Auf der Kühlerhaube des postgelben Käfers eines «Onkels» prangte das Konterfei von Jimi Hendrix mit wucherndem Afrolook. Und wenn die Tanten in ihren Monster-sohlenschuhen und mini Minikleidern in den VW stiegen, wäre sie gern mitgefahren. Kirchenkühle und Fürstenglanz mischten sich mit rauem Gitarrenrock, Zigarettendunst und Hippielanghaar-Freedom zu einem blauen Liechtenstein, das im August ein Feuerwerk aufs Volk im Städtle niederplatzen liess, als orgiastischen Höhepunkt eines undurchschaubaren Märchens. Sie sass dabei auf der Teppichstange im Garten, unter ihr die baumelnden Lampions über Kartoffelsalat und Bratwurst und den von Lichtsalven angeblitzten Gesichtern der angereisten Verwandtschaft.

Als ihre Eltern beschlossen, nach Liechtenstein zu übersiedeln, erschreckte sie dies nicht. In ein Land zu ziehen, in dem sich Flower-Power-Emulsion mit Fürstenweihrauch mischte unter einem ständig blauen Himmel, das liess die Gebrüder Grimm verblassen. An ihrem ersten Schultag war der Himmel grau, war Vorfrühling, bliesen letzte Föhnböen vergilbte Blätter über die Wiesen. Die Schule lag im Ebenholz, dahinter ragte die gefurchte Bergwand auf. Die Mutter hatte sie in ihr bestes Gewand gesteckt – eine schimmernde Scheusslichkeit in Altrosa. Sie kam sich wie eine Astronautin vor, als sie vor der Klasse stand und in eine Schulbank eingewiesen wurde. Während die einen offensichtlich über sie tuschelten und ihren Blick abwendeten, wenn sie den ihren im Klassenzimmer schweifen liess, waren drei der Mädchen neben ihr neugierig auf die Neue. Eine Schweizerin (der Vater in der Spinnerei von Vaduz beschäftigt), eine Halbamerikanerin hinter dicken Brillengläsern und das Mädchen aus der jüdischen Familie. Das Schulhaus war hell, die Böden glänzten seifenglatt, die Pulte aus poliertem, hellem Holz, weder Kratzer noch Fleck. Die Linoleumdüsternis ihrer alten Schule kam ihr in den Sinn, mit den von zahlreichen Generationen gekerbten und geritzten Schulbänken mit den eingetrockneten Tintenfassern, das militärische Aufstellen nach der Pause, wenn die Klassenverbände in Zweierreihen ins Schulhaus einmarschierten.

Kurz bevor sie den Bodensee verlassen hatte, waren fremde Kinder in die Klassen gekommen. Die Mädchen mit den braunen Augen und dunklen Locken trugen bunte Kleider über Hosen, darüber Strickjacken, die meisten Kopftücher. Sie hatten seltsame Namen und konnten kein Wort Deutsch. Man nahm sie eher als Naturereignis hin. In der Liechtensteiner Klasse gab es diese fremden, bunten Kinder nicht. Auf dem Heimweg spuckte ein Junge auf ihr Gewand. Davon erzählte sie zuhause nichts und weigerte sich danach stetig, es noch einmal zu tragen. Sie musste eine neue Schulschrift erlernen, die ihr nicht gefiel. Aus den geschwungenen Majuskeln wurden aufgeblasene Gemeine. Dabei hatte sie das «A» so geliebt, mit dem Schwung eines Notenschlüssels – nun kam es behäbig daher. Die ersten Wochen in Vaduz gingen dahin, und eines Morgens war sie aufgewacht und konnte den Dialekt. Der Jargon war ihr über Nacht in die Blutbahnen eingeflossen und sie par-

lierte – auch das rollende «R» ging wie ein gurgelndes Bächlein über die Zunge – als ob sie nie etwas anderes gesprochen hätte. Bis der Lehrer sie eines Tages ermahnte, sie solle nicht so schnell und flüssig vorlesen, die Klassenkameraden kämen da nicht mit, hier läse man langsamer, da das Hochdeutsche etwas Fremdes sei. Mit roten Ohren sass sie da und spürte die glühenden Blicke der Klassenkameraden, die sich durch die Kunstfasern ihres Pullovers sengten. Nun sass der Argwohn dabei wie ein Schatten, hatte sich über die Stirn der Kameraden gelegt. *Iar Sauschwoba*, ihr meint immer, ihr seid die Gescheitesten. Sie spürte ein Mal auf der Stirn, das sich anföhlte, als leuchtete es geradewegs wie ein kleiner Scheinwerfer vor ihr her. *Dütschi* stand da zu lesen, das sah sie den Leuten an, die eine Falte zwischen den Augenbrauen bekamen, wenn sie ihren Namen hörten. Nun rollte eine Kugel in ihr, wie in dem Flipperkasten der Beiz, in die sie der Grossonkel einmal mitgenommen hatte, mal schlug die Kugel an einen leuchtenden Pilz und klingelte «deutsch, deutsch, deutsch», um dann zum nächsten geschossen zu werden, der «oben am jungen Rhein ...» glöckelte. *Wem ghörsch?*, war die Frage, die sie am allermeisten fürchtete, die unerwartet aus irgendeinem Mund hervorschnellen konnte. Mit der man sie in die beschilderten Familienschubladen einsortieren wollte. Sie brachte ihren Namen kaum über die Lippen, denn mit ihm kollerte *Dütschi* mit, und sie sah, was mit dem Gesicht des Gegenübers geschah, wenn der Name ins Ohr schlüpfte. Wie die Jalousie herunterging. Wem gehöre ich denn?, fragte sie sich, vielleicht dem Föhn, vielleicht der Rüfe.

Auf dem Schulweg begegnete ihr öfters eine junge Katze, die miauend ihre Waden umgarnte und sich ins Gras warf, um gestreichelt zu werden. Sie mochte die Katze und war öfters versucht gewesen, sie heimlich in ihrer Schultasche nachhause zu schmuggeln. Eines Nachmittags sass die Katze wieder am Weg. Sie streichelte ihren Rücken, und aus dem Streicheln wurde ein Drücken und Schubsen, das Tier war verwirrt und sie selbst dem Weinen nah. Ein tiefer Groll bemächtigte sich ihrer Hände, und sie presste die Katze zu Boden. Je bestürzter sie über ihre eigene Grobheit war, desto heftiger liess sie den Groll an der Katze wirken. Schreiend versuchte die Katze, sich unter ihren Handflächen hervorzuwinden, und schliesslich liess sie ab von ihr. Als das Tier taumelnd vor ihr floh, begann sie zu rennen. Der Lauf kühlte ihre Schamröte. Die Katze sass nie mehr am Wegrand. Eine deutsche Pfahlwurzel nach der anderen aus dem Fleisch ziehen, langsam und mit Bedacht, damit kein Restchen stecken blieb und neu austreiben könnte, säte sie nun *Maiariisle* aus, die wuchsen und wucherten, damit der *Sauschwob* sich nicht mehr rührte. Sie ignorierte die Taubheit, die sich in einigen Gliedmassen zu zeigen begann, was nicht weiter schlimm war, da es eine stille Taubheit war, die im Untergrund nur scheinbar nebensächliche Rädchen lahm legte.

Der alljährliche Schulausflug stand bevor, der dieses Mal zum Wildschloss gehen sollte. Das sei das Schloss, das verloren habe, sagte ein Vorwitziger. Der Prinz in ihrer Klasse kicherte nur und schlurfte in seinen Manchester-Pantoffeln an ihrem Pult vorbei. Der Kamerad in seinem Windschatten, der ihr zuraunte, wer ein echter Liechtensteiner werden wolle, der müsse eine Nacht auf dem Wildschloss verbringen und den *Schrätlig* überleben, dann gehöre er dazu. Sie sprachen sonst

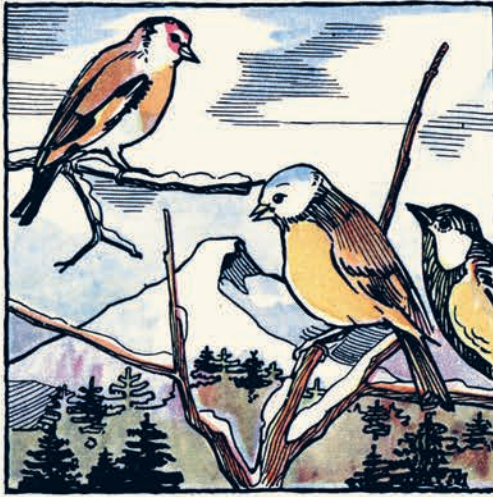
kaum miteinander, denn der Klassenraum war in unsichtbare Sektoren unterteilt, ihr Sektor war der linke bei den Fenstern, der Sektor des Prinzen und seiner Freunde lag rechts bei Regal und Tür. Das Wildschloss, so dozierte der Lehrer zur Einstimmung, heisse eigentlich Burgruine Schalun und sei von den Bewohnern im 14. Jahrhundert aus unbekanntem Gründen verlassen worden. Ein Brand habe die Burg dann zerstört. Vom Tal aus war die Felsrippe, auf der es sich befand, nicht zu sehen. So scharte sich die Klasse in der Morgenfrühe um den Lehrer, der seinen Bauch in ein kariertes Hemd gezwängt hatte. Alle trugen Rucksäcke und Wanderschuhe. Schon nach den ersten steilen Kurven, die sich durch den noch kühlen Wald frassen, packten einige die heiss begehrten Ovo-Stängel aus. Sie selber hatte Brot, ein gekochtes Ei, ein Stück Gurke, einen Apfel und eine Flasche mit Sirup dabei. Ein pragmatisches Vesper für Bergsteiger. Sie liebte die Ovo-Stängel, die den Gaumen mit einer zähen, süssen Schicht verklebten. Alle Kinder hatten Ovo-Stängel dabei. Ein paar der Jungen rempelten sie manchmal an, und das Mädchen, das die loseste *Schnorre* hatte, wichste ihr mit einer Brennessel über die nackten Waden. Es brannte und sie verbiss sich die Tränen, wurde von dem jüdischen Mädchen linkisch getröstet und die Schweizerin hakte sich bei ihr ein. Zusammen erreichten sie das Wasserreservoir, hingen am Zaun und starrten ins Türkis des gurgelnden Beckens. Auf dem Häuschen, in dem der Strom surrte, prangte eine Turbine und Blitze schossen daraus hervor. Sie dachte, es sähe fast genauso aus wie das Auge im Dreieck, das im Bibelunterricht ab und zu auftauchte.

Bald kam ein steiler Abhang in Sicht, auf dem ein Mauerstück und die Hälfte eines zerfallenen Turms zu sehen waren. Die Klasse stürmte nun beinahe die Serpentina hinauf, die grelle Mittagssonne blendete sie und der Himmel war gleisend und weiss. Sie fragte sich, wo das Blau der frühen Sommer geblieben war, dieses wollte sich seit ihrem Umzug einfach nicht zeigen. Die Horde packte die Rucksäcke aus, inmitten des quirligen Schreiens der anderen ass sie abgewandt das Vesper so schnell, dass ihr das hinuntergewürgte Ei Bauchweh machte. Danach spazierte sie mit ihren drei Kameradinnen an den Mauern entlang und blickte in den Taldunst, kaum sah man die Dächer von Vaduz, aber den teilenden Rhein. Der Lehrer fragte die Bergspitzen ab, und weil ihre Familie die Wochenenden mit Wandern verbrachte, konnte sie einen jeden benennen. Der Lehrer lobte sie verhalten, als ob er sich ärgerte, dass das *dütsche Maatle* seine Bergspitzen so gut kannte. Eine kühle Brise aus dem Wald strich über den Schweissfilm auf ihrer Stirn und sie fröstelte.

Als die Klasse sich an den Abstieg machte, blieb sie zurück und verschanzte sich hinter einer der gebrochenen Mauern. Kaum war das Lachen und Schreien verklungen, verkroch sie sich in eine Ecke und hörte nun das Rauschen des Tals und ein paar Krähschreie über sich. Eine Weile schief sie im Windschatten der Ruine und wachte auf, als es kälter wurde. Die Eltern würden sich Sorgen machen, aber sie trotzte und blieb hartnäckig sitzen. Die Jacke wickelte sie um die blossen Beine und wartete zusammengekauert auf die Nacht. Auf den *Schrätlig*. Im Wald begann es zu knacken, in der Schwärze zwischen den Zweigen atmete ein grosses Tier. Im Tal entzündete sich ein Lichtertepich, der frei schwebende Sternenhimmel fiel

auf sie nieder. Sie fror und konnte an nichts anderes als den *Schrätlig* denken. Da schrie es in der Nähe und ein heiseres Bellen folgte. Zitternd packte sie ihren Rucksack und tastete sich Schritt für Schritt den Weg hinunter, Steine kollerten voraus und verloren sich mit klackenden Geräuschen in Abgründen. Irgendwann kam sie aus dem Wald heraus, aufs freie Feld in die rettenden Inseln der Strassenlampen. Die Eltern, kreidebleich vor Sorge, steckten sie in die Badewanne und danach ins Bett.

Am nächsten Tag hob sie in der Schule kaum den Kopf und wandelte vakuumverpackt zwischen den Kameraden. Einer des rechten Sektors erwischte ihren Blick dennoch und grinste wie ein *Schrätlig*. Der «Windschatten» jedoch fragte sie in der Pause, ob sie beim Fangenspielen mittun wollte. Dabei schaute er ihr in die Augen, als sähe er in sie hinein. Das Mal war wie ein Hauch zu spüren. Sie war noch ein Staubkorn am Glaskörper, ein Steinchen im Linsensack. Von der Flower-Power-Herrlichkeit blieb eine Cordhose mit Schlag, die sich regelmässig in der Fahrradkette verfang. Aber eine solche Hose kann man in die Strümpfe stopfen.



Vv
V v

Der tote Vogel.

O, der arme Vogel ist tot! Vinzenz, heb ihn auf! Sein Köpflein hängt herab. Sein Herzlein schlägt nicht mehr. Er hat gewiß kein Futter gefunden. Er ist erfroren. Was tun wir mit ihm? Da hast du eine Schaufel! Mach eine schöne Grube. So, das ist sein Grab.

Vater Vinzenz Vogel
Vetter Verena Vieh

Verloren

Evi Kliemand

Blätterwerk. Aus: BI-130-11ff / E-2013-11ff / weisses Notizbuch / 15.11.2013

Sie würde zusehen, wie rings umher die Lebensrhythmen, diese Aufzeichnungen, die Pflanzenleiber, Blattgeschichten verloren gingen. Sie liess es zu. Im Licht ein leicht Gekrümmtes – und eine kalte Nacht und der Augenblick des Schlags, der das Lebendige in seiner Mitte traf und einen gross gewachsenen Körper in sich zusammenbrechen liess – und Nebelattacken und ohne Hommage, ohne grossen Sinn ging es dahin. Blatthände, die nichts mehr zu halten vermochten. Die Stifte fielen ins Leere – verloren die Schrift.

Rabe weiss, Häher weiss, Hörnchen macht sich davon, das Verbergen ist sein Spiel und sein Überleben – Chancen, und dann der kleine Tanz auf der Zeile – die Schlafenzeilen und das Vergessengehen – das alles zählte. Die letzte Libelle und das Zucken schon in ihren Gliedern, der Tod eins mit dem Zucken bei der letzten Eiablage. Die Gallerten werden den Winter überstehen.

Gespenstisch körperlose Wesen, die ihre Temperaturen senkten – und dich anstarrten in zeitentrückter Präsenz. Schalen einer Existenz. Schlange, wohin – deine Lebensschleife aufgerollt, Höhlen im Angebot der Stunden – im Angebot auch dieses Gartens Schutz und unerwartete Fluten ohne Ziel. Schürfstellen des Dachses, der die Larven aufspürte. Überlebensasyl. So schläft, schläft denn – es ist kein schöner Anblick, wenn den letzten Rosen das Genick gebrochen und auf das Lippenrot der Stoss des Schweigens folgt. Vögelchen flieg. Die Hände der Bäume fallen zurück in den Schoss, und auch ihr Traum zerfällt, auch dieser Traum verloren in der kurzen Zeit. Don't touch. Er schläft zur Kugel gerollt – schläft tief – don't touch, nichts wird ihn verraten. Ach, Meles meles – Schlafmütze. Es ist, als saugten die Bäume den Raum aus den Häuten des Himmels über dir. Rühr nicht dran. Nicht du, aber die Zeit läuft dir davon. Vögelchen flieg.

Die Stürme fliehen den Ort, das Trümmerfeld sind wir, Liebes, Nachwuchs genug – es ist, als suchten wir diese Formen der Zerstörung, weil wir ihnen gleichsehen, und angeln mit langen Kranhälsen nach Sinn, uns daran aufzurichten, schichten, schichten niederreissen und wieder richten, schichten, besinnungslos.

Und als der Krieg ausgebrochen, ging das Wasser in der Badewanne vergessen, und der Waldkauz ertrank darin. Ein Drama – nichts ist ungeschehen zu machen. Ach Meles meles. Nicht du, aber die Zeit läuft uns davon. Was willst du finden hier, Freund. Pilze, Früchte, Schnecken, Mäuse, Frösche, die Ringelnatter, zugeteert. Ach Tiere, mit euch erlosch eine letzte Zeile Leben, der Erinnerung andere Seite, der Waldkauz ruft nicht mehr – *strix aluco* schweigt.

22.11.2013

Irgendwann ist alles gesagt – das beruhigte sie zu wissen. Und was der Moloch aussties oder nicht einzugliedern wusste, verschwand, das ist seine Macht.

Und so braucht der Traum auch nicht viel Raum, und seine Zeit ist eingebettet unter warmen Decken in einer Ecke, wo auch die grosse Katze ruht, der Schlaf wacht über ihr.

Draussen geht der Dachs, verbirgt sein starkes Gebiss hinter drolliger Figur, beschnuppert das Getänn vor den Fenstern und vor den Türen, sagt Wald und grinst – grüsst, auch er müde gemacht. Ach Kätzchen. Wir begreifen wenig.

Und wie die Sonne scheint und nochmals zulangt, ein Strahlenkranz, rieselt in Bächen der Schnee von den Höhen und gluckst – und nichts hält dem stand. Die kleine Welt gluckst wie die grosse über ihr. Und der Wind bringt, auf unsichtbaren Schaufeln angehoben, gelbe, braune, grüne Blätter zurück zum Haus – zugeweht, warmgefärbt, Blattluftpolster – und der Garten fliegt auf und ein Spatzenschwarm mit ihm. Und zwei verwehte Geranienblüten oder das Zinnober von späten Rosen – der Dorn im Herzen – Tierchen, wir begreifen wenig. Aber schön seid ihr.

12.12.2013

War es ein Ausgehen über Stufen, Zeilen oder ging sie mit im Kreis. Es war ein stilles Ausgehen und Wiedersehen, ein Hingehen war es, und wie sie alles kannte, als ob sie aus Büchern läse, ging sie hin.

Und im Dezember in den Geschäften wurden Kärtchen verteilt und Sternchen geklebt und es gingen Trickdiebe um und du musstest auf deine Taschen achten und es schimmerten die Lichtchen und Lämpchen und schon der Anblick war süss und die Birken spiegelten sich in den Fenstern und zwischen den Zweigen hielt sich honig-gelb der Schnee und das Sonnenlicht und das Blau und die Nacht liessen ihre Sterne drehen und der Mond hatte eine scharfe Sichel – wo aber war das Leben? Als wäre es aus dem Städtchen gewichen. Nachtdunkel und ein silberner Dachs – auch am Himmel – und es schlief die Schlange, und die Vögelchen auf der Hand, so viele Körnchen und immerzu hungrig – Saurierwelten, gefiederte, gejagte, geängstigte, erheiterten die Fenster. Vor deinen Augen erfroren die Blätter und die Kräuter – dort der Salbei. Warum warf die Birke ihr Laub nicht ab, ging etwas fehl in diesem Jahr, als geschähe alles gleichzeitig, was sich vordem reihte.

16.12.2013

Das Leben war kurz, zu kurz, um es zu sehen. Was mochte gelten? Aus hellen Himmeln fiel der Tag, gab das Verborgene preis. Es wird später, Liebes. Der Glanz gehört dem Gefieder des umziehenden Raben – er denkt sich im ersten Entwurf schon künftige Werbungsrituale aus. Ach, Rabl.

Die Kälte ist gutmütig, die unteren Schichten sind nicht gefroren. Die Schnäbel drehen und wenden, was sich beweglich gibt. Es sammeln die Amsel die Beeren, die an Stauden stehen – rot und gut lesbar, vom Frost gegart.

22.12.2013

Die längste Nacht. Auch das ist deine Nacht. Du wirst sehen. Die Schultern bleiben kühl und Nüchternheit ist doppelt spürbar. Gebäckdosen wie für eine Vogelfütterung, aufgefüllt auch diese.

23.12.2013

War es ihr in der Nacht zugefallen, sie hatte nach einem passenderen Wort gesucht: verloren gehen. Sie war sich der verlorene Text, sie war sich das fehlende Wort. Und sie war nicht traurig über das Verschwinden. Einzig das Heft liess sich danach nicht mehr schliessen.

24.12.2013

Sie las vom Verschwinden und vom Verlorengehen und war nicht traurig. War es das schon? Irgendwann ist alles gesagt.

30.12.2013

Und das Wort ohne Welt und Zelt zwischen Sturm verwehtem Staub, eins aus der Herde, eines nur.

Und es ist, als schwömmest du noch immer im Aug' jenes Sees, in dem der Fels kopfsteht und den Mond zu Füßen hat und auch er sich ertrunken sieht und aus der Bahn geschleift – ohne Nacht und Ziel.

Blätterwerk aus Bl-72 / 10.10.2007

Die Erfahrung zeigt: Bücher sinken lautlos zu Boden, wenn sie erschienen sind. Und da sie sich nicht von selber öffnen wie Blüten es tun – bleiben sie verschlossen liegen, bis eins sie liest.

Bl-72 / 17.10.2007

Und so schrieb sie weiter und lief wie ein Hase mit dieser Schreibrift rings ums Vergessen, es ragte wie ein Stamm, an dem die Blätter träumten, aus dem Nichts. Es stand in der Mitte der Welt, umkreist von diesem Hasen, der schrieb. Die Spuren wandelten sich zu Ranken, die rankten sich nach und nach grünend, gründend und gründelnd rund um den Stamm – mehr war da nicht.

Bl-72 / 18.10.2007

Und wenn das Schiff wieder seinen Kurs einhält, spricht keines mehr von den Kräften, die es sinken machten, und keines von jenen, die es hoben ...

Und das Nebelmeer überflutete die Küsten.

Nach oben zu verschmälerte sich die Welt – zu den Gipfeln hin – da, wo die Tannen noch Früchte warfen, sah sie den bewegten dunklen Fellen der Eichkatzen nach, die sprangen im Gegenlicht zum nächsten Ast, zum nächsten Grat, und das Rudel der Gämsen hinan, hinauf, hinab – vor jedem Abgrund reglos ihr Erscheinungsbild. Hinab gefahren in die Geschichte, aus der die Zeit stieg mit geschwungenem Horn, als wäre sie noch nicht zu dem geworden, was all dies flieht, wenn sie gehen da unten, da oben, da ohne Mitläufer, da ohne Ziel, da ohne Erbarmen, da ohne Sinn, ohne Gedächtnis da, wo die Schritte im Gleichtakt löschen, was ist, was war. Leg dein Haupt auf die Moose. Schnee wird kommen, der dir die Ohren zuschliesst, damit du nicht hörst, wenn eins schreit und die Bäume stürzen unterm Kahlschlag der Sinne ...

Bl-72 / 23.10.2007

Ein kleines Zeltlager an Büchern. Fast hatte es mit Beheimatung zu tun.

Ein kleines Zeltlager an Büchern, um dort Schutz zu suchen.

Eine Furt Bücher, um das Ufer zu wechseln.

Bl-72 / 23./28.10.2007

Verfärbt das Wort am dunklen Sprachzweig, an dem du kaust, als wäre es noch Sommer. Der Zauber erscheint dir unglaublicher vor dem Hintergrund dessen, was ihn flieht und was ihn treibt.

Der Schwäche Ausdruck verliehen – der Ohnmacht ein Bild geschenkt – der eigenen und der fremden, und was dem Walzenmonster Mensch unterlag, ist ins Wort versenkt.

Bl-72 / 23.10.2007

Nacht ist es am Texthimmel. Das Schreibgerät stieg aus. Mein Herz ist müde wie die Uhr an meinem Handgelenk, Frost liegt auf den Ziffern, ein feines Glöckchen klingt aus dem Getänn. Rotkehlchens verschollene Klage. Dem Unbeschriebenen eine Seite. Nichts sonst.

Bl-72 / 28.10.2007

Wie die Federn von grünen Riesenvögeln stecken die Pappeln in ihren Feldern, säumen die Strasse hinaus aus der Zeit.

Wes Berge das auch sind und bleiben – und wes gelbgrüne Vögel in der Kälte irren, Käfige genug. Nichts, was dem Gesang des Rotkehlchens gleicht, da ihm der Baum entzogen, dem es noch nachsingt, vorsingt, zusingt, und so vergeht das Treiben jenseits vom Wort. Ob es dich meint oder nicht, was zum Gesang wird, ob es dich kennt, was im Glanz des Klangs und im Dank, der sich verliert an die Sterne, meinen Schatten ausrollt, ein Teppich nach draussen. Der ernste Zug der Kühe und hinten im Feld ein paar Grünlinge – ein paar Zeilen Gefieder – und die Sprünge der hellen Kälber neben den beiden Mutterkühen – ein Stück umzäunter Erde vor einem Stall.

Es ist, als ob die Welt sich neigte mit Berg und Baum und Weg – umfiele, aus dem Blickfeld kippte, hineingesogen in den menschlichen Radius eines leergelegten Grundes, eingeschleust auch dieses – das Weggesprochene an Wirklichem – als vermutete die Sprache hinter dem Ausgelöschten einen neu zu entdeckenden Gott, der die Zeit noch rascher tötet, als das Lebendige es will.

Der Erdball rollt seinen Schatten nach, von den Hängen rollt die Sonne von Weltall zu Weltall. Die Rückenwirbel hörst du, es knackst und bröckelt – was hält, hält, das andere fällt – Segel und Seelchen – segeln davon – wieder die Frage und wider die Frage: wo hinab?

Am Gleitschirm des Worts – am Gleitschirm des Augs.

Zieh die Jalousien. Wer schaut denn nach draussen.

Der Ton wird leiser, noch warm von der Sonne das Fell. Tierfelle und Gras vor dem Frost und weisse Ziegen. Der Glanz steigt ins Gezweig, fuchsrot das Haar, das Brennen, der Brand, um ein Haar zu spät das Vergessen.

Die Stolperbrocken der Beheimatung – ihr entkommen – mit der Stimme des Wassers den Steilwänden des Glücks entkommen. Das Grün fließt ab in die Moose, das Getänn speichert das Gold und das Bild, keine Vergeudung. Das Nackte wie das Nächste haben die Härten von Stein. Lärchenschäfte in Bronze gegossen. Wie viel der verlorenen Neigung, wie viel der verlorenen Verehrung. Da hätte sie doch fast ein Schauspiel verpasst, der Traum vom Zur-Ruhe-Kommen, der Traum von der Sprachlosigkeit, aus der das Singen stieg, bevor es erlosch. Waldrapp, Waldrapp, all deine Flügelschläge für nichts – du bist's, du bist's nicht

W  W

wo? wem? wen?

an wen?

nun weinen! miau miau!

wau wau!

W $\begin{cases} \text{ir} \\ \text{er} \\ \text{en} \end{cases}$

W $\begin{cases} \text{en} \\ \text{ir} \\ \text{er} \end{cases}$

W $\begin{cases} \text{einen} \\ \text{ar} \\ \text{arnen} \end{cases}$

Weiss

Barbara Pohl

«WEISS, Emil; Arbeiter beim Bahnoberbau; wegen antinazistischer Äußerungen denunziert, vom Sondergericht in Feldkirch 1943 zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt, wahrscheinlich «Frontbewährung», am 28.10.1943 gefallen.»

Quelle: DÖW (Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes) 8838

[...]

Meinen Großvater mütterlicherseits, Emil Weiss, habe ich nie kennengelernt. Er musste im Dezember 1942 zum Militärdienst einrücken. Emil Weiss ist zu dieser Zeit deutscher Staatsbürger. Seine Frau, meine Nana Stephanie, wurde 1915 in Götzis geboren. Sie kam 1924 wegen der ärmlichen Familienverhältnisse nach Schaan zur Familie des damaligen Waldhirten Franz Xaver Wanger. Emil und Stephanie heirateten 1936. Emil Weiss war 1911 in Schaan geboren worden, sein Vater stammte ursprünglich aus der Tschechoslowakei, daher hatten beide, wie auch Emils Brüder Paul, Eugen und Ernst, bis 1939 die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft. Emil war dadurch 1933 bis 1935 zum Wehrdienst in der Tschechoslowakei verpflichtet, den er auch antrat. 1939 wurde das Gebiet von Nazideutschland annektiert und als Protektorat Böhmen-Mähren bezeichnet. Dadurch entstand die Verpflichtung Emils zur Wehrpflicht im Reich. Im Dezember 1942 haben Emil und Stephanie zwei kleine Kinder, meine Mutter Walfrieda als Jüngste (Jahrgang 1938) und meinen Onkel Hans. Hans und sein Zwillingbruder Emil werden 1936 mit einer Behinderung geboren, Emil stirbt bei der Geburt. Als Beerdigungskosten quittiert Pfarrer J. Tschuor am 18. Oktober 1936 14 Franken, davon gehen 2 Franken 50 Rappen an den Organisten, der Totengräber bekommt 4 Franken. Mein Großvater Emil arbeitet zu diesem Zeitpunkt bei den Österreichischen Staatsbahnen mit Dienstort Feldkirch. Jeden Tag fährt er mit der Bahn von Schaan nach Feldkirch zur Arbeit. 1942 wird mein Großvater von einem Liechtensteiner – «vermutlich aus Jobneid», so lautet die Erklärung dafür in unserer Familie – an die Nazis verraten. Am 27. November 1942 wird er wegen Wehrdienstverweigerung verhaftet. Emil habe die «Wahl» bekommen – Konzentrationslager oder Front –, erzählte mir jemand. Emil geht an die Front.

Meine Mutter und ich finden Spuren dieses Lebens 2006 nach dem Tod meiner Nana Stephanie in einem packpapierbraunen «Scharmotz» und einem alten Schrank in einem Schopf. In der Papiertasche liegen zusammengeknüllt Rechnungen und Belege aus dieser Zeit, die Quittung für die Beerdigungskosten des Erstgeborenen Emil von 1936, die Rechnung über die Aussteuermöbel des jungen Paares von 1935, eine Quittung für ein Weihnachtsgeschenk – ein neuer Hut, ... In einer Lade eines Schrankes finden sich die Staatsbürgerschaftsnachweise von weiteren Familienangehörigen – alle Urkunden tragen einen Nazistempel: zum Arier-nachweis gebührenfrei!

Bevor mein Großvater von Frankreich an die russische Front verlegt wird, erhält er einen Tag Urlaub, den er aber in Feldkirch verbringen muss. Die Bahnlinie der nun «Reichsbahn», die wie ein Korridor durch Liechtenstein verläuft, ist im Krieg befindliches Ausland. An allen Bahnhöfen ist eine Zollkontrolle eingerichtet. Zu den Zügen gibt es einen schmalen, durch einen Zaun begrenzten Korridor. Nana und meine damals viereinhalbjährige Mutter dürfen nach Feldkirch fahren, werden aber noch in Liechtenstein einer Leibesvisitation unterzogen, bevor sie in den Zug steigen dürfen. Meine Mutter sieht ihren Vater kurz. Er nimmt sie hoch und drückt sie an sich. Der harte Uniformstoff kratzt meine Mutter im Gesicht. Die Erinnerung daran ist eine von zwei, die Mama an ihren Vater hat. Die zweite ist die Erinnerung an eine Schlittenfahrt durch die *Obrgass*. Emil stellt seine Tochter wieder ab. Sie wartet auf einer Treppe sitzend auf Nana und bekommt von einer Frau *Zoggerbolla* geschenkt. Die kleine Walfrieda und ihre Mutter werden ihren Vater und Mann nie mehr wiedersehen.

Emil Weiss stirbt im Oktober 1943 an einem Kopfschuss an der russischen Front am Dnjepr. Sein Leichnam «kann nicht geborgen werden». In Schaan wird im Dezember 1943 ein *Krüzle gsteckt*.

In der Hinterlassenschaft meiner Nana finden sich in weiteren Behältnissen Schreiben von Behörden aus den Jahren ab 1944, die Auskunft verlangen über notwendiges Geld: «Leiten Sie uns umgehend die Belege für die Winterbekleidung der Kinder weiter, sonst können wir das Geld nicht anweisen!»

«Jäz muascht halt sälber luaga.» Mit diesem Satz haben meine Verwandten großväterlicherseits meine Großmutter in die Witwenschaft entlassen. Sie war ihr Leben lang stumm und unfähig, über die Verletzungen zu sprechen, die Hartherzigkeit, Niedertracht und Futterneid geschlagen haben. Alles «Wissen» um die Umstände dieser Jahre ihrer Ehe und die ersten Jahre nach dem Tod ihres Mannes haben wir in unfassbaren Momenten erhascht.

[...]

Im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes findet sich ein Hinweis auf den «Strafakt» meines Großvaters im Vorarlberger Landesarchiv. In der Zwischenzeit habe ich diesen mit meiner Mutter und meinem Sohn Constantin durchgesehen. Mama konnte zum ersten Mal Ich-Sätze ihres Vaters lesen – auch wenn diese wahrscheinlich aus dem Dialekt in Amtssprache übersetzt worden waren. «Ich habe mich seit meiner Geburt bei meinen Eltern in Schaan/Liechtenstein aufgehalten und dort die Volks- und Realschule besucht. Nachher erlernte ich in Triesen das Bäckerhandwerk. [...]» Und an anderer Stelle: «[...] es ist richtig, dass ich mich ungefähr so äusserte, wie die gegen mich auftretenden Zeugen zu Protokoll gegeben haben. Ich habe auch gesagt, wenn der Führer ins Rheinland käme, würde er von der eigenen SS, wie von der Bevölkerung erschossen.»

Zwei Zeugen, Alois Schädler und Max Beck, Liechtensteiner und im Jahr 1942 in Liechtenstein wohnhaft, berichten von weiteren Vergehen des Angeklagten. So habe er anlässlich einer Sondermeldung gesagt, dass er kein Rundfunkgerät brauche – es sei ja sowieso alles erstunken und erlogen. Max Beck meinte, Emil Weiss nähme jede Gelegenheit wahr, um über die Einrichtungen des Deutschen Reiches

zu schimpfen. Das Essen in der Reichsbahnkantine sei viel schlechter als in Liechtenstein.

Die Anklage lautete auf «Heimtücke». Das Heimtückegesetz wurde 1933 «erfunden» und galt bis September 1945 (aufgehoben vom Kontrollrat der Alliierten).

§ 2

- (1) Wer eine strafbare Handlung gegen Personen oder Sachen begeht oder androht und dabei, ohne Mitglied des Verbandes zu sein, die Uniform oder ein die Mitgliedschaft kennzeichnendes Abzeichen eines Verbandes der im § 1 Abs. 1 bezeichneten Art trägt oder mit sich führt, wird mit Zuchthaus, bei mildernden Umständen mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten bestraft.
- (2) Ist die Tat in der Absicht begangen, einen Aufruhr oder in der Bevölkerung Angst oder Schrecken zu erregen oder dem Deutschen Reich außenpolitische Schwierigkeiten zu bereiten, so ist die Strafe Zuchthaus nicht unter drei Jahren oder lebenslanges Zuchthaus. In besonders schweren Fällen kann auf Todesstrafe erkannt werden.
- (3) Nach diesen Vorschriften kann ein Deutscher auch dann verfolgt werden, wenn er die Tat im Ausland begangen hat.

In der Anklageschrift steht wörtlich:

«Die Äusserungen des Angeschuldigten sind der Bestimmung des § 2 des Heimtückegesetzes zu unterstellen; sie richten sich gegen den Führer und seine und seiner Regierung Massnahmen und waren geeignet, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung herabzusetzen. Dazu kommt noch, dass verschiedene Zuhörer ausländische Staatsangehörige waren, auf die es zweifellos keinen guten Eindruck machen konnte, wenn ein Reichsdeutscher die Verhältnisse im eigenen Lande derart herabsetzte.

Der Angeschuldigte ist zwar derzeit Soldat, das Verfahren gegen ihn wurde aber vom zuständigen Wehrmachtgericht an das allgemeine Gericht abgegeben.

Der Herr Reichsminister der Justiz hat die Verfolgung des Angeschuldigten aus § 2 des Heimtückegesetzes angeordnet.

Beweismittel:

- 1) Die Einlassung des Angeschuldigten
- 2) die Zeugen: Hilfsarbeiter Alois Schädler, Hilfsarbeiter Max Beck, Reichsbahn-
oberbauarbeiter Franz Josef Eberle
- 3) die Strafregisterauskunft

Ich beantrage sohin, gegen den Angeschuldigten die Hauptverhandlung vor das Sondergericht beim Landgericht Feldkirch anzuordnen.»

Aus den Akten geht auch hervor, dass Emil Weiss vergeblich versucht hat, seine als zersetzend beurteilten Aussagen abzuschwächen. Kann dies von Erfolg sein, wenn Aussagen wie «Das Essen in Liechtenstein ist besser als im Reich» als Beweis gegen ihn angeführt werden?

Emil Weiss wurde am 24. Juni 1943 zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Da er kriegsverwendungsfähig war – «k.v.» heisst dies in den Akten – und der Bedarf an Soldaten unermesslich, wurde die Strafe am 13. September 1943 «zwecks Feindbewährung bis zur Beendigung des Kriegszustandes ausgesetzt». Bereits zwei Tage vorher war Emil von seinem zum Marsch-Bat. z.b.V. Inf. 229 versetzt worden. Neben seinem Namen steht: Frontbewährung.

Frontbewährung!?! Emil stirbt am 28. Oktober 1943 den «Heldentod», wie es sein Hauptfeldwebel in der Todesmeldung an meine Nana Stephanie schreibt. Nana stirbt am 19. September 2006 – ihrem 70. Hochzeitstag.

[...]

(Der hier wiedergegebene Text ist eine fürs Lesebuch eigens gestraffte Fassung. B. P.)

Wellberge, Sternwarte

Peter Weber

Der quadernde Rhein: Transport- und Mahlvorgang, Sprechsande, bei vertikaler Bestrahlung: mineralisches Glitzern. Ich fand am Schaaner Ufer zwischen Fels schöne Tischsteine, weissgeädert, umleckt, Halbgeröll, hergerollt aus dem Rheinhinterland. Nacheiszeitlich hatte der Rhein bei Sargans eine Schwelle ingerissen und seinen Lauf geändert, er floss nicht mehr dem Walensee zu, sondern suchte sich sein neues Rheintal, suchte sich flachere Ufer, Schilfe, suchte sich seinen Bodensee.

Bergwärts gehend kam ich zu einer Station in Weltraumnähe. Auf Leinwandglas zu lesen: Universität Liechtenstein. Darüber gewellter Kalk, Schichtflirren im Nachmittagslicht, ich befand mich in einem grösseren Trog, ich erlickte Teile der künftigen Sternwarte Alpenhof. Eine vielteilige Anlage. Häuser und Schuppen, die stromüber zusammenspannen. Einer sitzt am Schlagzeug, banzerando, einer im Gartenatelier, einige sind auf dem St. Anton AI am Teleskop, einige vor Mikroskopen, vor Bildschirmen fernwo. Als ich die wellsendernden Liechtensteiner Kalke sah mitsamt Empfängern und Bündlern, erlickte ich: die Sternwarte ist in deiner Stirn, sie entsteht zwischen Köpfen.



K x X x

Max, geh in den Keller und hol die Milch herauf! — Lisi, geh mit mir, nimm die Kerze und leuchte mir! Es ist so finster.

Im Keller ist es kühl, da bleibt die Milch frisch. Auf einem Gestell stehen zwei Schüsseln voll. Auch Butter, Käse und Fleisch haben wir unten. In einem Bottich ist Sauerkraut, in einem Faß ist Essig. Dort liegen unsere Erdäpfel.

*Max, Felise und Haver
wißt ihr die Geschichte
von Jakob und Anna:
Ein Auge ist, was alles sieht,
auch was bei finsterner
Nacht geschieht.*

Xanthippe

Christine Hartmann

Gegenwart wird über (Nicht)Handeln, Wahrnehmung und Kontextualisierung des Wahrgenommenen hergestellt. Letzteres ist es, was sich in Gretchens Café unweit des Kudammes in Berlin vier historische Frauengestalten auf schriftstellerische Einladung eines Frauentrios¹ in den Fünfzigerjahren zum Programm machten. Sappho, Diotima und Aspasia folgen dem Ruf Xanthippes zum Gastmahl, um die aus ihrer Sicht neuzeitliche Lebenssituation der Frau zu diskutieren. Ihr Einblick in das Zeitgeschehen, die aktuelle Situation der Frauen und auf den Stand der Emanzipation ist ernüchternd traurig, häufig legt sich bedrücktes Schweigen über das Quartett. Dann ist stets Gretchen zur Stelle, um es mit belebenden Getränken und süßem Backwerk aufzumuntern. Als könnte das nachhaltig Nutzen bringen.

Vera Prill, Margarethe Rudorff und Erika Slawinski sind die Autorinnen des Gastmahls. Ich stelle mir vor, wie sie sich – alle drei in ihrem fünften Lebensjahrzehnt und somit zu jener Zeit alte Frauen – bei Kaffee und Kuchen trafen, um über Zeitgeist, Frauenrollen und diverse patriarchale Definitionen, was denn der gesellschaftlich erwünschte Platz der Frau sei, zu plaudern und zu schreiben. Auch fantasiere ich, dass die drei sehr klugen, hoch gebildeten und belesenen Frauen aufgrund von Trotz und Empörung, vielleicht auch auf der Basis von Fassungslosigkeit und Kaum-glauben-Können die Idee zum Gastmahl entwickelten. Gerne wäre ich dabei gewesen, gerne hätte ich ihren Spitzfindigkeiten, ihrem Gelächter und den eloquenten ironisch-verächtlichen Bemerkungen gelauscht, die sicherlich das Schreiben begleitet haben, ebenso wie ich der Konzeption des Textes und der Zusammenarbeit der Frauen fasziniert gefolgt wäre.

Zu der Zeit, als diese Gemeinschaftsarbeit entstand, war ich ein Kleinkind, das, soweit meine sich im Laufe der Jahre wandelnde Erinnerung freigibt, stark prägende Einschränkungen dazu erfuhr, wie Mädchen und somit Frauen sein sollten und durften. Auch meine Mutter, geschieden, alleinerziehend und alleinerhaltend, hat sich sicherlich an den Zuschreibungen von aussen, die ihre Lebensgestaltung beengten, gerieben.

Glücklicherweise wurde das Gastmahl wieder aufgelegt, sodass ich, fast vierzigjährig, mich bestätigt fand in meinem Blick auf die aktuellen gesellschaftlichen und politischen, auch kulturellen Gegebenheiten. Das minderte jedoch nicht mein Erschrecken darüber, wie wenig, nahezu nichts sich seit dem ersten Erscheinen geändert hatte. Nach wie vor waren Platz, Entfaltungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten der Frauen begrenzt, trotz veränderter Zeitenlage.

¹ Delphica (1990). *Das Gastmahl der Xanthippe*. Zürich: eFeF-Verlag.
(Die Originalausgabe erschien 1958 in der Groteschen Verlagsbuchhandlung K.G. Rastatt/Baden.)

Die vier Protagonistinnen und die Figur des Gretchens sind per se als patriarchale Projektionen definiert, sie sprechen und agieren aus diesem Duktus heraus und sind, nichtsdestotrotz, ganz selbstverständlich damit beschäftigt, nicht nur die Gegebenheiten und Erscheinungen der bundesdeutschen Nachkriegsgegenwart zu dechiffrieren, sondern auch sich selbst als Projektionen zu dekonstruieren und mit den damit verknüpften Assoziationen zu spielen. Selbstredend muss Xanthippe den Impuls zu diesem Treffen geben, ein Gastmahl oder eben ein Symposion braucht diese Gastgeberin.

Die Nachkriegsjahre waren in unserem Kulturkreis nicht nur durch Wiederaufbau und verhuschte Entnazifizierung geprägt, sondern auch durch das Bestreben, den Frauen wieder ihren gottgegebenen Platz in der Gesellschaft zuzuweisen. Die drei oftgenannten Ks – Kinder, Küche, Kirche – zogen den Rahmen um das Wirkungsfeld der Frau und stimmten mit den Moralvorstellungen und Verhaltenszuschreibungen an Frauen punktgenau überein. An den Folgen dieser Restitution laborieren wir heute unvermindert, wie an inhaltlichen Positionierungen zu Fragen von Familie, Entscheidungen zum Kinderkriegen und -betreuen, zur Berufstätigkeit von Frauen und ihrer Marginalisierung in Spitzenfunktionen – die Aufzählung lässt sich beliebig lange fortsetzen – unschwer zu erkennen ist.

Der Name Xanthippe kann in der Zusammensetzung des Wortes als gelbblondes Pferd gelesen werden. Das Bild einer falben Stute, das diese Benennung in sich verbirgt, evoziert unmittelbar eine hellhaarige, kraftvolle weibliche Erscheinung, temperamentvoll und überaus bereit, sich gegen Ungerechtigkeiten, ganz generell und doch spezifisch, aufzulehnen. Dass dies über die Jahrtausende hinweg und auch heute in gut verfestigtem Patriarchat nicht gerade Lorbeerkränze als Ergebnis zeitigt, sondern im Gegenteil den Ruf nach sich zieht, den wir als Xanthippes Wesensbeschreibung kennen, erklärt sich von selbst. Zu Xanthippes Selbstbeschreibung wird ihr in den Mund gelegt: «[...] und ich, weil ich, als Ehefrau des Sokrates, mich aus eigener Kraft, aus Abwehr zunächst, dann aus Besinnung und glühendem Gerechtigkeitsgefühl, emanzipierte: die erste Frauenrechtlerin vielleicht und daher den Männern verhasst und verspottet bis auf den heutigen Tag – aber: ihnen nicht hörig!» (Delphica 1990, S. 11).

Kaum eine sich emanzipierende Frau entging und entgeht der Bezeichnung Xanthippe und muss sich schon aus dieser Gleichstellung heraus mit der Person und den Zuschreibungen, die damit gleichsam in die Haut gekratzt werden, auseinandersetzen. Eine der Strategien, abwertende Zuschreibungen in kraftvolle Unterstützung aufzulösen, ist nach Dekonstruktion neu zu konstruieren, die Deutungsmacht zurückzuerobern, die Definitionsmacht nicht der patriarchalen Stimme zu überlassen. Emanze und, aus patriarchaler Sicht, eine Xanthippe genannt zu werden heißt somit, für die Ebenbürtigkeit und Augenhöhe aller ins Feld zu ziehen, sich zu zeigen und die Stimme zu erheben.

«Ach, Xanthippe!», sagte Diotima, «Sie alte ewig junge Revolutionärin! Könnte man doch den Frauen von heute etwas von Ihrem Feuer, Ihrem Mißtrauen, Ihrer Un-

zufriedenheit und vor allem ihrem Mut zur Unbeliebtheit einhauchen!› » (Delphica 1990, S. 114).

Auch wenn Ungleichheiten, Benachteiligungen oder per Geburt mitgelieferte Privilegien möglicherweise heute, im 21. Jahrhundert, differenzierter, weniger schwarz-weiss, sondern mit mehr Graustufen und biologischen Uneindeutigkeiten beschrieben werden, so sind sie doch nach wie vor Festschreibung, nach wie vor kaum veränderbar. Quasi mit der Muttermilch aufgenommen baut sich das Wissen auf, was und wer mehr Wert hat im Zusammenleben, welche Hautfarbe, welches bipolar und kulturell definierte Geschlecht, welche Ausprägung der Lebensführung. Und nach wie vor scheinen Privilegien, Vorteilsnahmen, Bevorzugungen nicht denjenigen aufzufallen, die sie in Anspruch nehmen, sondern den anderen, denen vor der Tür, denjenigen mit den Nasen an den Fenstern, die den Blick in ein Hinein zulassen. Emanzipierte Teilhabe wird zugewiesen wie Brosamen, rechtlich noch immer ungenügend gesichert, im Zusammenleben nur xanthippisch erkämpft in kleinsten Schritten, eigentlich in einem Tanz, der auf der Schrittfolge eins vor und zwei zurück beruht.

Die Benennung Xanthippe wird hier als Beschreibung herangezogen und eingesetzt. Somit gibt das Wort xanthippisch den Geschmack emanzipatorischer Lebensführung wieder, wie es jede philosophische, politische oder religiöse Attribuierung erzielt.

Zur Damenrunde im Café zurückgekehrt kann miterlebt werden, wie bestürzt, doch auch damenhaft gefasst und ob mancher Zeiterscheinung höchst erheitert die vier philosophieren, debattieren und dekonstruieren. Die Zusammenkunft ist getragen von einer Stimmung der Klugheit, Menschlichkeit und dem grundsätzlichen Vertrauen in die Entwicklung des Menschen. Triebfedern für Veränderung sind für die Protagonistinnen der Erkenntnisdrang, die Wissbegier und das Einverständnis zum damit verbundenen Schmerz. «[...]«Denn wer wollte ernstlich bestreiten, dass der erwachte und erwachende Geist Qualen bringt? Daß sowohl das Streben nach Wissen und Erkenntnis wie auch der Besitz der wenigen Früchte, die wir zu pflücken vermögen, mit Schmerzen, mit Hin- und Hergestossen werden und Sichwundreiben verbunden sind? Welcher Wissbegierige – ob Mann, ob Frau – ist frei von Unruhe, von Rastlosigkeit?» Erwartungsvoll sah Xanthippe ihre Gäste der Reihe nach an. Aspasia neigte zustimmend den Kopf. «Ruhe ist gut, Unruhe ist nützer», murmelte sie leise vor sich hin und spann in Gedanken den Faden weiter.» (Delphica 1990, S. 67).

Wieviel Zweifel, mühevoller Suche und schmerzhaft errungene Selbstdefinition wäre mir in meinen sehr jungen Jahren erspart geblieben, hätte ich, als zufälliger Gast in Gretchens Café, die Gespräche der Frauenrunde belauschen können. Wie bedeutsam und unterstützend wäre damals für mich doch gewesen, emanzipatorisches Gedankengut und xanthippisches Handeln nicht nur theoretisch und von mir vermutet in historischer und literarischer Existenz zu suchen und glücklicherweise auch zu finden, sondern ganz aktuell und lebendig in meiner Gegenwart und hier deutlicher als nur in homöopathischen Dosen zu erle-

ben. Dieser in meine Erinnerung eingeschriebene Wunsch ist keinesfalls Lamento, sondern Anstoss zur Annahme, dass auch heute emanzipierte, xanthische Präsenz als Vorbild und zur Unterstützung für andere notwendig sind, ist doch heute wie gestern.

Emanzipation basiert auf der Ablehnung patriarchaler Zuschreibungen, erfordert Mut, um noch nicht vermessene Landschaften zu erforschen.

Unbeirrt durch fremde Erwartungen und kulturell festgelegte, jedoch nicht gemeinsam ausgehandelte Übereinkünfte herauszufinden, worin das Eigene besteht, worauf das eigene Wachsen abzielt, ist nicht nur Ausgangspunkt, sondern dauerhafte Wegbegleiterin weiblicher Emanzipation (vermutlich auch anderer Emanzipation, dies jedoch ist eine andere Geschichte, die, um die Fremdzuschreibungen zu minimieren, von jemand anderem erzählt werden wird.).

Xanthisch nicht den Männern – als die verkürzte Benennung des Patriarchats – «hörig» zu sein, also nicht auf ihre Definitionen, Zuschreibungen und Gebote zu hören, sondern sich selbst als Mensch zu (er)klären, leuchtet den Weg emanzipatorischer Entwicklung aus.

Das Damenquartett findet deutliche Worte für jene Frauen, deren Bedeutung darauf beschränkt wird, Gegenpart des Mannes zu sein, und deren Selbstbewusstsein zwangsläufig geschwächt und mit Leichtigkeit weiter zu zerstören ist. «Ja-wohl!», unterbrach Xanthische, «aber unser andersartiges Denken und geistiges Erleben, das nicht minder kühn, nicht minder hochfliegend ist, wird ja kaum erkannt oder gar anerkannt.»

«Das liegt aber auch an den Frauen selbst», sagte Aspasia ruhig, «mit ihnen, meine Liebe, müssen wir uns genauso kritisch befassen wie mit den Männern, wenn wir echte Wahrheitssucher sein wollen. Wie viele von ihnen haben nicht begriffen, wollen nicht begreifen, daß jetzt, heute, in dieser Minute ihr Verantwortungswille aufgerufen wird, vielleicht um den Preis eines geruhsamen Daseins in den üblichen Gleisen [...]» Gretchen wurde es unbehaglich.» (Delphica 1990, S. 89)

Auch anderntags im Verlauf des Gastmahls ist es Aspasia, die das Mitspiel der Frauen im Patriarchat beleuchtet: «Eine kluge Frau hat in bezug auf das männliche Verhalten zu uns das Wort «Inferioritätssuggestion» gebraucht, die sie als wirksamste Praktik der Herrschenden erkennt. In feinsten Wendungen und Abhandlungen, fast absichtslos ist das Gift der Minderwertigkeitsthese dem weiblichen Bewußtsein infiltriert und damit der Frau systematisch das Zutrauen zu ihrem eigenen Geschlecht genommen worden. Hieraus, und nicht allein aus Untertanenlust, erklärt sich die Einstellung mancher Frauen gegen ihre Geschlechtsgenossinnen.» (Delphica 1990, S. 111)

Mit der klugen Frau dürfte wohl Mathilde Vaerting gemeint sein, im originalen Erscheinungsjahr des Gastmahls noch Zeitgenossin der Autorinnen. Nicht nur bei meiner ersten Begegnung mit dem Delphica-Gastmahl hätten mir mehr, weit mehr als vorhanden, Anmerkungen in der unglaublichen Fülle von Verwei-

sen zwar immer noch die Anmutung intellektueller Schmalbrüstigkeit (siehe auch Inferioritätssuggestion) gegeben, doch immerhin Wegweiser aufgestellt.

Aspasia's ruhig-taktische Klugheit ist Teil emanzipatorischer Lebensführung, bedarf doch die Konstruktion von Gegenwart nicht nur des spontanen, lustvollen Handelns, sondern auch der Projektion erwünschter Zukünfte ins Jetzt. Gewissheit um bereits Erreichtes besänftigt einerseits und spornt nichtsdestotrotz xanthipisch weiter an. Gegenwart wird sprachhandelnd und (nicht)handelnd gestaltet, und das in unser aller emanzipatorischen Interessen so, dass sich das Heute vom Gestern deutlicher unterscheidet. Selbst wenn es den Gretchen gleich welchen Kulturgeschlechts unbehaglich werden könnte.

«Ruhe ist gut, Unruhe ist nützer», murmelte sie leise vor sich hin und spann in Gedanken den Faden weiter.» (Delphica 1990, S. 67)

Y y

Y y

Kinder, schaut her,
zwei fremde Gesellen!
Sie kommen aus Babylon
und heißen Ypsilon.

Y y
Ypsilon



Die Not zu unseren Füßen

1.

Im Vorfluter gibt es eine Stelle, an der gelegentlich Tiere auftauchen, die jetzt oder hier nichts zu suchen haben. Einige hatten vor langer Zeit in der Gegend gelebt oder waren zumindest durchgezogen, Mosbacher Löwen, Auerochsen, das scheinhohe Urfpferdchen, eine kleine Gruppe Wollhaarmammuts. Auch Tiere des gegenwärtigen Zeitalters, die auf anderen Erdteilen, in anderer Hitze, anderer Kälte leben, erscheinen ab und an, eine Sippe verschüchterter Totenkopffäffchen, Papageien, Seebären.

Als der Choderer hörte, im Erlenbruch stehe ein Gnu, holte er die Mannlicher-Büchse und pirschte das auf dem Binnendamm äsende Tier an. Sein Schuss schleuderte den Fremdling die dorfseitige Böschung hinab und ausser Sicht. Anstelle des Gnus fand der Choderer in den Aschehaufen eine Frau mit ölig schwarzem Haar und Schläfendurchschuss.

Sie kam nach halbjährigem Koma und mehreren Operationen wieder zu Bewusstsein, war aber weder der Erinnerung noch der Sprache mächtig. Der Choderer musste sie nach der geltenden Dorfregel pflegen und nahm sie zu sich auf die Deponie. Sie schlief in einem kleinen beheizbaren Anbau, schwamm oft im Strom und schlug mit Holzstöcken Takte an die Bäume im Vorfluter, die sich wie das Trampeln einer grossen Herde anhörten. Der Choderer fand heraus, dass sie eine untrügliche Witterung für das Richtige hatte und dort, wo etwas schief lag, störrisch, ja böseartig wurde. Das «Gnu» war gerne in Gärten, so nutzte der Choderer sie als Messinstrument für die Güte von Orten. Sie war oft in den Hangwäldern unterwegs, besonders im Herbst, Seite an Seite mit Zähren-Hans.

2.

Unter dem Dorf liegt die Stadt Ys, unter der Stadt Ys die Pfalz, unter der Pfalz das Kastell, unter dem Kastell die Tankstelle, unter der Tankstelle das jungsteinzeitliche Jägerlager.

Niemand weiss, wie die Tankstelle dahin gekommen ist. Es ist tatsächlich eine Tankstelle: Man kann in den Grabungsschacht steigen, Lehrer Jehle führt mit der Handlampe über die Schicht und zeigt die weiss glasierten Kacheln der Zapfsäulensockel, die Löcher der Leitungen zum Haupttank, die ölmarmorierte Parkfläche. Auf der Grabungsstufe darunter Flintsplinter und ausgekratzte Röhrenknochen, in der Schicht darüber das Fundament des südwestlichen Kastellturms und eine römische Notbestattung mit drei Pfeilspitzen in den Rippen. Es sind dies allesamt erloschene Schichten; auch in der Pfalz darüber rührt sich nichts. In der Stadt Ys hingegen rumort es.

Der fünfzehn bis dreissig Meter dicken Schicht aus Bergsturzgeröll wegen nimmt man an, dass die Stadt verschüttet worden war, nicht als aufgegebene oder verlassene, als bewohnte. Man fand bei den Stichproben auf Dorfgebiet keinen Stadtrand und geht davon aus, dass die Stadt wesentlich ausgedehnter lag als das heutige Dorf. Auch vermutet man, dass man bei der Ausgrabung auf eine Art Kirchenviertel gestossen sei, ein kirchlicher Grundriss reiht sich an den anderen.

Seit man die Stadt angestochen hat, misst man an der Oberfläche dauernd Kleinst- und Kleinbeben – der Grund für den raschen Verschleiss der Leitungen und Röhren, die im Dorf nur halb so lange halten wie in der benachbarten Residenz. Man tieft immer wieder Kupferrohre in die verschüttete Stadt ab in der Hoffnung, die besonders unruhigen Stellen durch direkten Kontakt mit Luft und Licht schneller auskühlen zu lassen, aber kann, ausser gelegentlich sehr lauten Heul- und Pfeif- tönen aus der Tiefe, keine Besserung erwirken.

Man hätte sicherlich auf Hilfe für das Unerlöste unter dem Bergsturz gesonnen, wenn nicht damals, kurz nach der Entdeckung der Stadt, die Gluter nach einer mehrhundertjährigen Pause wieder aufgetreten wären. So sank die Stadt Ys im Bewusstsein der Dorfbewohner wieder in die Dunkelheit des Untergrundes, und nicht einmal unsere Toten, die mit Vorliebe ihre dunstigen Nasen in Verborgenes stecken, kümmern sich um die seltsame Not zu unseren Füßen.

3.

Den Leuten im Dorf bedeutet Gemeinschaft viel: Abends Schulter an Schulter zu sitzen, facht eine Art Elmsfeuer um uns an, einen lindgrünen Schein, der neu Dazukommende im Nu in dieselbe freundliche, leicht berauschte Stimmung versetzt, in der die Gruppe bereits badet. Geht man abends durch das Dorf, sieht man diesen grünen Schein aus vielen Häusern dringen. Sitzt man dabei, ist Heiterkeit, freundlicher Witz und erfindungsreiches Erzählen von den Dummheiten, die man sich wieder geleistet hat. Man gibt nur Geschichten zum Besten, in denen man über sich selbst lacht, vermeidet den Spott über andere, mag auch kaum das Reden über Leute, die nicht in der Runde sitzen.

Zähren-Hans hatte sich diesem Gemeinschaftsleuchten entzogen, als seine Frau bei einem Motorradunfall um ihren Körper gekommen war. Ihr Geist hatte sich danach geweigert, weiter mit ihm zu leben, weil sie ihn für einen erbärmlichen Liebhaber hielt – jeder Mann mit Körper und Glied hätte versagt: Wie verschafft man einem Geist Befriedigung? Ihr lautstarker Auszug geschah zu seinem Glück: Er hätte sich früher oder später, um ihr wieder gefällig sein zu können, selbst entleibt.

Im Jahr zuvor hatte das Paar in der Murlamur neu gebaut. Nach ihrem Entschweben hatte er eine Gluterwarnung verpasst, ein Gluter hatte sich am Hausgiebel verkeilt. Es befand sich noch nicht angeschlagener und sehr brennbarer Dämmstoff unter dem Dach; das Haus stand innerhalb einer Viertelstunde lichterloh in Flammen. Der Feuerwehr gelang es, ein Übergreifen auf benachbarte Bauten zu verhindern, sie beschädigte das neue Haus aber zusätzlich so sehr, dass es unwohnbar und zum Abriss freigegeben wurde.

Die Gemeinde bot dem geprüften Mann eine Einliegerwohnung im Pfarrhaus als Übergangslösung an und stellte ihm einen Neubau in Aussicht, der aus dem neu geäufteten Feuerversicherungsfonds bezahlt werden würde; er schlug beide Angebote aus. Neben der noch rauchenden Ruine seines Hauses übergoss er den Rest der Habe mit Brennstoff und fackelte sein bisheriges Leben endgültig ab.

Mit einem Seil über der Schulter und einem Gartenschäufelchen in der Hand marschierte er in den Forst und liess sich dort die «Gelbe Wand» hinab, einen dreissig Meter hohen Geländeabbruch, in den er auf halber Höhe zuerst eine Biwaknische grub und sie in den folgenden Wochen zu einer Höhle erweiterte. Er zog sich dabei eine Entzündung der linken Bindehaut zu, die nicht mehr ausheilte und ihm ein zündrotes und ständig tränendes Auge bescherte.

Zähren-Hans nickt, wenn er angesprochen wird, aber redet nichts. Er lebt und ernährt sich im Wald. Der Waldhirt weiss, dass er wildert, aber lässt ihn gewähren, weil der weinende Hans ihm oft Hinweise gibt, wo im Wald etwas nicht stimmt, so dass man die Stellen meist ohne grossen Aufwand besprechen und wieder zur Ruhe bringen kann. Der Choderer, der begriffen hatte, dass keiner die hiesigen Böden so gut kannte wie Zähren-Hans, hatte ihn lange und erfolglos umworben. Umzustimmen vermocht hatte ihn nur ein zufälliges Treffen mit dem Gnu; zwischen den beiden war augenblicklich eine Gemeinschaft der Wortlosen entstanden.

4.

Angekündigt war das Einschweben eines der grossen Zeppeline aus nördlicher Richtung. Das Luftschiff würde am Dorfrand für eine kurze Zeit verpflockt werden und über Zugkörbe Nahrungsmittel, Wasser und Steinöl aufnehmen, seinerseits Postsäcke und einige Kilo Schlafwatte abgeben. Das Dorf war, ungewiss über den Zeitpunkt des Eintreffens, früh auf den Beinen und pilgerte zur Wiese nördlich der Grastrocknungsanlage, ausgerüstet mit Sonnenschirmen, Sommerstühlen, Fresskörben und bereits sehr begeistert von einem der ersten wirklich warmen Tage des Jahres, den rundum in Blust stehenden Flurhecken und Buschstreifen, dem frischblauen Himmel, dem Dunst über den kürzlich umgebrochenen Feldern im Riet. Man konnte Joppen und Jüppchen ablegen, die Hemdsärmel hochkrepeln und bot sich Kaffee und belegte Brote an – das grüne Leuchten hatte sich im Nu über die gesamte, von mehreren Hundertschaften schwatzender und lachender Menschen besetzte Wiese gebreitet.

Ein erster Ruf:

«Sie kommt!»

«Wo?»

«Schaut dort, hinter dem Unterländer Hügelzug, seht Ihr den Silberschimmer?»

Sie, das war die «Lachende Maria LS 21», Stammhafen Neusiedler See, auf einer selten benutzten Ausweichstrecke von Wien Richtung Paris unterwegs, die sich jetzt, in der Mittagssonne leuchtend, hinter den Hügelkuppen hervorschob und über dem Stromland, inzwischen in ihrer ganzen Pracht sichtbar, Richtung Dorf eindrehte, ein in etwa dreihundert Meter Höhe schwebender Riesenballen. Auf

der Wiese war alles aufgesprungen, rief, winkte, staunte, schoss Lichtbilder, Kleinkinder plärrten, die Buben überprüften erneut Zwillen und Kieselgeschosse (es war ihr verabredetes, dem Dorf verborgenes Ziel, die Lachende Maria mit Schüssen in die Hülle zur Landung zu zwingen, um so vielleicht die Zeppelinbrücke und den sagenumwobenen Luftschiffer Cholm von Nahem sehen zu können), die Blasmusik stolperte über einen im Gras verborgenen Viehdraht und purzelte lauthals schimpfend durcheinander.

«Still!», ging es durch die Leute, «seid doch still!» Der Lärm ebte ab, man konnte das Surren der sechs Luftschrauben vernehmen, die die Lachende Maria Richtung Dorf schoben, sah auch den gewaltigen Schatten, der langsam über die Windschutzstreifen und die Felder zu ihnen hin wanderte. Inzwischen war die Lachende Maria bereits über der Pappelallee, ihre Triebwerke hatten gestoppt, sie glitt mit dem Restschub über die Wiese und warf, mit leicht nach unten geneigter Nase, ein Tau ins abgesteckte Viereck, das die Bodenmannschaft am Vorabend vorbereitet hatte. Das Tau wickelte man rasch und geschickt um den in den Boden getriebenen Kreuzpoller – die Lachende Maria war angekommen.

Das vertäute Flugschiff stellte sich mit einem leichten Schwenker in die Luftströmung des Tales, ein Schwenker, der den Schiffsschatten über die dicht stehende und nach oben spähenden Menge wandern liess, ein Schatten, der mit dem grünen Schein ihrer Gemeinschaftlichkeit für den kurzen Augenblick des Schattengangs ein seltsam öliges Licht erzeugte, ein Licht, in dem die begeisterte und die Arme über den Köpfen schwenkende Menge wirkte, als sei sie in ein dunkles, die Helligkeit des Tages spiegelndes Öl getränkt, ein Öl, das sie erdschwarz und zugleich metallisch glänzen liess, Leute wie Bodenschätze, dem Himmel und seinen Flugkörpern im Glanz zujubelnd, aber niemals willens, den Grund, zu dem sie gehörten, auch nur für eine Sekunde zu verlassen.

Der Schatten wanderte weiter, aus den Triebgondeln wurden zusätzliche Leinen abgeworfen, die Lachende Maria zu den Klängen der Blasmusik am Grund verpflocht. Durch Luken im Boden der Kabine seilte die Mannschaft zwei grosse geflochtene Körbe ab, die in der Luft heftig hin und her schwankten. Die Buben kniffen die Augen zusammen, schnellten Kiesel gegen das Schiff und fassten augenblicklich Ohrfeigen.

5.

Die Stelle am Hangfuss zwischen Dorf und Residenz, an der die Gluter austreten, wird das Brandhölzchen genannt. Es wird regelmässig von Rufen überfahren; zwischen den Geröllrücken kommt Weiden-, Erlen- und Birkenjungwuchs hoch, der sich jeweils nur kurz hält.

Bei Windstille driften die Gluter vom Brandhölzchen Richtung Nordwesten, entlang einer den westlichen Dorfrand schneidenden, die Strasse zur Strombrücke kreuzenden Linie, die weiter ins Riet und über den Kanal an eine Stelle am Vorfluterdamm führt, die «Asch» heisst. Dort bleiben sie wie eine Herde von zwergwüchsigen Zeppelin an der Böschung stehen und schaben sich gegenseitig klein.

Man schätzt das Gewicht eines Gluters auf das Dreifache einer grossen Kuh. Ihre träge Drift bricht sich bei einer Schwebehöhe von zwei bis drei Metern über Grund überall krachend Bahn. Die Gluter treten nur nachts auf, in unregelmässigen Abständen. Nichts kündigt sie an.

Gluternächte hatte man lange Zeit für einen Schrecken der Vergangenheit gehalten, das für sie notwendige Handwerk und Werkzeug war vergessen und vernachlässigt worden. Ihr Neuauftreten rief grosse Bestürzung hervor, keiner wusste, wie mit ihnen zu verfahren wäre. Auch hatte man in der Zwischenzeit im Driftbereich gebaut, besonders dicht in einem Gebiet, das früher unter dem Flurnamen Murlamur bekannt gewesen war, wo, so die Sage, ein riesenhafter Wildkater sein Unwesen getrieben und, wenn gefüttert, dem Menschen Segen geschaffen habe. Es war Choderers Vorarbeiter, der dicke Rald, der beim ersten Auftreten der Gluter das Dorf vor noch grösserem Schaden bewahrt hatte.

Als die frischen, noch hellrot leuchtenden Glutballen die Häuser am Aussenrand des Murlamur-Viertels in Brand gesetzt und so den Weg für die in dichter Folge nachdrängenden Gluter tiefer in die Häuserreihen hinein freigeräumt hatten, hatte sich der dicke Rald in Ledermantel und mit einer hochklappbaren Schweissermaske vor dem Gesicht auf den Traktor gesetzt und sich so lange mit Wasser bespritzen lassen, bis ihm das Nass aus den Stulpenstiefeln gequollen war. Er war mit überdrehtem Motor an den südwestlichen Dorfrand gefahren und dort, mit dem Traktor quer durch Gärten, über Stellplätze und Felder hoppelnd, gegen die Gluter angefahren, fuchtelnd, schreiend, fluchend, und hatte es tatsächlich geschafft, etwa die Hälfte der Gluter mit Rammen in eine andere Richtung zu lenken, jeweils ungeheure Funkenwolken hochwirbelnd, wenn er mit dem Traktor gegen einen Gluter geprallt war.

Am frühen Morgen, als der Spuk endlich ausgedünnt und das erste Grau über dem Grat sichtbar geworden war, war der dicke Rald auf dem Traktor eingeschlafen, mitten im Feld, mit laufendem Motor, dieser massige, jetzt komplett russ-schwarze Mann auf seinem unmerklich ruckelnden und ebenso eingerussten und nach verbranntem Gummi stinkenden Traktor nach vorne gesunken, nach dem berserkerhaften und die ganze Nacht währenden Kampf so erschöpft, dass er die Kraft nicht mehr gehabt hatte, von seinem Gefährt zu steigen und sich zum Schlaf an den Feldrand zu legen.

Ein Bildner machte Aufnahmen. Das schwarz-weiße Lichtbild ging um die Welt, ein Bild, das aus der Vorzeit der kampfeswütigen Riesen zu stammen schien, die Silhouette des riesigen, brandverkrusteten Mannes mit der hochgeklappten Maske auf seinem schräg aus dem Acker ragenden Dieseltier, die rauchenden Brandruinen im Hintergrund, das feuchte Licht der Frühe.

Der dicke Rald war zu schwer, als dass man ihn vom Traktor hätte heben können. Man stellte den Traktor ab, Rald röchelte und gurgelte weiter, wie nur dicke Leute es im Schlaf tun können; sein Schnarchen vertrieb selbst die Raben, die bei Tagesanbruch neugierig das Schlachtgelände in Augenschein nehmen wollten. Um Viertel vor elf fuhr er mit einem Ruck hoch, wischte sich mit der schwarzen Hand übers schwarze Gesicht, pisste im Stehen vom Traktor, brachte das Gefährt nach

einigen knallenden Fehlzündungen wieder in Gang und holperte, dem Klatschen und Zuruf der Leute gegenüber offenbar völlig gleichgültig, zurück ins umgebaute Tenn, in dem er hauste.

Das Dorf trug ihm als Held der Nacht den Titel des Ehrenbürgers an. Der dicke Rald rülpste und drohte den beiden Gemeinderäten mit einem Buchenscheit, sollten sie nicht augenblicklich von seinem Grundstück verschwinden.

6.

Sie alle sassen nachts an einem Feuer im Wald, der Choderer, der dicke Rald, Zähren-Hans, das Gnu, und verstummten, als sie die leisen Geräusche am Hang über ihnen vernahmen.

Man lernt im Dorf bereits als Kind, wie man Kommen und Durchzug der schiefen Göttin erkennt: Der Wald wird dort, wo sie durchzieht, still, nicht vorsichtig oder gar ängstlich still, sondern aufmerksam und in gewisser Weise erwartend still, so als harre er in Vorfreude darauf, von ihrem liebenden Blick berührt und verstanden zu werden. Sie zieht in einem Nebel aus Licht und immer am Hang, ist niemals unten im Flachen oder oben auf dem Grat zu sehen. Beabsichtigt sie, sich zu zeigen, steigt sie zu einem herab, man hört das Rascheln im Laub, das Knacken von Zweigen unter ihren Füßen.

Die vier freuten sich über das unerwartete Geschenk der Begegnung, denn die Nähe der Götter erhebt und stimmt noch lange nach ihrem Weiterwandern froh.

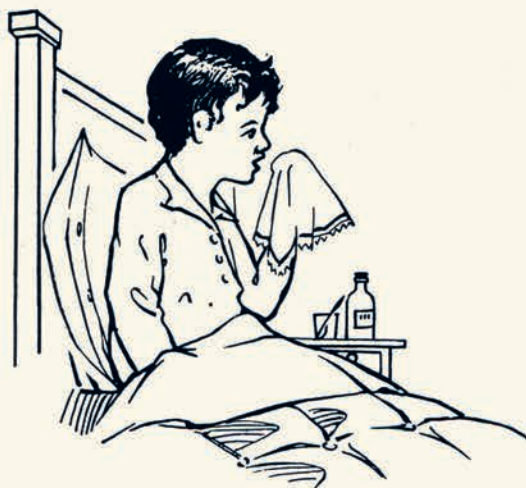
Als sich die schiefe Göttin auf die andere Seite des Feuers setzte und die Hände aneinanderrieb, behielten sie den Blick stur in den Flammen: Die Göttin ist ein Krüppel und liebt es nicht, angesehen zu werden, ohne vorher Erlaubnis gegeben zu haben. Die vier verspürten Klarheit, Heiligkeit des Lebens, auch Trauer, und die Einsicht, dass alles in einem umfassenden und feinst ausgebildeten Wurzelwerk aufgehoben war, ein Wurzelwerk, aus dem jede Pflanze, jedes Tier, jeder Mensch wuchs, sich darin wiegte oder sich daraus enthob. Wie sie, die schiefe Göttin, als Licht in diesem erddunklen Netz wandelte, es behütete, nährte, heilte, ihm zusprach, es lehrte und verfeinerte. Jetzt sass sie schweigend auf einem feuchten Rundling auf der anderen Seite des Feuers, vielleicht für einen Moment der Rast, vielleicht im inneren Gespräch mit der Stelle. Selbst das Feuer brannte mit hellerem Schein, lautlos und rauchfrei.

Sie verstanden in ihrem stummen Dasitzen, dass sich die schiefe Göttin mit den Glutern reinigte, dass die Gluter eine sehr milde Form ihrer Reinigung waren und man von Glück reden konnte, nur die Gluter und nicht den uralten Zorn der schiefen Göttin abzubekommen, wie es etwa der Stadt Ys widerfahren war. Sie begriffen, dass die Gluterasche im Hangwald verstreut werden solle, damit jener sich in den nächsten Jahren kräftigen und dem Dorf weiter Schutz gewähren könne.

Sie hörten die schiefe Göttin oben am Hang weiterziehen, sahen kurz ihre hinkende Silhouette zwischen den Buchenstämmen, der Lichtnebel dünnte aus, im Wald regten sich erneut die Nachttiere.

Der Besuch der schiefen Göttin hatte dem Gnu die Zunge gelöst. Erstaunt formte sie Wörter in einer Sprache, die den dreien fremd war, langsam und ungläubig zu

Beginn, laut und frohlockend danach. Mit den Wörtern kam auch die Erinnerung, ihr Gesicht verfinsterte sich. Fluchend fiel sie über den verdatterten Choderer her. Sie und Zähren-Hans trieben den Alten mit brennenden Holzprügeln um das Feuer und hieben aus Leibeskräften auf ihn ein – bis sein Rücken rauchte. Der dicke Rald aber lachte, dass es durch den Wald schallte und die Nachttiere ein zweites Mal innehielten.



Z Z

zi zi
hazi hazi

*o je, bist du krank?
mach doch zu! zeige mir!
zünd an! heize ein!
so ganz
gut!*

z

z

zur

zum

zart

zausen

Zinnoberrot

Jonathan Huston

«Pensé que un muerto no podría andar por el agua y decidí buscar otras tierras.»

Jorge Luis Borges, *Abenjacán el Bojarí, muerto en su laberinto*

Sie war keine Hexe gewesen – oder eben doch. Jedenfalls hatte sie ihn verhext, und deswegen ist er nun hier, Alois, auf diesem Schiff. Sein erbrochenes Frühstück (zwei halbgekochte Eier, ein altes Stück Schweinefleisch und ein schimmlicher Käse) wird von einem Windstoss erfasst, beschmiert den hölzernen Rumpf des Schiffes und fliegt weiter über die kaltblauen Wellen des Meeres hinweg gegen Osten, zurück in seine Vergangenheit. Alois hat früh gelernt, nie gegen den Wind zu kotzen, und doch erwischt ihn sein Erbrochenes immer wieder beim Herausschiessen – der Rückstoss, sozusagen. Mit dem Handrücken wischt er sich die grüngelben Klumpen vom Bart. Alois versucht, die schimmernde Linie des Horizonts zu fixieren, den verwischten Übergang zwischen Wolken und Meer, Luft und Wasser. Er möchte nicht schon wieder erbrechen, aber wegen des eigenen Gestanks wird ihm wieder schlecht. Er würgt den Rest seines Essens zurück durch seine Speiseröhre in seinen Magen und sucht erneut den Horizont, damit wenigstens seine Augen einen Fixpunkt haben, auch wenn seine Füße keinen finden. Alois hofft, etwas zu sehen, das ihn an Land erinnert.

Alois ist kein Mann des Meeres. Er liebt weissgekappte Berge, purpurne Frühlingsblumen im Riet, lauwarmes, schlängelndes Rheinwasser im Sommer, knackigrotes Laub unter nackten Füßen. Er liebte seine Ziegen, er hatte seine Frau und seinen Sohn geliebt. Hier aber gibt es nur krachende Wasserberge, Dunstblumen, Eiseskälte, Grau und Blau und schon wieder Grau. Land hat er das letzte Mal in Spanien betreten, in einer Hafenstadt, überwacht von einer einstigen Maurenzittadelle; Land hat er das letzte Mal fast berühren können, als das Schiff, das ihn so krank macht, *La Piñata Gloriosa*, die Eisberge am Kap Hoorn umrundete. Er, der weiss, was Berge sind, konnte die Eisberge nur schmunzelnd Berge nennen, eher wie Eisschiffe in der Nacht waren sie vorbeigesegelt, still und bedrohlich, ausgestorbene Geisterschiffe, die ihre Geheimnisse unter dem Wasserspiegel begraben hatten.

«Und dabei ist dieses Meer gar nicht zinnoberrot, ist es», sagt der Engländer. «Einfach nur blau, graublau, blaugrün oder manchmal so grün wie die Klumpen in deinem Bart.» Der Engländer wird von allen einfach nur Engländer genannt, da er neben Alois der Einzige auf dem Schiff ist, der nicht Spanier ist. Die Spanier sind hier, weil sie als Aushilfsroberer verpflichtet wurden, um dem spanischen Königspaar zu Ruhm und Gold zu verhelfen. Der Engländer – wieso er hier ist, weiss Alois nicht. Alois ist hier wegen dieser Hexe.

«Nein, zinnoberrot ist es nicht.» Alois spricht kein Englisch, der Engländer kein Deutsch (geschweige denn Alois' Deutsch), beide sprechen kaum Spanisch, und

doch verstehen sie sich irgendwie. «Aber hätte man es das Graue Meer genannt, so könnte man damit niemanden überzeugen, hierhin zu segeln.»

Der Engländer steht ganz dicht neben Alois und schaut mit ihm zum vermeintlichen Horizont. «Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass auf der Insel nur Frauen leben.»

«Jedenfalls habe ich nach dieser Reise genug von Männern», sagt Alois. Und doch hat er auch genug von Frauen, zumindest von denen, die er am Rhein zurückgelassen hat.

Es wird dunkel, und die beiden Männer teilen sich ein von Motten durchlöcher-tes Leintuch als Matratze unter dem knarrenden Deck neben einem schnarchenden Matrosen. Alois versucht einzuschlafen, sich vom Meer wiegen zu lassen, das Wiegen als angenehm zu empfinden, wie ein kleines Kind, das von seiner Mutter gewiegt wird, nicht wie ein Mann, der bereits nach einem Tag genug hatte vom un- steten Boden unter seinem Rücken, und nun sind es bereits sechs Monate. Der Engländer greift in Alois' Hose, einfach so, und unverhofft fühlt Alois, wie er hart wird. Er würde es sonst selber machen, aber weil es dunkel ist und er sowieso see- krank, kann er sich vormachen, es seien die Finger einer Frau, einer der schwarzen Frauen auf der Insel vielleicht, oder vielleicht doch der Hexe, die ihn auch so be- rührt hatte, bevor sie gestorben war. Als Alois den Engländer in seine eigenen Fin- ger nimmt, stellt er sich vor, dass die überraschend sanfte Haut seine eigene ist, und er vergisst einen Moment lang seinen Brechreiz und seine Vergangenheit, und als der Engländer kommt und Alois' Finger plötzlich schleimig sind und der Eng- länder in seiner Hand schrumpft, ist der Rückstoss gar nicht so schlimm, und halb dösend, halb krank denkt er an die Zukunft, die offen und neu ist wie eine blan- ke Landkarte, bevor er einschläft, die Finger des Engländers noch immer in seiner Hose.

Tierra a la vista! La isola, la isola!, schreit da irgendein Spanier, und Alois wacht auf. Der Engländer und der Matrose sind weg, Alois liegt alleine da und wischt sich die Finger an dem Leintuch ab. Er klettert die morsche Leiter hoch aufs Deck und riecht zum ersten Mal seit dem letzten Frühling etwas, das nicht Salz und See und altes Fleisch und nasses Holz und Scheisse und Pisse und Samenerguss ist. Er riecht Land.

Wie hatte sie noch geheissen, die Hexe? Der Gedanke irritiert Alois. Da ist sie, die Insel! *La isola!* Die Insel mit den schwarzen Frauen, die noch kein Mann bezwun- gen hat, die mit Pfeilen und Bögen und auf Greifen in der Luft fliegend kämpfen, die ihre Knaben auffressen oder den Haien verfüttern und einzelne, starke, schöne unter ihnen heranzüchten, bis sie alt genug sind, um sich in die Gebärmütter ihrer Mütter zu ergiessen, um neue Frauen auszubrüten, damit der Zyklus wieder von vorne beginnen kann. Und sie, die Eroberer, sind vom Schicksal bestimmt, diese Frauen zu bezwingen, sie hörig zu machen und zu beackern, ihr Land zu roden und Gold daraus zu gewinnen, oder so steht es jedenfalls geschrieben. Für Alois wird dies ein Abenteuer sein, eine Pforte in eine neue Welt, ein Neuan- ...

Gretli hiess sie. Einfach nur Gretli. Gretli, die Hexe.

«Ich wette, die Frauen auf der Insel sind Mohammedanerinnen», sagt der Engländer, der jetzt plötzlich neben ihm steht. Alois spürt den Atem des Engländers an seinem Hals. Es ekelt ihn an.

Alois schaut auf den meilenweiten Sandstrand, der sich vor ihnen die Küste entlang erstreckt, so weit das Auge reicht. Hinter dem Strand sieht er braungebrannte Hügel, mit Sträuchern und dornigen Büschen bedeckt, und in der Ferne Berge, aber keine weissgekappten Berge, nur dürre und schreckliche, so wie die Wüste, in der Satan den Herrn in Versuchung geführt hatte. «Ich wüsste nicht, was Mohammed hier zu suchen gehabt hätte, unter lauter Frauen», sagt Alois.

Am Ufer des Rheins hatte er sie zum ersten Mal gesehen: Sie wusch sich die Haare im luftklaren Wasser, die ewiglangen, sonnengoldenen Haare, und er stellte sich vor, seinen ganzen nackten Körper in diese Haare zu wickeln, sich den Schweiß und den Dreck an ihren Haaren abzuwischen, ohne dass ihre Haare selbst dreckig würden, er wünschte sich, seine müden Füße mit ihnen zu waschen, seine Wunden mit ihnen zu salben. Er hatte harte, borstige Bauernhaare, so wie die seiner Frau, so wie die ihres Sohnes, so wie die aller im Tal. Ausser dieser Erscheinung hier.

«Ich heisse Gretli», hatte sie geantwortet. Sie sah weg und band sich die noch nassen Haare hinter ihrem Kopf zurück mit einer kleinen, weissen Schlaufe, die so sauber war wie ihr ganzer Körper. Alois wollte wissen, wie sich die Haut auf ihrem Handrücken anfühlte, ob ihre Haut etwas Besonderes war, etwas, das man das ganze Leben lang vergebens versuchen würde, mit anderem zu vergleichen. Er wusste, dass er alles aufgeben würde, um diese Haut, diese Haare, diese Frau zu besitzen. Er vergass seine Ziegen.

Sie verlassen das Schiff. Alois lässt sich zusammen mit dem Engländer und zwei Dutzend spanischer Soldaten in einem Boot vom Deck herunterseilen, und mit diesem kleinen, lecken Boot rudern sie weg von *La Piñata Gloriosa*, ihrem schwankenden Zuhause während der letzten sechs Monate. Sie verlassen das Zinnoberrote Meer, *el mar Bermejo*, alle Ozeane und Meere, die sie überquert haben, und plötzlich haben sie nasssandiges Land unter den Füßen. Die Welt steht still und Alois fühlt sich übel, weil sie nicht mehr schwankt. Sie betreten nun als erste Männer der Weltgeschichte diese Insel, den Streifen Wüste und Strand und Mammutwälder und Berge und Seen zwischen dem Ozean und dem Zinnoberroten Meer, das Königinnenreich der schwarzen Kalafia und ihrem Frauenheer.

Die Soldaten errichten sofort einen Brückenkopf am Strand. Der Angriff könnte von überall her kommen: mit Pfeilen und Bögen zu Fuss vom Dickicht der Wüstenberge her, die besten Schützinnen der Welt; mit leisen, schlanken Schiffen vom Meer her, die auf Sand ebenso gut gleiten wie auf Wasser; von oben, auf Greifen mit schwertscharfen Klauen und giftsprühenden Zähnen, mit Schnäbeln, die Männerschädel wie Walnüsse knacken. Die Soldaten füllen Sandsäcke, stecken Schilder aus Stahl in den Strand und spannen sie mit Seilen zusammen und befestigen sie; behelfsmässige Holzbaracken werden aufgestellt. Das lecke Bötchen wird geflickt und hin und her geschickt zur *Piñata Gloriosa*, um Proviant zu holen, wie ein Weberschiffchen fliegt es hin und her, hin und her, der Haufen Proviant

im Brückenkopfstädtchen wächst und wächst, die Soldaten schuften wie Ameisen im Sand, es wird dunkel und sie schuften weiter, doch weit und breit keine Frauen.

«Nimm mir die Schlaufe aus den Haaren», hatte sie geflüstert und ihm sanft über die Wange gestreichelt. Und das tat er, und ihre Haare fielen wie eine Sonnenscheinkaskade über ihre Schultern und ihre Brüste und streichelten seinen Bauch, der wie eine gebirgige Insel zwischen seinen Rippen und seiner rosageschwollenen Männlichkeit emporragte. Sie waren im Ziegenstall, und sogar er merkte, wie alles nach Ziegen stank: der Stall, das Heu, seine Haut, sein Atem, nur sie nicht. Sie roch nach gar nichts ausser Frau, und das war gut so. Er atmete sie ein, und sie nahm ihn in sich, obwohl er nach Ziegen stank. Als er in ihr war und er vom Stall, der sie umschloss, gar nichts, aber gar nichts mitkriegte und er nur noch in ihr lebte, sich bewegte und war, nur noch da und dann, hier und jetzt, lächelte sie, und er sah etwas in ihren offenen Augen, was er nicht verstand. Er wollte sie fragen, was es war, aber er wollte den Rhythmus nicht unterbrechen, den ewigen Moment nicht beenden, und so fragte er nicht. Und als sie dalagen, müde, zufrieden, weinte sie, und seine Unwissenheit nagte noch stärker an seinem Gewissen als das, was sie gerade getan hatten. Und doch fragte er sie nicht, wieso sie lächelte und wieso sie weinte.

Der Engländer gesellt sich auf dem Strand zu ihm, wo er sich gerade für die Nacht eingerichtet hat.

«Erzähl mir eine Geschichte», sagt der Engländer und berührt Alois an der Schulter, doch Alois schüttelt ihn ab. Er will nicht, dass der Engländer neben ihm schläft; er will heute Nacht nur an die Hexe denken, an Gretli, bevor er einschläft, und falls er mitten in der Nacht von einem Angriff der schwarzen Frauen aus dem Schlaf gerissen wird. Er will nun einfach einschlafen, ohne eine fremde Hand in seiner Hose, und er will ohne Wiegen, ohne Schaukeln, ohne Übelkeit den festen Sand geniessen, dem einschläfernden Geräusch der Brandung lauschen, auf dessen Wellen er nie mehr reiten muss.

«Erzähl mir, wieso du hier bist», sagt der Engländer und behält seine Finger bei sich.

Alois liegt auf dem Rücken im Sand, einen fast leeren Sandsack als Kissen, und er schaut zu den Sternen hinauf, die fast dieselben Sterne sind, mit denen er in seinem Tal vertraut war. Das Einzige, was er in dieser neuen Welt schon kennt, sind die Sterne über ihm: der Steinbock, die Sieben Schwestern, die Jungfrau, der Jäger, der Wassermann, der Grosse Bär, die Schwarze Königin. Er kann es kaum fassen, dass man so weit, aus einer alten in eine neue Welt, reisen, hinaufschauen und denselben Himmel erkennen kann. Über dem Meereshorizont sieht er zwar unbekannte Sterne, und auch der Mond hat sich leicht von ihm abgedreht, aber die Venus und der Mars sind da, und der Polarstern steht noch im Norden, und er fühlt sich nun ein bisschen zu Hause, im Sand neben diesem Engländer mit dem geschwellenen Glied in der Hose, dem er nun eine Geschichte erzählt.

«Bei uns hoch oben in den Bergen», sagt Alois, «gibt es eine tiefe Schlucht, ein Tobel, das ein eiskalter, tosender Bach aus dem Stein gemeisselt hat. In diesem Tobel ist es so düster, dass ein lebender Mann auch am helllichten Tag drinnen nichts

sieht. Der Eingang des Tobels ist so schmal, dass nur ein Geist hindurchschlüpfen kann, aber wenn er einmal drinnen ist, öffnet sich das Tobel in eine riesige Felsenhalle, wo unzählige verfluchte Seelen auf steinernen Sitzen an steinernen Tischen bis zum jüngsten Gericht ausharren. Es gab einmal eine junge Frau», sagt Alois, und er schliesst seine Augen und erinnert sich an ihre Schultern, an den Übergang von ihrer Taille zu ihren Hüften, «die einen Ziegenhirten verführte, der bereits eine Frau und einen kleinen Sohn hatte. Sie verführte ihn mit dem Zauber, der durch ihre Haut und ihre Haare floss und der aus ihren Augen leuchtete.»

«Eine Hexe», sagt der Engländer. «Solche haben wir auch.» Er rückt auf dem Sand ein bisschen näher zu Alois, berührt ihn aber nicht. Es ist windstill, und die Wellen scheinen ruhiger geworden zu sein, als ob sie ebenfalls der Geschichte lauschen wollen.

«Als der Ziegenhirte wieder Herr seines Verstandes war, wusste er, was er als guter Ehemann und Vater machen musste: Er zeigte die Hexe beim Gericht an. Das Gericht sprach die Hexe schuldig und verbrannte sie auf dem Scheiterhaufen. Der Geist der Hexe stieg aus der Asche des Scheiterhaufens empor, hoch hinauf, machte dann aber kehrt und flog zurück zu den grünen Bergen, wand sich durch den Spalt im Gestein und krachte hinunter in den Abgrund des Tobels, wo ein steinerner Tisch auf die verfluchte Hexe wartete. Nur noch ein Schatten ihrer irdischen Schönheit, sühnt sie dort ihre Tat, bis der Herr in der Nacht ohne Morgen sie endgültig richtet.»

Alois erzählt dem Engländer nicht die ganze Geschichte. Als Gretli auf dem Scheiterhaufen brannte, schrie sie nicht, weinte sie nicht, flehte sie nicht um ihr Leben. Stattdessen flüsterte sie etwas, das er nicht verstand, und sie sah ihm in die Augen, mit dem gleichen Blick, den er schon im Ziegenstall nicht deuten konnte. Und dann war sie weg, Asche zu Asche, Geist zu Geist.

In den ersten Tagen nach der Verbrennung dachte er, er wäre sie für immer los. Doch dann begann dieser Blick ihn durch seine Tage und Nächte zu verfolgen. Immer, wenn er die Augen schloss, sah er sie Liebe machend vor sich, und immer, wenn er die Augen wieder öffnete, sah er sie brennen. Einen Monat, fast zwei hielt er es aus. Dann packte er eine kleine Tasche und – ohne sich zu verabschieden – verliess sein Tal für immer. Je weiter er sich vom Tal entfernte, desto verschwommener wurde seine Erinnerung an sie, bis er schliesslich in der spanischen Hafenstadt angekommen war und ihr Bildnis endlich aus seiner Erinnerung verschwand.

Die ersten drei, vier Wochen auf der Insel dauern eine Ewigkeit. Man schläft schlecht, sucht nach Wasser und essbaren Pflanzen, jagt, was sich bewegt, hält Ausschau nach schwarzen Frauen, findet keine, findet niemanden ausser sich selbst, wähnt sich nun in Sicherheit. Gold findet man keines, dafür reichlich Sonne, Wasser, süsse Früchte, sattes Wild. Man gräbt, baut, beackert, bepflanzt, zäunt ein, züchtet. Man entdeckt, dass die Insel gar keine Insel ist, sondern nur eine Halbinsel am Rande eines Kontinents; das Zinnoberrote Meer ist gar kein Meer, sondern nur ein Golf, und plötzlich ist eine Generation vergangen, eine Stadt steht, neue Spanier kommen mit neuen Schiffen, *La Piñata Gloriosa* ist längst vermodert, verbrannt, in ein Museum gesteckt, deren Besatzung längst gestorben, ausser Alois und dem

Engländer, die in einer Hazienda am Rande der Stadt gemeinsam alt werden. Ihre Bärte sind lang und weiss und verheddern sich ineinander, wenn sie nachts unter sternenklarem Himmel nebeneinander einschlafen. Abenteuer haben sie zwar keines gefunden, exotische Frauen auch keine, aber leises Glück vielleicht. Die neue Welt ist wie die alte, aber ohne Hexen.

Eines Nachts, wie bei Greisen so üblich, liegt Alois im Halbschlaf da, der schnarchende Engländer an ihn geschmiegt. In ihrem Haus ist es heiss und schwül, sie schlafen heute wieder draussen. Seine Augen sind offen, aber alt, und über ihm sieht er nur noch undeutlich die Sterne. Die Sternbilder sind verwischt, verschmiert. Aber ein Sternbild sticht heute Nacht heraus und scheint näher zu kommen; Alois kneift die Augen halb zu und versucht es zu erkennen. Wie ein Vogel sieht das Sternbild aus, ein Greifvogel mit spitzem Schnabel und scharfen Augen, mit dem Körper und dem Schwanz und den Klauen eines Löwen. Der Sternengreif faucht, schnaubt, atmet Feuer, kreischt näher, und die Erde beginnt zu beben. Alois versucht, den Engländer aufzuwecken, aber dieser schläft tief, und seit er nichts mehr hört, könnte ihn selbst der Weltuntergang nicht aus dem Schlaf rütteln. Das Erdbeben wird stärker, sehr stark, und Alois weiss, dass ihre kleine Welt nun untergeht, die von den Spaniern gebaute Stadt der ungezähmten Wucht der Erde nicht standzuhalten vermag. Der Greif schwebt nun knapp über ihm, zögert einen Moment, bevor er zuschnappt, sein Schnabel wie ein breites, kaltes Lächeln, seine Krallen wie geschmolzenes Gold zwischen Alois' Rippen, in seiner Kehle. Alois stirbt, aber er stirbt ruhig und nicht unglücklich und im Grossen und Ganzen zufrieden mit seinem Leben, auch wenn das Abenteuer fehlte und – trotz des alten, zärtlichen Mannes neben ihm – ohne Liebe. An sein altes Leben, seine alte Welt verschwendet er keinen sterbenden Gedanken. Hier, in dieser neuen Welt, ist er zu Hause, hier ist er gestorben, und hier wird er in Frieden ruhen.

Aus der Asche der zerstörten Stadt steigt ein Geist empor. Der Geist fliegt über die brennenden Felder und das Unterholz hinweg, über die weissbraune Wüste, die Felsengebirge, die unendlich weite, zarte Prärie, die saftigen Hügel und glänzenden Seen, bis er schliesslich binnen Minuten das eiskalte Meer überquert und Land sieht, an der anderen Seite des Ozeans einen grünen Berg hinaufgetrieben wird, wo er durch einen Spalt im Gestein gezwängt wird und hinunterkracht in den Abgrund eines Tobels. Dort wartet ein steinerner Tisch auf ihn, und darauf liegt eine lächelnde Frau, Gretli heisst sie, nackt, ewig jung, aber kalt, lächelnd, aber tot, kaum mehr als ein Gerippe, umhüllt vom schwarzen Schatten ihrer einstigen Haut, mit langen Haarsträhnen, die wie Pech aus ihrer Kopfhaut fliessen.

«Endlich», sagt Gretli, und sie zieht Alois zu sich auf den steinernen Tisch und küsst ihn und zieht ihn bis auf seine blossе Geisterhaut aus. Er erinnert sich an ihre Lippen, ihre Haut, ihre Haare, auch wenn sie nun bloss Schatten sind, so, wie ein Mann sich an einen alten Traum erinnert, der allmählich vom Alltag verwischt wurde. Sie zieht ihn in sich hinein, und er wundert sich, dass er so lange weg war.

Und wieder will er sie fragen, wieso sie lächelte, wieso sie weinte, was sie auf dem Scheiterhaufen flüsterte, wieso sie ihn so ansieht, was dieser Blick bedeutet. Doch er weiss gar nicht, wie er sie fragen soll. Sie küsst ihn schon wieder, und so

sind sie immer noch umschlungen, Schatten ihrer selbst, und so werden sie immer umschlungen sein, getrennt nur durch ihr Schweigen, in einem Tobel in den Bergen der alten Welt, die Beschuldigte und ihr Beschuldiger, sie, die ihn liebt, und er, dessen Gedanken sich schon wieder von ihr lösen und hinaufschweifen, durch den Spalt des Tobels, in Richtung Sterne, in Richtung Westen, sich sehnd nach einer unerreichbaren Welt.



*auf! auf!
nur voran!*

i u e o a ei

i u e o a ei

seid frisch und munter

n m r w l f s h ch sch

n m r w l f s h ch sch

so nun lesen wir das auch!

nn mm rr ll ff ss

nn mm rr ll ff ss

Geschichte erzählen

Roman Banzer

Hannes Binder & Hansjörg Quaderer: *Jener furchtbare 5. April 1933*¹.

Am 30. Januar 1933 wird Adolf Hitler vom Reichspräsidenten Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. In der Nacht vom 27. auf den 28. Februar brennt der Reichstag in Berlin. Seit dem 1. April 1933 herrscht in Deutschland der Judenboykott. Am 12. April 1933 werden im Konzentrationslager Dachau erstmals auch Juden ermordet. Die Terror- und Gewaltherrschaft des Hitlerregimes wird offensichtlich. Wer davon wissen wollte, konnte. Auch in Liechtenstein. Am 5. April 1933 üben Rudolf Schädler, Franz Röckle, Peter Rheinberger und Eugen Frommelt zusammen mit Komplizen aus Konstanz Selbstjustiz. Sie locken die Juden Alfred, Fritz und Getrud Rotter (Schaie) zusammen mit Julie Wolf nach Gaflei. Ziel der Aktion ist die Auslieferung der Rotter an Nazideutschland. Auf der Flucht vor ihren Häschern stürzen Alfred und Getrud Rotter in den Tod, Fritz Rotter und Julie Wolf überleben das Attentat verletzt und traumatisiert. Am 7. und 8. Juni kommt es zum Prozess gegen die vier Liechtensteiner Attentäter. Die Täter kommen mit milden Strafen davon. Ein Begnadigungsbegehren, von 700 LiechtensteinerInnen unterschrieben, bleibt bis heute unauffindbar. Von den Opfern verliert sich jede Spur. Die Grabstätte der Toten ist unbekannt.

Das Erzählen über dieses Ereignis hat in Liechtenstein spät eingesetzt, ist spät in das historische Bewusstsein und Gewissen Liechtensteins eingedrungen. 1981 steigt das Unfassbare aus dem Nebel des Verdrängens wieder auf. Eine erste Erwähnung bei Herbert Wille bleibt unbeachtet. Die Arbeiten ausländischer Forscher (Walk, Carl, beide 1986) sind marginal, werden in Liechtenstein nicht rezipiert. Vertieft setzt sich Peter Geiger ab 1987 mit dem Thema auseinander und publiziert dazu 1997 in seinem Zweibänder *Krisenzeit*². Im gleichen Jahr, kurz vor Geiger, erscheint das Buch *Alsleben, alias Sommerlad*³ von Andreas Bellasi und Ursula Riederer. Das darin enthaltene Kapitel «Opfer und Täter: Ein versuchter Menschenraub wird bagatellisiert. Antisemitismus in Liechtenstein» berichtet auf 17 Seiten über das Attentat. Dem Titel des Kapitels wäre vorzuwerfen, dass er bagatellisiert, was auf Gaflei geschah: Es war unzweifelhaft mehr als versuchter Menschenraub. Es war versuchter Menschenraub mit Todesfolge. Über diese Auslassung kann man hinwegsehen. Das Buch leistet vieles. Opfer und Täter erhalten Namen, werden zu Menschen, Geschichte wird, wie bei Geiger, lebendig.

2003 dann, siebzig Jahre nach der Tat, organisieren der Schichtwechsel und das Literaturhaus ein Gedenken mit einem Vortrag von Peter Kamber, einer Begehung am Tatort, einer Lesung des Plädoyers von Wladimir Rosenbaum im Literaturhaus und einem Requiem von Hieronymus Schädler.

¹ Binder und Quaderer (2013)

² Geiger (2000)

³ Bellasi und Riederer (1997)

Fast siebzig Jahre ist dieses Attentat unbearbeitet verdrängt worden. Die Individualpsychologie spricht von posttraumatischen Belastungsstörungen, die ein Loch im Bewusstsein und in der Sprache hinterlassen. Fast siebzig Jahre hat die Verdrängung gedauert, hat für Ruhe an der Oberfläche gesorgt, hat aber im gleichen Zug im Unausgesprochenen der Aufarbeitung und Versöhnung beharrlich im Weg gestanden. Vom Hörensagen zu wissen, wer die Täter waren, unter vorgehaltener Hand auf Nachkommen zu schießen, bereitet jenen Sumpf des Unaufgeklärten, der mitverantwortlich ist für Obrigkeitshörigkeit, politische Unselbständigkeit und *Kensch-mi-jo-Larifari*.

Ned reda, stella sii, i ka nüüt säga, vom höra säga, vo mir häsches ned, wem ghörsch?, zo wem ghörsch? Gend a mool a Rueh, ma muess o ämool stella si könna. 700 LiechtensteinerInnen haben das Begnadigungsgesuch für die Täter unterschrieben. Die entsprechenden Papiere sind aus den Archiven verschwunden. In einem Land ohne Erinnerung aber ist alles möglich.

Geschichte ist Narration, ist Erzählung. Die Literaturwissenschaftlerin Vera Nünning schreibt dazu: «Wir etablieren unsere Identität primär durch unsere Erzählungen; wir brauchen Narrationen, um unsere Erinnerungen und Erlebnisse verstehbar, memorierbar und mittelbar zu machen. Erzählungen sind lebenswichtig [...]»⁴ Das vorliegende Buch besteht aus zwei Teilen: Der Grahic Novel von Hannes Binder und der historischen Dokumentation von Hansjörg Quaderer. Beide Autoren beleuchten die Ereignisse des 5. April 1933 aus der ihnen eigenen Perspektive als Erzähler.

Zur Graphic Novel

Schabkarton ist ein speziell mit tiefschwarzer Druckfarbe überzogener Karton. Darunter liegt eine weisse Kreideschicht, so dass sich die schwarze Deckfarbe leicht abschaben lässt. Hannes Binder, bekannt durch seine Graphic Novels nach Friedrich Glauser, hat für 31 Seiten in diesem Buch die Schabkartons geschaffen und knüpft damit an die vielleicht berühmteste Graphic Novel *Maus*. *Die Geschichte eines Überlebenden* von Art Spiegelman an, der in seinem mit dem Pulitzer-Preis 1992 ausgezeichneten Buch die Geschichte eines Holocaust-Überlebenden erzählt. Das Pechschwarze des Schabkartons passt zur Schwärze der Geschichte, die Härte von Schwarz und Weiss weist auf die Ambivalenz der Geschichte, der Erzählung. Es trifft die schicke Welt der grossen Bühnen Berlins auf das Einfache des Kurhauses Gaflei, es treffen sich Opfer und Täter, es trifft der Berliner Schick auf die Täterfratze, die Sommerlad-Villa auf das Walser Bauernhaus, das Gute auf das Böse. Und dennoch erlaubt die Schabkartontechnik auch Grautöne, die differenzieren. Mit Präzision sind die Linien aus dem Schwarz herausziselirt, sie lassen Bilder und Stimmungen entstehen, die uns hineinziehen in die Rasanz der Geschichte. Das Auto rauscht mit den Opfern in sattem Schwung den Berg hoch, man glaubt den Motorenlärm zu hören, den Strassenabschnitt ob Masescha zu erkennen. Zum Schluss stürzt das Geschehene als riesiger Erdklumpen ins Tal und schlägt als Me-

⁴ Nünning (2010)

teorit aus Tätern, Opfern, als Meteorit aus Verwunschenem und Unausgesprochenem in Liechtenstein ein, wo dieser bis heute ein Loch in Erinnerung und Sprache hinterlassen hat.

Zur Dokumentensammlung

Auf Seite 41 geben uns Fotos Einblick in die Stimmung in Vaduz um 1930. Wir sehen drei Gebäude. Das Rathaus von Vaduz, Architekt Franz Röckle. Den Engländerbau, Architekt Erwin Hinderer. Und ein Wohnhaus, Architekt Ernst Sommerlad. Ein Nazi, ein Nazisympathisant, ein ausgebürgerter Deutscher. Die Werke von Tätern und Opfern friedlich vereint? Während Röckles Rathaus romantisierende Burgenarchitektur ist, orientiert sich Sommerlad seit je am Bauhaus, dessen Moderne auch den Bau von Hinderer durchzieht. Leicht fällt das Auge des Lesers aus Liechtenstein auf Derartiges. Hansjörg Quaderer aber leistet deutlich mehr, indem er ein Panorama der Hintergründe, Verstrickungen und Biografien aufzieht, wie dies bislang nirgends zu finden ist. Wir tauchen ein ins Waldhotel, wo die Rotter wohnten, gehen nach Gaflei, wo die Tat begangen wurde, und in die Gerichtsverhandlung mit dem Plädoyer von Wladimir Rosenbaum, Zeugenaussagen, Gerichtsreportagen und die Lebensläufe der Opfer.

Ein Buch lässt sich unterschiedlich lesen – auch von hinten, wo dieses seine Wissenschaftlichkeit im Anhang dokumentiert. Hier zeigt sich, mit welcher Ausdauer, Akribie und Recherchequalität Quaderer seine Arbeit erledigt hat. Es finden sich eine Chronologie der Ereignisse, Minimalbiografien der Opfer, Anwälte und Täter, von Verleger, SchauspielerInnen, Theaterkritikern, Gerichtsreportern. Es finden sich die Theater der Gebrüder Rotter, die verwendeten Quellen wie beispielsweise das Leo Baeck Institut New York, das *Lexikon verfolgter Musiker*, *Die Fackel*, das Archiv für Zeitgeschichte Zürich und viele, viele mehr.

Allein die Lektüre der Kurzbiografien zeigt uns das Rotter-Attentat vor einem neuen Hintergrund. Es entstehen Menschen. Wir lesen und versinken im Leben der Rotter. Theaterunternehmer in Berlin. Alfred, der Bühnenpraktiker, ergänzt durch seinen Bruder Fritz, der Jurist und Literat. Ihre Spielstätten trugen so klingende Namen wie: Admiralspalast, Lessing-Theater, Metropol-Theater, Theater des Westens. Hier kamen Klassiker, moderne Autoren ebenso zur Aufführung wie Operetten. Für die Ursache des Zusammenbruchs des Theaterunternehmens Rotter, schreibt Zeiz im *Berliner Tagblatt* vom 27. Januar 1933, «gibt es kein objektives Bild. Fest steht, dass die Schulden des Rotter Konzerns fünf Millionen Mark betragen.» Im Januar 1933 kommen sie nach Liechtenstein und wohnen im Waldhotel Vaduz.

Die Dokumentensammlung von Quaderer bietet als Auszug ein Leseabenteuer direkt an der Quelle. Das ist kein Kurzfutter, der Leser muss sich mühen, erhält dafür aber ein zeitgenaues und detailliertes Bild. Es entstehen Lebensläufe entlang historischer Linien. Wir interessieren uns noch einmal für das Plädoyer von Wladimir Rosenbaum und lesen: «Albert und Gertrud Rotter aber werden einige Stunden später als Leichen gefunden – die auf das tiefste zu beklagenden Opfer eines verbrecherischen, schändlichen Anschlags.» Und Gottlieb Eberle, als Zeuge vernommen, sagte aus: «Ich ging von Masescha den Weg gegen Provatscheng hi-

nein gegen die Rüfe. Der Hund gab dann an, er suchte und führte mich zu den Leichen. Sie lagen etwa 70 Meter oberhalb des Weges, 4 Meter auseinander. Ich fand sie etwa um 1/4 nach acht Uhr. Es waren beide tot.»

Und sehe die Pfunzel an der Decke von Hansjörgs Arbeitszimmer brennen, während er nächtelang durchs Internet pirscht, in Archiven forscht, sich über neue Funde freut, sich im All der Informationen verliert, E-Mails verschickt, sich zu Bett wälzt, um am andern Tag ins Landesarchiv zu radeln, um daraus einen erratischen Block an Wissen zu formen. Er bewältigt seinen Stoff formidabel, ist auf Augenhöhe der Geschichte, macht aus Opfern und Tätern Menschen. Mit Hannes Binder hat er einen kongenialen Partner gefunden. Beide Teile des Buches zusammen ergeben ein Werk, das für Liechtenstein ein neues Kapitel der Erzählung und Geschichtsschreibung aufschlägt.

Literatur

- Bellasi, A. & Riederer, U. (1997). *Alsleben, alias Sommerlad. Liechtenstein, die Schweiz und das Reich*. Zürich: Rotpunktverlag.
- Binder, H. & Quaderer, H. (2013). *Jener furchtbare 5. April 1933. Pogrom in Liechtenstein*. Zürich: Limmat Verlag.
- Geiger, P. (2000). *Krisenzeit. Liechtenstein in den Dreissigerjahren 1928-1939* (2. Aufl.). Vaduz: Verl. des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein [u.a.].
- Nünning, V. (2010). Erzählen und Identität. Die Bedeutung des Erzählens in Schnittfeld zwischen kulturwissenschaftlicher Narratologie und Psychologie. In A. Nünning & V. Nünning (Hrsg.), *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse. Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen* (BA: Studium, S. 145–169). Stuttgart: Metzler, J B.

Wer ist Cathy Inderbidsin?

Sabine Bockmühl

HP Gassner: *Cathy Inderbidsin (1901–1938)*.

Spuren einer unentdeckten Künstlerin. Vaduz 2013.

Wer sie googelt, wird sie nicht finden – Cathy Inderbidsin ist, wie es der Untertitel des reich bebilderten Bandes bereits sagt, unentdeckt. Der Lebenslauf dieser unbekanntenen Künstlerin beginnt 1901 mit ihrer Geburt in Altdorf im Kanton Uri und endet im Jahr 1938: Cathys Spuren verlieren sich in Nordborneo, im Inselinneren ist sie mit dem Auto unterwegs und kommt an ihrem Ziel niemals an. Nach dem Besuch der St. Galler Kunstgewerbeschule, wo sie Textildesign studierte, bricht Cathy aus den beengenden Familienstrukturen aus und geht nach Paris. Im Künstlermilieu der Metropole nimmt ihr Leben mehrfache Wendungen. Sie lernt Emily kennen, die sich später von ihrem Mann scheiden lässt. Cathy lebt fortan mit ihrer Geliebten und Lebenspartnerin Emily zusammen und arbeitet als Künstlerin. Zu ihren Bekannten zählen Vasarely oder Picasso. Zusammen reisen Cathy und Emily schliesslich nach Borneo. Es sind die Roaring Twenties, eine Zeit des Aufbruchs zwischen den Weltkriegen, in der die Kunst, der Lebensstil, die Gesellschaft einen Wandel erfahren, sich von alten Mustern lösen. Cathys Biografie ist mit zahlreichen Originaldokumenten und Fotografien illustriert, Verwandte und Bekannte äussern sich zu ihr, man begegnet einer attraktiven, wagemutigen und selbstbewussten Frau – und einer beeindruckenden Künstlerin. Ihre Bilder sind getragen von einer eleganten Ornamentik und sensiblen Farbgebung, sie arbeitet mit optischen Täuschungen und Räumlichkeit. Man fühlt sich beispielsweise an Sonja Delaunay oder die Konstruktivisten erinnert.

Eine Biografie, die durchaus authentisch scheint. Kunstschaffen, das nahtlos in die Pariser Jahre der 20er- und 30er-Jahre passen würde. Textildesign, das man vergeblich in Form von Foulards und Kleiderstoffen sucht. Denn Cathy Inderbidsin ist eine frei erfundene Figur. Man könnte ihr und ihrem Schöpfer, HP Gassner, schon auf den Leim gehen. Nur zu gern glaubt man den Fotos, betrachtet die Briefumschläge in ihrer Patina des Vergangenen, lässt sich von den Gemälden hinreissen – lässt sich täuschen von einer Authentizität vorgaukelnden Bildhaftigkeit. Es liegt ein verschmitztes Grinsen in den Augenwinkeln des Buchgestalters, wenn es ihm gelingt, Zweifel zu wecken an der Realität, wenn er es schafft, ein Stück Fiktion zu einer ebensolchen Realität werden zu lassen. Es ist das Spiel mit dem Möglichen, die Kreation einer möglichen Realität, eines Lebensentwurfs. Dabei überlässt er wenig dem Zufall, wenn es um das Verweben von Realem mit Fiktivem geht. Vieles ist genau recherchiert, dazwischen legt er seine eigene Interpretation. Das künstlerische Werk Cathys lässt er nicht aus einer Laune heraus entstehen, er macht sich schlau über den Zeitgeist, die Farbgebung dieser Epoche ebenso wie zum Farbauftrag oder zur Ornamentik. Sorgfältig achtet er darauf, dass die Namensgebung eine reale Person nicht in Verlegenheit bringt oder verwendete Fotos tatsächlich

frei verfügbar sind. Cathys «Werke» aber sind seine eigenen Kreationen, die eine hohe bildnerische Qualität auszeichnen, formal sowie farblich, und von gestalterischer Kraft sind. Der Band in der Art der fiktiven Lebensläufe ist bereits sein fünfter. Mit der leidenschaftlichen Freude eines Créateurs entwickelt HP Gassner seine Figuren, stellvertretend für all jene, die weder bekannt noch beachtet oder aber einfach vergessen wurden. Seine Figuren tauchen auf und verschwinden wieder in den Gefilden der Zeit – oft gelten sie als verschollen. Er irritiert die Realitätsgläubigen oder jene, die sich von seiner bestechend wahr erscheinenden Fiktion verführen lassen (wollen). Alles, was ist, ist real, auch die Fiktion. Was seine Arbeit aber besonders wertvoll macht: Er zeigt auf, dass ein Leben eine von vielen Möglichkeiten darstellt, dass die sogenannte Realität in Wahrheit eine Täuschung ist.

Fragile Horte der Schönheit

Ruth Gantert

Michael Donhauser: *Variationen in Prosa*. Matthes & Seitz, Berlin 2013.

«Es wird etwas sichtbar werden», heisst es in einem Vers von Leonardo da Vinci, den Michael Donhauser seinen 68 «Variationen in Prosa» voranstellt, während die auf den langen ersten Teil folgenden neunzehn «Variationen im März» unter dem Motto von Xenophanes stehen: «Alles, was jemals den Blicken der Sterblichen / scheinbar sich zeigte ...». So erstaunt es nicht, dass der visuelle Aspekt in Donhausers lyrischer Prosa eine zentrale Rolle einnimmt. Das Anfangsgedicht beschwört das Sehen sowohl in der Erinnerung als auch in der Gegenwart: «das war ein / Sehen, war wie Wut, erinnert schon als Lust / und schau, wie standen wir am See im Licht». Licht und Schatten, die Farben und Formen der Natur, Blumen und Früchte in verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, Wind- und Wetterverhältnissen evozieren diese Prosastücke, die alle im Imperfekt gehalten sind und in der Üppigkeit der Vegetation gleichzeitig auch deren Vergänglichkeit benennen. Nicht nur die Augen, sondern sämtliche Sinne werden angesprochen: Da rauschen Äste, raschelt Laub, gurgelt Wasser und singt die Amsel, streift etwas duftend, umfängt warm und berührt, ist herb und süss. Der Baudelaire- und Rimbaudkenner Michael Donhauser verbindet synästhetische Erfahrungen mit Geistes- und Gefühlszuständen: «wenn / heiter, wenn einsam suchte zu glücken die Fülle / und reich war an Farben wie duftend die Not».

Wer in dem Band sieht, riecht, hört, schmeckt und fühlt, wird nicht näher bestimmt: Kein einziges «ich» findet sich in den Sätzen, kein «du» (ausser im zitierten einmaligen Imperativ «schau»); stets ist die Rede von einem vagen «wir» – es sind «die Menschen, die wir waren», wie es zu Anfang des dritten Gedichtes heisst – manchmal, selten jedoch, wohl ein Paar in kaum benanntem Verlangen. Und ebenso unbestimmbar bleibt oft die Quelle der Sinneserfahrung in unpersönlichen Pronomina («es», «was») verborgen, deren Bezug fraglich bleibt oder erst gegen Ende als mögliches Subjekt des Satzes zu finden ist:

«Dunkel war da, was aus der Verwirrung kam, sich zeigte, sich hüllte oder fühlte, wie als ein Anfang und unerkant blieb, was zögerte, was nicht Aneignung war noch ins Fremde auch getragen nur, denn es blühte bald innig oder schöner, wankend im Schutz einer Mulde, was währte, und hätte manches noch hervorgebracht, doch wollte ärmer die Zeit und lag abgeschlossen so, wenn auch schwer von Früchten wie dämmernd in Farben, der Garten, wo starr als Schatten ragte das kahle Gezweig.»

Was hier sprachlich vergegenwärtigt wird, ist das Thema dieser Variationen wie auch das Prosagedicht selbst: ein abgeschiedener Garten, aber kein *locus amoenus*, keine Idylle und kein Paradies – ein prekärer Hort der Schönheit. Michael Donhausers Texte kreisen um einen Zwischenort, wo die Natur ihre Präsenz entfaltet, wo sich aber auch Kultur und menschliches Zusammenleben bemerkbar machen, um ein «Zimmer / in der Nähe einer Stadt». Zwischen den Räumen wie zwischen den Zeiten findet sich der Garten, in dem «noch nicht», «schon» und «nicht mehr» aufeinandertreffen: Die Blüten weisen auf die Früchte hin, und diese wiederum auf «das kahle Gezweig». Das unaufhaltsame Vergehen erscheint in feinsten Nuancen der Bewegungen und Regungen, in Verben von «wanken», über «sinken» und «neigen» bis «fallen», in Adjektiven wie «mild», «sanft», «sacht» und «leise». Das Blinken eines Zugs, das Dröhnen eines Busses, ein Hupen durchbricht glücklicherweise zuweilen die hymnisch-getragenen Naturbeschreibungen.

Während der erste Teil in einheimischer Vegetation vom Herbst über den Winter, Frühling und Sommer wieder in den Herbst führt, tönt der zweite Teil eine Reise in den Süden an. Da sind Pinien und Robinien, das Meer und auch Elemente der Zivilisation wie ein Bahnhof mit Spielautomaten, Dörfer und Brunnen, eine Tempelruine mit Zisterne, ein Bild, eine Kirche mit Fresko, stillgelegte Zugschienen.

Die Prosavariationen halten sich strikt an eine einheitliche formale Erscheinung: Im ersten Teil sind es jeweils elf, im zweiten Teil zwölf kurze Zeilen, in Blocksatz gesetzt, so dass fürs Auge ein kompakter Würfel entsteht, über den sich je ein einziger Satz erstreckt. Trotz der vielen Konjunktionen, welche die Satzglieder verbinden und in einen scheinbar klaren Bezug setzen («denn», «und», «doch», «wenn auch») tastet sich die Syntax zögernd voran, bricht ihre Struktur manchmal abrupt ab oder verästelnd sich, so dass sie einem beim Lesen ständig entgleitet. Am liebsten verwendet der Dichter die kurzen Bindewörter «wie», «da» und «als», sowohl in zeitlich-räumlichem wie auch in vergleichend-hypothetischem Sinn. Meist enden die Sätze, im Deutschen ungewöhnlich, mit einem Substantiv, oft einem einsilbigen, das auf die Natur oder den Menschen verweist und in dieser Schlussposition gar mehrmals auftritt, wodurch es umso stärker wirkt und im Gedächtnis haften bleibt: «Gras», «Blau», «Flur», «Not», «Lied», «Tod».

Die zahlreichen Wort-, Motiv- und Klangwiederholungen von einem Text zum anderen lassen zuweilen an ein überdimensioniertes Prosa-Pantun denken, in dem die gleichen Bausteine immer wiederkehren, ein sich drehendes Sprachkarussell, das einen etwas schwindlig machen kann. Doch dann findet sich unvermittelt ein Bild, ein Satzfragment, das aufhorchen und mit geschärfter Aufmerksamkeit fortfahren lässt.

Umgekehrt zur Tendenz vieler moderner Gedichte, der Alltagssprache mit einer rein optischen Setzung in Versen den Schein von gebundener Rede zu verpassen, lassen die starke Rhythmisierung und ein dicht gewebter Klangteppich von Alliterationen und Assonanzen keinen Zweifel aufkommen, dass es sich bei diesen Satzwürfeln um Poesie handelt – eine Poesie, die weder eingängig noch anbiedernd ist, die höchste Konzentration und mehrmaliges (am besten lautes) Lesen erfordert,

deren ausgeprägte Künstlichkeit manchmal irritieren mag, deren stockende und doch vollendete Sprachfertigkeit aber auf jeden Fall fasziniert.

«Und wie wir da waren am Rand aller Sage, und
öd war das Zimmer, die Wände, wir sahen das
Streulicht am Fenster, November, und ahnten,
wie leise doch wankte, da quoll, sich und beug-
te, was schwer bald hing über oder innig noch
sank und seufzend ein Hauch, als Rest von den
Tagen, da milder uns streifte und herbstlich
auch wehrte, sich wölbte, was wärmer wie ni-
ckend mit Blättern dann fiel, dann horchte er-
wartend oder sehulich, dass nahte, als zögerte,
wäre und lächelnd ein Lied.»

Der andere Schauplatz

Josef Hürlimann

Rainer Nägele: *Der andere Schauplatz. Büchner, Brecht, Artaud, Heiner Müller. Stroemfeld / Nexus. Frankfurt am Main und Basel 2014.*

Rainer Nägele, 1946 in Triesen geboren, ist Professor für deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft an der Yale University, USA, mit den Schwerpunkten deutsche und französische Literatur vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Er befasst sich in seinem Buch *Der andere Schauplatz* mit bedeutenden Exponenten des modernen europäischen Theaters.

Das Buch enthält acht Teile, bei denen es sich nicht um durchnummerierte Kapitel, sondern eher um Essays mit eigenen Titeln handelt. Der erste Teil nennt sich unter anderem «Nachhaltiges Vorspiel». Sonst gibt es keine Hinweise dafür, dass die Reihenfolge der Teile eine Rolle spielen könnte. Sie sind voneinander unabhängig, bauen nicht aufeinander auf und nehmen nicht explizit aufeinander Bezug. Ich spreche im Weiteren deshalb nicht mehr von Teilen, sondern von Essays. Ihr gemeinsames übergeordnetes Thema ist der Titel des Buches.

Dieses lanciert Nägele im Eröffnungssessay mit Büchners Frage in einem Brief an die Braut (die Frage stellt auch der Protagonist in *Dantons Tod*): «Was ist das, was in uns lügt, hurt, stiehlt und mordet?» Er diagnostiziert eine Verschiebung der Subjektinstanz vom Ich beziehungsweise vom Uns zum Es beziehungsweise zum [...] das, was [...], zum Unbewussten, zum Unergründlichen. Die Kombination mit dem fiebrig-nüchternen Sprachgestus vereint gesteigerte Theatralik mit mathematischer Präzision. Sie habe die nachhaltige Wirkung des fragmentarischen Werks Büchners begründet. Sein streng organisierter Pessimismus in seinen literarischen Werken setze sich fort bei Heiner Müller, Artaud, Beckett und zeitweise bei Brecht.

Damit sind das Untersuchungsfeld und der thematische Rahmen abgesteckt. Nägele analysiert in der Folge Werke von Heiner Müller, Brecht und Artaud daraufhin, was er den anderen Schauplatz nennt – bei Bedarf, zur Untermauerung, Verdeutlichung oder Überleitung – zieht er andere Dichter wie Hölderlin, Kafka oder Handke heran, auch Philosophen wie Aristoteles, Nietzsche und Heidegger, Psychoanalytiker wie Freud und Lacan.

Er definiert den Titelbegriff nicht, doch steht er in allen acht Essays im Blickfeld. Ich versuche mit einer Kombination von ausgewählten Zitaten aus dem Buch, Nägele oder andere (indirekt) zu Wort kommen zu lassen, um der Bedeutung und vielleicht auch der Leistung des Begriffs näherzukommen, sie allenfalls näherzubringen. Die hier angeführten und kommentierten Zitate sollen exemplarisch das Problem ersichtlich machen, das sich beim Rezensieren von Nägeles Ausführungen stellt. Er macht es nicht leicht, dem auf die Spur zu kommen, was er meint, und es ist nicht leicht, auf der Spur zu bleiben, wenn man einen Ansatz dazu gefunden zu haben glaubt. Die Hervorhebungen in Kursiven stammen von mir.

Wiederum im ersten Essay, mit der Überschrift «Georg Büchners anthropologischer Materialismus», nimmt er sich Stellen aus Büchners Übersetzung zweier Stücke von Victor Hugo vor und zeigt auf, wie «bedeutungsprägend Lippen und Augen Büchners Sprache formen und gleichzeitig in seinem Sprechen und Schreiben jene Verschiebung vollziehen, die das Subjekt und die Handelnden *auf einen anderen Schauplatz* verweist (12)», und resümiert: «Das Gesetz der Artikulation zeugt von einem anderen Schauplatz, und dieser andere Schauplatz wiederum hinterlässt seine Spuren in den Verschiebungen der Büchnerschen Übersetzung. Wenn es die Stimme nicht sagt, so sagen es die Lippen und «wenn es die Lippen nicht sagen, so sagen's die Augen» [Büchner]. Wenn es da nicht spricht, so spricht es anderwärts. Die Frageserie, die Büchner und Danton aussprechen: was ist es, das ... ist immer begleitet von der einen Frage: was ist es, das in uns (und aus uns) spricht? Und immer wieder übersetzt Büchner diese Frage in seiner Übersetzung Hugos durch ein *Versetzen der Subjektinstanz* (14).»

Das Versetzen der Subjektinstanz, die Verschiebung vom Ich zum Es ist eine Vorwegnahme von Freuds Erkenntnissen, die ins Allgemeinwissen eingegangen sind. Insofern scheint mir der andere Schauplatz problemlos fassbar.

Nägele erweitert seinen Begriff vom anderen Schauplatz um eine Nuance: Wenn in der Sicht Büchners die Erfahrungsgrundlage jeder Kreatur der Schmerz sei, «der einen Riss durch die ganze Schöpfung reißt, so zeige sich in der menschlichen Kreatur noch ein zweiter Riss, der durch den Schmerz selbst geht [, ...!] die Wollust des Schmerzes, das Ineinander von Lust und Schmerz, Lust und Schmerz nicht als ursprüngliche Fakten, sondern als *Interpretationen* eines Subjekts, das die Botschaften seines ihm so nahen wie fremden kreatürlichen Körpers, wie K. die Briefe Klamms in Kafkas «Schloss», entziffern muss und bald so, bald anders liest, hat nach Büchner auch Nietzsche immer wieder beschäftigt. Freilich findet auch diese *Interpretation auf einem andern Schauplatz als dem von Ich und Bewusstsein statt*. Es wäre purer Idealismus zu glauben, irgend ein Ich könnte arbiträr entscheiden, was ihm als Schmerz oder Lust begegnet (16ff).»

Die Grunderfahrung des Schmerzes wird auf einem anderen Schauplatz, nicht auf dem des bewussten Ichs, als Schmerz oder Lust interpretiert. Liegt damit der Schauplatz auf der gleichen Ebene wie im ersten Beispiel, auf der Ebene des Unbewussten?

Nägele führt in der Folge eine Geschichte von Montaigne an, in welcher der von quälender Krankheit geplagte Possonius den Schmerz einfach zu ignorieren versucht, als Pompeius zu Besuch kommt, um dessen philosophische Reden zu hören. Nägele lässt Artaud dazu Stellung nehmen: «Zweifellos hat die dumme und grobe Redeweise der Leute, die angesichts des Schmerzes sagt: denk nicht dran, recht, aber sie hat nur metaphysisch recht und weiss nicht einmal und hat keine Ahnung davon, welche merkwürdigen Pfade die Sensibilität und die Reflexion dieser Sensibilität in den Bildern des Ich durchwandern müsste, um bei einer solchen Abgehobenheit anzukommen, wovon ein philosophischer Spruch sagt: «Schmerz, du bist nur ein Wort»». Nägele folgert daraus: «Was in bezug auf den Schmerz des andern und in der unreflektierten Unmittelbarkeit gröbste Dummheit ist, man könnte

sagen: die Definition von Dummheit, die eben nicht im Mangel von Wissen, sondern im Mangel von Sensibilität besteht, kann *auf einer andern Ebene und auf einem andern Schauplatz* als Wahrheit sich herausstellen (18f).»

Ich kann nachvollziehen, dass sich die Aussage «Schmerz, du bist nur ein Wort» in einem bestimmten Kontext als eine grobe Dummheit, in einem anderen aber als Wahrheit erweisen kann. Doch deckt sich die Bedeutung meines Begriffs «Kontext» mit jener von Nägeles Begriff «Schauplatz» oder «Interpretation»? Im ersten Beispiel ist der Begriff vom anderen Schauplatz, vielleicht vereinfacht gesagt, mit dem Unbewussten gleichzusetzen. Ob das auch beim zweiten Beispiel der Fall ist, scheint mir fraglich, denn es handelt sich nicht um die Interpretation eines Schmerzes, sondern um die Interpretation einer Aussage über den Schmerz.

Im zweiten Essay, den Nägele mit «Topografische Skizze zwischen Brecht und Artaud» betitelt, führt er eine Aussage von Brecht an, in der es um Entfernung, Distanz geht: «Nicht nahekomen sollten sich Zuschauer und Schauspieler, sondern entfernen sollten sie sich voneinander. Jeder sollte sich von sich selber entfernen (23).» Der Zuschauer soll sich also im wörtlichen und übertragenen Sinne auseinandersetzen. Daraus ergibt sich nach Nägele ein Zwischenraum, den er zum Schauplatz erklärt: «*Das Theater bietet dabei einen der privilegierten Schauplätze, wo die Effekte dieses Zwischen zur Darstellung kommen* (26).» Der Zwischenraum sei der Raum der Darstellbarkeit schlechthin (27).

Im nächsten Essay mit dem Titel «Da-Zwischen. Der Ab-Ort des Obszönen» kommt der Zwischenraum wieder zur Sprache: «Das Zwischen, das Theater konstituiert, kann sehr verschieden strukturiert sein, sowohl was den Raum zwischen Bühne und Zuschauerraum angeht, wie auch was auf der Szene zwischen den dramatischen Figuren und Theaterkörpern vor sich geht. In einer durchgängigen Umstrukturierung des Zwischen will das epische Theater sich von der klassischen Dramatik und dessen Guckkastenbühne sich absetzen (40).»

Nägele geht in seinem letzten Essay «Heiner Müller. Theater als Bild- und Leibraum» davon aus, dass es wohl keinem Leser ein Geheimnis sei, dass die Figur von Bild- und Leibraum dem Surrealismus-Essay von Walter Benjamin entstamme (155), also darf man annehmen, dass die Leser wissen, was es mit der Guckkastenbühne auf sich hat, aber was es mit «einer durchgängigen Umstrukturierung des Zwischen oder wo die Effekte dieses Zwischen zur Darstellung kommt» auf sich hat, bleibt für mich und möglicherweise auch für andere Leser (im technischen Sinn), die in den literarischen Strömungen der Moderne keine Experten sind, mit einem Fragezeichen behaftet.

Der Leser ist mit Nägele nicht auf festgetretenen Pfaden unterwegs, Leitern oder Halteseile in schwierigen Steigungen oder Passagen gibt es – wenn überhaupt – nur sporadisch. Wer es fassen kann, der fasse es, und wer seine geistige Schwindelfreiheit testen will, der setze sich mit dem Essay «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» auseinander.

Nägeles Begriffe und Kombinationen sind schillernd, sie zu erfassen ist vergleichbar mit dem Unterfangen, im reflektierenden Wasser einen Fisch zu fassen. Der Nicht-Experte – ich kann nur für ihn sprechen – bekommt eine Ahnung davon,

was gemeint ist, aber die Ahnung bleibt schillernd wie die Begriffe und Gedankenketten, mit denen er sich auseinandersetzt. Das mag daran liegen, dass den Essays ein grosses Ausmass an Wissen, Belesenheit, Sprachenkenntnis und Kombinations- und Assoziationsfreude zugrunde liegt, das dem Autor offensichtlich zur Verfügung steht. Ebenso gross ist möglicherweise das Bedürfnis des Lesers, in einem Seminar oder Kolloquium mit Professor Nägele Fragen an seine Texte zu erörtern.

Mir stellt sich abschliessend die Frage, worin die Leistung des so schillernden Begriffs vom andern Schauplatz liegt, der in Nägeles Buch deutlich mehr Facetten aufweist als die hier besprochenen. Dass er nicht klar definiert ist, ermöglicht es, Aspekte unterschiedlicher Ebenen in loser Form zusammenzubringen, wie etwa das Unergründliche bei Büchner, das Unbewusste bei Freud, das Auseinandersetzen bei Brecht oder das Zwischen als Darstellungsraum bei Artaud und Brecht, also aus Aspekten des modernen Dramas, das bei Büchner seinen Ausgang nimmt, gewissermassen einen Strauss zu binden, den das Band *Der andere Schauplatz* zusammenhält. Nägele öffnet das Thema in die Weite nicht nur durch Rückgriffe auf die Philosophie und Psychologie und auf andere Dichter als die der besprochenen Werke, sondern auch durch Verwendung von französischer, altgriechischer, italienischer und englischer Primär- und Sekundärliteratur in der Originalsprache. In der Tiefe reicht es zurück bis zum Anfang des Theaters und bringt in faszinierend kühnen Bögen die Anfänge mit dem 20. Jahrhundert zusammen.

Kunstschatten

Jürgen Schremser

Gert Gschwendtner: *Schattenpapiere. Zur Installation im Papiermachermuseum in Steyermühl 7. Juli 2013*. Mali Gubser (Hrsg.). Sevelen 2013.

Der Titel des Künstlerbuchs *Schattenpapiere* deckt in einem Wort drei inhaltlich und formal relevante Aspekte dieser NO-ISBN-Publikation ab: zum einen die Dokumentation eines Kunstwerks, das in der ehemaligen Chlorbleiche der Papierfabrik Steyermühl aufgebaut war. Zum zweiten die Materialität dieses kunstvollen Schattenkonzepts, das nebst skulpturalen und textilen Medien aus «zwölf Betrachterschatten» komponiert ist, die als aquarellierte menschliche Umrisse auf grosse Bögen Büttenpapier aufgetragen und mit Tusche und Bleistift beschrieben wurden. Schliesslich wird diese papierene Manifestation der Schattenbilder im vorliegenden Buch mit «Bildworten» gepaart, die das den Aquarellen Eingeschriebene noch einmal in gedruckten Texten wiedergeben. «Schattenpapiere» sind so auch die gesammelten und für die Lektüre aufbereiteten Gedanken des Künstlers und Philosophen Gschwendtner, mit denen dieser seine Original-Blätter beschriftet hat. Sie sind nunmehr für die vollständige Lesbarkeit, also Rezeption des Kunstwerks auch in handlichem Format aufbereitet.

Die Schattentexte Gschwendtners sind so wenig Erläuterungen des bildnerischen Zyklus wie dieser eine Illustration ist zu den teils poetisch rhythmisierten, zumeist philosophisch ausgreifenden, vielleicht auch ausufernden «Bildworten» des Bild- und Text-Autors Gschwendtner. Nein, der Künstler legt jene filigran in die Schattengestalt gesetzte Schrift noch einmal in Textflächen aus, die vom Schatten als einer sinnlichen Denkfigur und einem sprechenden Umriss in einem handeln: «Schatten tanzen auf der Schrift und Schrift schwebt und wirkt im Palimpsest des Wassers. Keines besteht für sich allein, sondern in der umfassenden Geistesgegenwart von Person, Schrift und Geste.» (Hansjörg Quaderer) Gschwendtners Schatten sind Schau- und Diskursobjekte in einem, sie sind Exemplare jenes «vernünftigen Schattens», von dem dessen Schöpfer meint: «dieser Schatten ist ein präzises Modell unserer menschlichen Wahrnehmung.» (S. 27)

Solche persönlichen Deutungsangebote der Schattenbilder, die in Gestalt starker Behauptungen daherkommen, entziehen sich einer empirischen oder logischen Überprüfbarkeit. In welcher wissenschaftlichen Versuchsanordnung sollte dies erfolgen? Für eine Theorie der Wahrnehmung finden sich im Kunstwerk erst einmal Anregungen. Es gibt den mehrdeutigen «Schatten» («Sinnlichkeitsschatten», «Gedankenschatten») und seine Umschreibung in bildhafter Sprache («der Schatten ist die Haut zwischen innerer und äusserer Wirklichkeit»), aber keine definitive Terminologie und Skala. Wir befinden uns Bild um Bild und in jeder daran geknüpften Gedankenführung im Welt- und Erkenntnisentwurf des Künstlers, der uns andere Gesichtspunkte auf das kulturell dem Schatten und Schattenhaften Assoziierte eröffnet. Und in diesem kalligrafisch gespiegelten ästhetischen Diskurs lässt sich

manches neu denken. Die herkömmliche metaphorische Kontrastierung von Licht und Schatten wird bei Gschwendtner sowohl in Hinsicht der Erkenntnis wie auch der moralischen Wertung in neue Perspektiven gesetzt. Der Schatten steht nicht für die Abschattung und -dunkelung des Gegenstands, sondern für dessen für uns erkennbare Erscheinung bei wechselnden Lichtverhältnissen: «Ich werfe meinen Schatten und sehe meine Umgebung» (S. 17). Kunsthistorisch müsste an die grafische Schattierung oder die schlagschattenhafte Modellierung der Menschen in Caravaggios Bildern erinnert werden. Artificielle Schattentechnik und Chiaroscuro im Dienste einer sinnlichen Erkenntnis und Gegenstandskonstitution, die als Leistung eines «Schattenwerfers» – so versteht sich Gschwendtner – auch vom Betrachter nachvollzogen werden kann. Der Autor führt seine Schatten-Reflexionen wiederholt in diese konstruktivistische Richtung und konfrontiert den Betrachter mit einem Nachhall Kantianischer Erkenntnistheorie in der Tonart des Künstlermanifests: «der leere Sinnlichkeitsschatten als Haut ohne bedachte Bewusstheit ist sinnlos / ... / das Bewusstsein tätowiert die Sinnlichkeitsschatten und mit dem Denken nachgeerbt entsteht Sinn daraus /» (S. 57). Hinter solch ledergerbend-handwerklicher Schattenhaut-Vorstellung schimmert noch ein anderes Sprachbild – ein philosophischer Schatten? – durch: «Gedanken ohne Inhalte sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.» (Kritik der reinen Vernunft).

Die publizistische Nachbereitung der Installation «Schattenpapiere» ist ein vermutlich «präzises Modell» der ursprünglichen Betrachtersituation. Alle skulpturalen, malerischen und kalligrafischen Komponenten sind angeführt und fotografisch dokumentiert. Die auf Seite 7 angegebenen Gewichte und Formate der ursprünglichen Arbeit geben sogar ein Massverhältnis, anhand dessen Buchkörper und -seiten als Miniaturen bestimmt werden können. Im besten Sinne meint diese Komprimierung auch eine gedankliche und anschauliche Essenz. Tatsächlich eignet den fragmentarischen, mit kaum lesbarer Schrift versetzten, von ihr gesäumten oder in Schrift auslaufenden Menschenumrissen auch auf den Seiten dieses Buches etwas Schattenhaft-Ephemeres. Wie jene Gedanken, die in dem von Gschwendtner erinnerten Volkslied (S. 49) wie nächtliche Schatten vorbeifliegen. So könnte die «Humanität» als ethischer Anspruch ins Bild gesetzt werden. Ein ausbleichendes Manifest auf wässrigem Grund.

Zu Wolfgang Heyders Liechtensteiner Lyrik

Rainer Stöckli

Wolfgang Heyder: *Achill in Vaduz. Liechtensteiner Gedichte und Lieder, mit Zeichnungen des Autors.* Corvinus Presse. Berlin 2013.

**«Wenn sie kommen, die Fremden, / steht die Suppe bereits auf dem Herd. //
Und wenn sie gehen, / die Fremden, neigen zwei uralte Bäume sich.»**

Aus dem Gedicht «Philemon und Baucis», S. 19

Wer liest heutzutage, wo wir scheints in «prosanahen» Verhältnissen leben und angeblich in einem «schlichten Jahrhundert» – wer liest einen 130 Seiten starken Band mit Lyrik in einem Zug? Liest auf einen Sitz, also unabgelenkt, eine disparate Sammlung kunstreich-artistischer Texte / hochliterarischer Stoffe / extremer lyrischer Formenvielfalt? Wir tun's, verblüfft über den Buchtitel *Achill in Vaduz* und eingenommen durchs Versprechen, es lägen zwischen zwei feuerroten Deckeln «Liechtensteiner Gedichte und Lieder» vor. Wir tun's, neugierig auch deshalb, weil Wolfgang Heyder (Jahrgang 1954, aus Nordrhein-Westfalen gebürtig) der Autor sei. Hatte er nicht Euripides fürs Theater am Kirchplatz in Schaan übersetzt? Hatte er nicht während der Jahre 2000 bis 2005 wie ein Hiesiger im Ländle gelebt, hatte geamtet als «Produktionsdramaturg», war von hier aus gereist? Hatte unter Liechtensteiner Bergköpfen auch gezeichnet, gemalt und geschrieben? Gedichte mit Themen Malbun und Triesner Berg, Egga 428 hoch überm Rheinlauf und Vaduzer Briefpostkasten, Grat der Dreischwestern und Flussbett / Rheinauen? – Das wollen wir nicht übersehen haben.

Über der Dispersität der Sammlung muss man nicht verzweifeln. Gewiss ist's gut, Bescheid zu wissen über Eurydike und Narziss, über Maskenwesen und Hebammenkunst, über Prometheus und Teiresias, Hera und Herakles. Aber aus besonderem Anlass ist man auch von Anfang an getrost, lassen sich doch in der weitläufigen Textfolge bald einmal Selbstbildnisse(?) finden. Eines zum Beispiel auf den Seiten 124/125:

Unten, am Rhein, geht ein Fremder spazieren.
Er notiert einige Zeilen scheu ins Notizbuch.
Umsichtig versucht er den Schlüssel zu finden,
zu diesem Staat, den Geist dieses Ortes.

Den bergab rauschenden Wassern zuzuhören, auf die Schrift in den Steinen zu horchen (!), in Tanzsäle sich zu verirren, desgleichen in Banken und Kirchen, gar den Göttern zu begegnen zwischen den Gipfeln der Schneeberge – das alles ist Programm und ist Tat, um «den Schlüssel» zu finden. Fände «der Fremde» ihn, so lüpfte er den Hut, so grüsste er zum Schloss hoch. – Später verschwindet er, wie er gekommen sei, lasse die fürstlichen Galerien / Gärten / Grüfte.

So weit das «Gedicht für Hans Adam II». Im Genre kommt es einem literaturgeschichtlich späten *Fürstenlob* gleich; vage bleibt, ob es eitel Lob formuliere – und auch gemeint habe. Aber unser «Fremder» ist ein nobler Mann, er hat Gastrecht beanspruchen dürfen, es erfahren und geschätzt. Mehr als die Registrierung der Verhältnisse hat ihm nicht obgelegen. Allenfalls noch die Hingabe an diese oder jene Theophanie («das Erscheinen der Götter», siehe im Folgenden), aber dazu das Talent hat der Gast mitgebracht.

Noch ein Selbstporträt

Ein nicht weniger zugängliches Selbstporträt liest man vorm Ende des Langgedichts «Egga 428» (S. 83). Nach dem Lob des Talblicks, auch des nächtlichen (Schau des weissen und goldgelben Lichts unter den hohen Laternen an den Rändern der «Strassen von Triesen / und von Vaduz», S. 82), sodann der Rühmung der Wolkenzüge, der Regen- und Schneeschauer, des Föhnwinds und endlich dem Preis des Eichelhäfers, des Vogelgezwitschers und «des uralten Birnbaums», erfahren wir – jetzt ganz unverstellt, das heisst eben gerade nicht unter lyrischer Kunstfigur versteckt:

Hier [gemeint:] im geräumigen,
gelb gestrichenen Haus
mit seinen / Sesseln und Tischen, dem
stillen Kamin sass ich oft,
vergrübelt über altgriechischen Zeilen. //

Der dritte Winter
mit Arbeit für das Theater
am Kirchplatz / ist nun
endgültig aus und vorbei.

Über altgriechischen Zeilen sitzen, grübelnd

Das Übersetzen, dann Inszenieren «altgriechischer Zeilen» muss Heyders Legitimation für seinen Aufenthalt im Fürstentum gewesen sein. Ich beziehe das Sitzen und das Grübeln, das Drehen und Wenden, endlich das Stellen der Schrift, das Schriftstellen, auch auf die vielen antikisierenden Texte im Band. Ein nachgeborener Achilles soll sich, will sich «in Vaduz» und Umgegend aufgehalten haben; anderswo (S.15) zum Beispiel soll sich, will nicht, ein ins Heute seelengewandter Orpheus in eine Liechtensteiner Tiefgarage begeben haben; hat seinen Zündschlüssel im Wagen eingeschlossen, muss fluchen, muss spucken, muss den Schlüsseldienst alarmieren, muss warten – da, im unterirdischen Autoverlies, war der Schlüssel zu diesem Staat todsicher nicht zu finden.

Achill, Orpheus, Ödipus, Jason und Medea, Philemon und Baucis, übrigens auch die alttestamentlichen Figuren Isaak und Ismael ... Heyders Buch enthält ein ganz eigenes, klassisches Figural. Lyrisch zur Auferstehung gebracht, lyrisch verwertet. Einigermassen zeitgenössische Prosa, entsinne ich mich, über Achill und Penthesilea, auch über Orpheus und Sisyphos, ist vor 35 Jahren in Aarau verlegt (bei Sauerländer) und von dort aus verbreitet worden. Schon damals hat den Autor, Jürg

Amann (1947–2013), am Untergang des Achilles vor allem die scheussliche Vision mit Penthesileas Hunden interessiert. Wie bei Heyder.

Überhaupt halten unseres Gastfreunds «Gedichte und Lieder» es mit den Hunden: nicht nur innerhalb der Aufarbeitung ungeheurer Dramenstoffe (inbegriffen eine Version Kleists, S. 21), nicht bloss vermittels Evokation altgriechischer Hirtenhunde (S. 11/12) oder von Jagdhundmeuten (S. 27; 71), auch in den Erlebnisberichten von streunenden Hunden nah einer Liechtensteiner Bergstrasse (S. 36) oder vom unruhig, ja nervös träumenden Haushund einer Freundin (S. 109).

Hunde / Greifvögel / Kühe

Übrigens könnte man vergleichbare Listen mit dem Stichwort «Raubvogel» komponieren (Habicht / Adler / Bussard) oder, nicht weniger ergiebig, mit dem Stichwort «Kuh». Reichweite des letzteren: vom Weidevieh über Huft und Zunge als Metzgergut, übers Rippstück als Grillgut bis zu eigentlichen Kuhporträts, etwa Tierkörpers Lob «im Abendlicht» (S. 104), oder Heiligsprechung von Geschöpfen, welche Göttern gefallen – sei's als Reittier, sei's als Opfer (S. 113).

Hierin nun ist offenbart oder verrät sich eine seltsame Bewegung, und zwar entweder vom Tagesgeschehen im Gastgeber-Ländchen hinauf ins literarisch-legendäre Gefilde hauptsächlich der altgriechischen Mythologie, oder gegenläufig vom Götterhimmel sturz- und fallweise herunter auf den Liechtensteiner Erdboden.

Heyders Gedichtband legt rund neunzig Texte vor in drei ungleich breiten Abteilungen. Die erste entspricht weithin dem Arbeitsprogramm des Euripides-Neuübersetzers. Viel Intuition respektive Einfühlung in antike Helden und Heroinnen, in Halb- und Ganzgötter. Sie werden kunstreich in die fürstliche Landschaftskammer zwischen Flusslauf und Bergkamm herbeigeschafft / herbeizitiert / herbeigerührt. In manchem Text ist's freilich ein Kraftakt: drastisch zum Beispiel in der dreiteiligen, drei Seiten starken «Actaeon»-Suada, worin Järgergeschick zur Tragödie gesteigert, dann jedoch erniedrigt wird zur Vorbedingung eines Grillplausches. Vier Etappen: Der geneigte Leser

- späht in die Grotte, wo Artemis ihr Bad nimmt,
- folgt nachher dem strafweis zum Hirschen verwandelten Spanner Aktaion,
- muss sich sodann die von der Hundemeute gehetzte, zerfleischte Kreatur vorbilden lassen,
- sitzt zuletzt in einer schmarotzerischen Liechtensteiner Runde mutmasslich am Triesner Berg. (S. 70–72)

«Rosig duftet / gegartes Fleisch. [...] Ist weich / und geschmeidig aber das Kotelett, [...] füllt jeder Esser sich gern / seinen Bauch.» Damit sind wir terre à terre, wo sonst Heyders Buch nicht liegt. Jedenfalls selten (man vergleiche diesbezüglich die Texte S. 25, 57, 103).

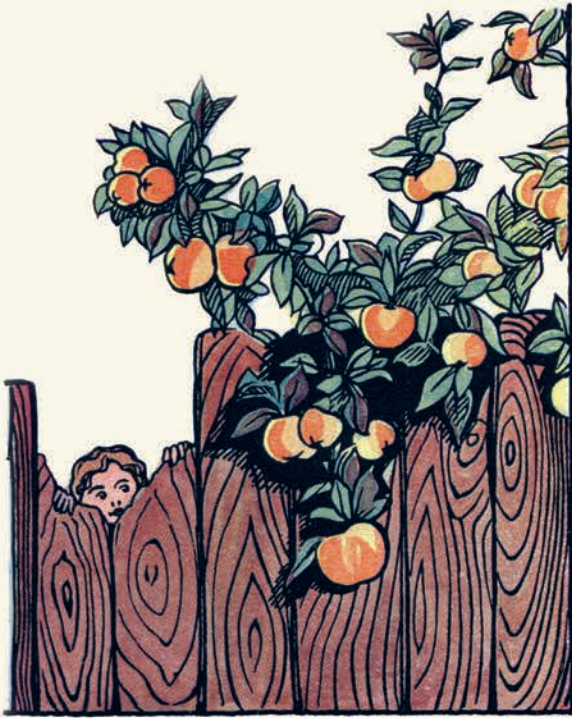
Die Gegenbewegung ist weniger häufig. Indessen reicht es, dass Schnee liegt, damit der Gast – allzeit bereit, sich auf Geisterstimmen einzulassen – Götter gewahre. Nicht Liechtensteinische, sondern seine. «Stütz deine Stirn / in die Hand»,

so reden sie. «Setz dich. Nimm einen Stift. / Notiere, was wir dir sagen.» Sie wollen nämlich spuken in Dichters Traum. (S. 79)

Zum Schluss die Waagrechte

Hauptsächlich die dritte Abteilung im Band versammelt Texte aufgrund von waagrechten Reise-Unternehmungen. Wieder sind sie dann am lohnendsten, wenn die unermüdete (oder gelegentlich frisch ansetzende) Leserin den Zielort kennt. Davos ist besucht, Buchs / SG und Flums kommen vor, Tessin und Zürich könnten Destinationen gewesen sein, Sils Maria ist nicht wegen dem «deutschesten / aller Dichter und Denker» bedacht, vielmehr im Zusammenhang mit intensiver Anne Frank-Lektüre (S. 122/123). Unserem tut auch die Dithyrambe auf den jungen Rhein gut. Zwar ist da mehr als genug Bilderschaum und Wörtermelodei geliefert, aber als Partisan sowohl des Themas als auch des Verfassers dürfte man argumentieren, es sei mit solchem Aufwand einem mustergültig emsigen, sozusagen ewigen Wasserlaufen sprachlich Genüge getan.

- rauschende klänge geigen / geistern gescheit durch gezeiten
- so weinen an rainen am rheine die schweine
- am abhang sass [ein] fremder in ferner gestalt
- [horcht auf den] jüngling [den] halbgott steinalt in schiefer und salz
- [horcht auf der] wellen rauschen
- [und ist] ein sitzenbleib (S. 64–68)



a a

A a

Au au

Au au

ABC-Fundsachen

Braegger, Carlpeter

BAU STELLEN. Von Algalal bis Wolkenbügel.

Ein enzyklopädisches Glossarium zur Architektur wie sie im Buch steht. Verlag Lars Müller, Baden, 1991.



Brendel, Alfred

A bis Z eines Pianisten.

Ein Lesebuch für Klavierliebende.

Carl Hanser Verlag, München, 2012



Cejpek, Lucas

UNTERBRECHUNG BURN GRETCHEN

Sonderzahl, Wien, 2014

«Dieses Buch zu lesen hat etwas von einem Rätsel, weil ich beim Lesen (sowohl bewusst als auch unbewusst) die Spuren verfolge, mich frage, wie die Unterbrechungen zusammenhängen. Wie schafft Cejpek Zusammenhänge zwischen Pokerspiel, Sprache und Serienkillern? Oder tut er das gar nicht, und es ist nur mein Hirn, das darauf trainiert ist, überall Zusammenhänge herzustellen? Vielleicht ist es am Ende wirklich so, wie Cocteau behauptet, den Cejpek zitiert, und ein literarisches Meisterwerk ist nur ein Wörterbuch in Unordnung, und dieses Buch tritt den Beweis für diese These an.» www.fixpoetry.com



Christensen, Inger

alfabet / alphabet

(aus dem Dänischen von Hanns Grössel)

Kleinheinrich, Münster, 1990

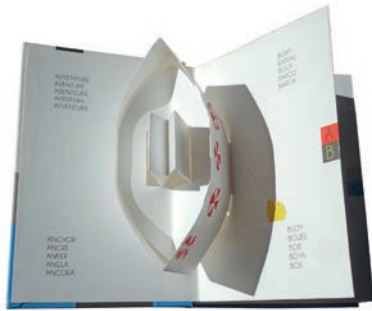
**Deutsches Wörterbuch
von Jacob und Wilhelm Grimm**
<http://dwb.uni-trier.de/de/>

Fiess, Jean-Marc

Ein ABC – 5 Sprachen

Aladin Verlag, Hamburg, 2014

Ein Pop-up-Buch.



Gauß, Karl-Markus

Das Europäische Alphabet

Zsolnay, 1998

Grass, Günter

Grimms Wörter. A im Asyl bis Z am Ziel.

Steidl Verlag, Göttingen, 2010

Hochuli, Jost

Das ABC eines Typografen.

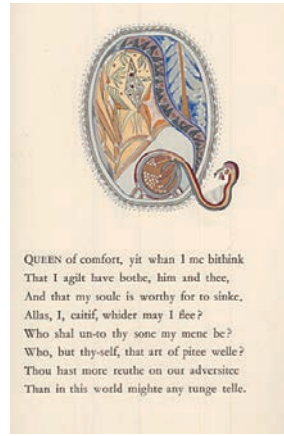
Edition Ostschweiz, 2011

Joyce, Lucia

Chaucer, Geoffrey: *A Chaucer A.B.C.*

Being a Hymn to the Holy Virgin in an English version (...). Initial letters designed and illuminated by Lucia Joyce. Preface by Louis Gillet. Paris, The Obelisk Press, 1936. Orig. wrappers w. board chemise and (sl. defective) slipcase. With 23 col. initials by Lucia Joyce. Printed in 300 numb. copies on Arches mould-made vellum paper.

(siehe Abb. rechts oben)



Kiermeier-Debre, Joseph & Vogel, Fritz Franz

Das Alphabet.

Die Bildwelt der Buchstaben von A bis Z.

Ravensburger Buchverlag, 1995

Abbildung: «Kartoffelalphabet» von

Bettina von Arnim (Geb. 1940 / Nachfahrin

der Gleichlautenden)



Kranz, I. & Schalansky, J. (Hrsg.)

Sprechende Blumen.

Ein ABC der Pflanzensprache.

Matthes & Seitz, Berlin, 2014



Kreidl, Margret:

Einfache Erklärung. Alphabet der Träume
Edition Korrespondenzen, 2014

Magris, Claudio:

Das Alphabet der Welt.
Von Büchern und Menschen.
übersetzt aus dem Italienischen
von Ragni Maria Gschwend
Edition Akzente, Hanser, 2011

**Majn Alef Bejs (Mein Alphabet)**

Der polnisch-jüdischen Gruppe CZULENT aus Krakow ist der erste Preis in der Kategorie «Nicht-Fiktion» verliehen worden. Die Jury spricht von einem «erstaunlich produzierten Alphabet jiddischer Gedichte», das die Jury sofort zu einem einstimmigen Urteil bewogen habe. Das Buch vereint rund 30 Gedichte des 1884 geborenen Dichters Jehoszua Kaminski mit Illustrationen der rund ein Jahrhundert später zur Welt gekommenen Urszula Paluszinska. Mit jedem Gedicht in dem Buch wird dem Leser ein anderer Buchstabe des jiddischen Alphabets beigebracht, das identisch ist mit dem hebräischen Alphabet.

Moser, Stefan

Leicht zugänglich und frei von Bildungshuberei.
Ein kleines unordentliches Abc der finnischen Literatur. Neue Zürcher Zeitung
(NZZ, Sa, 4. Okt. 2014, Nr. 230, S. 61)

Pelzer-Reith, Birgit

Von Seeanemone bis Seezunge
Ein Seewörteralphabet
mare verlag, Hamburg, 2014
Ein glossarium marinum mit Wissenswertem und Kuriosem, mit appetitanregenden Rezepten und Illustrationen von Pascal Cloëtta.

**Schmied, Wieland**

Auersbergers wahre Geschichte und andere Texte über Thomas Bernhard. Ein Alphabet.
Bibliothek der Provinz, Weitra, 2014
Ein Bernhard-Alphabet von A wie Auersberger über G wie Gmunden bis zu Z wie Zweifel.

Tolstoi, Leo

Das neue Alphabet / Russische Lesebücher
Verlag Rütten & Loening, Berlin, 1982

Ungerer, Tomi

Abécédaire
Musées de Strasbourg, 2007

Wittgenstein, Ludwig

Wörterbuch für Volksschulen
Verlag Holder-Pichler-Tempsky, Wien, 1977

**Wörterbuchnetz:**

<http://woerterbuchnetz.de>

ABC der Mitwirkenden

Allgäuer Erich [→ Kühe]

Geboren 1939, lebt in Eschen. Erste fotografische Schritte 1960. In den 70er Jahren Mitbegründer des Fotoclubs Spektral in Eschen. Es folgten eine Reihe von Einzelausstellungen und die Beteiligung an Gruppenausstellungen. 1981 Entwurf und Modell für Intarsien «Jahreszeiten im Saal», Gemeindsaal Eschen. Publikation *Steinbilder. Entdeckungen am Rhein*, Gutenberg-Verlag, Schaan, 1989.

Allgäuer Robert [→ Tschugmell]

Geboren 1937, homme de lettres.

Banzer Roman [→ Hähl → Feuilleton]

1957 in Triesen geboren. Studium der Germanistik und Kommunikationswissenschaft in Fribourg. Leiter der Fachstelle für Didaktik und angewandte Linguistik der Universität Liechtenstein. Leiter des Literaturhauses Liechtenstein.

Becker Helena [→ Chlor]

Geboren 1962, lebt und arbeitet in Liechtenstein. Beruf: Überleben.

Bockmühl Sabine [→ Utopia → Feuilleton]

Geboren 1962 in Wuppertal. Grafikerin und Autorin. Mitarbeit beim Literaturhaus Liechtenstein seit zehn Jahren. Veröffentlichungen u. a.: Erzählung «Dianas Geister» in *Land Sichten II*, 2005; Kurzgeschichte «Nordmannstannen» in *Winter in Liechtenstein* Bd.2, div. Kolumnen (*KUL* und *WEISS Magazin*) und Texte in den *Jahrbüchern* des Literaturhauses Liechtenstein.

Brunhart Richard [→ Siezen]

Aufgewachsen in Liechtenstein, studierte Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaften in Innsbruck. Anschliessend u. a. als Redakteur beim *Liechtensteiner Vaterland* und als Politischer Sekretär bei der Freien Liste tätig. In seiner Freizeit widmet er sich insbesondere der Videoarbeit und engagiert sich bei der Kirche des Fliegenden Spaghettimonsters in Liechtenstein, die er mitbegründet hat.

Brunner Thomas G. [→ Partisan]

Geboren 1960, aufgewachsen am Zürichsee. Seit 1977 Bilder, Lyrik, Prosa, Drehbücher, Texte und Reden zur Kunst. Ab 1980 zahlreiche Ausstellungen, seit 1988 Mitglied der visarte ost. 1992–2003 Kurator des «Schichtwechsels», Raum für neue Kunst und Kommunikation in Liechtenstein. Publikationen: *Filmstills*,

Edition Schwarzhandpresse, Flaach, 2000; *Hinein 1-5*, Edition dieHasena/Schwarzhandpresse, Dalvazza und Flaach, 2004–2006. Text «Die Grenzlinie» in der Monographie *Bruno Steiger 1955–2011*.

Büchel Donat [→ Ellhorn]

Studium der Geschichte, der Deutschen Literaturwissenschaft und der Medienwissenschaft (2003 Lizentiat). Mitarbeit bei verschiedenen historischen Projekten, seit 2011 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Liechtensteinischen Landesmuseum.

Donhauser Michael [→ Rüfe]

Geboren 1956 in Vaduz, Liechtenstein. 1976–1983 Studium der Germanistik und Romanistik in Wien. Abschluss mit einer Arbeit zu den deutschen Übersetzungen von Charles Baudelaire's *Les Fleurs du Mal*. Seit 1986 Veröffentlichungen, vorzüglich von Gedichten sowie Erzählungen und einem Roman. Nach 1996 zudem essayistische Arbeiten zu Gärten und Landschaften sowie zur Poetik in Werken der Literatur und Kunst, ausserdem vereinzelt Übersetzungen aus dem Französischen (Arthur Rimbaud, Francis Ponge). Lebt in Wien. Zuletzt erschienen: *Schönste Lieder*. Urs Engeler Editor. Weil am Rhein, 2007; *Nahe der Neige*. Urs Engeler Editor. Weil am Rhein, 2009; *Variationen in Prosa*. Matthes & Seitz. Berlin, 2013.

Gantert Ruth [→ Feuilleton]

Geboren 1967 in Zürich, Romanistin. Unterrichtstätigkeit an verschiedenen Hochschulen, danach Geschäftsführerin der Kulturstiftung Fondazione Casa Atelier Bedigliora, Redaktionsleiterin des dreisprachigen Jahrbuchs der Schweizer Literaturen *Viceversa* und der Plattform www.viceversaliteratur.ch.

Gilgen Peter [→ Soliman]

Geboren 1963 in Chur. Studium der Germanistik, Anglistik, Vergleichenden Literaturwissenschaften und Philosophie in Zürich, Chicago und Stanford. Professor für German Studies an der Cornell University in Ithaca, New York. Publikationen: *Unterlandschaft* (1999), *Lektüren der Erinnerung* (2012). Wissenschaftliche, journalistische und literarische Publikationen in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Allmende*; CR: *The New Centennial Review*, *Manuskripte*, *Monatshefte*, *Orte*, *The Philosophical Forum*, *Zifferblatt*, etc.

Glinski-Kaufmann Christine [→ Paris]

Geboren 1953, lebt in Liechtenstein. 1980 Studienabschluss (Dr. iur.). 1981–2008 berufstätig als Juristin. Ab 2007 Journalismus-Studium an der Freien Journalistenschule (FJS), Berlin, 2010 Diplom. 2009–2012 Belletristik-Lehrgang an der Schule des Schreibens, Hamburg, Zertifikat und Förderpreis 2012. Seit 2013 Mitglied der IG Wort – Autorenverband Liechtenstein. 2014 Teilnahme am Literatur-austausch *Transgressions* (PL-FL-N-IS). Gelegentliche Veröffentlichung journalistischer und literarischer Texte (Prosa und Lyrik), u. a. im *Jahrbuch* des Literaturhauses Liechtenstein.

Haas Norbert [→ Rhine City Combo]

Geboren 1942 in Vaduz, Dr. phil., Berlin und Restorf (Wendland), Psychoanalytiker in freier Praxis, Übersetzer und Publizist. Mitherausgeber des Werkes von Jacques Lacan und der psychoanalytischen Zeitschrift *Der Wunderblock*. In den 1970er Jahren Professor am Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität Darmstadt. Gründungsmitglied der Sigmund-Freud-Schule Berlin. Gründungsmitglied des Literaturhauses Liechtenstein. Zahlreiche Veröffentlichungen auf den Gebieten der Literatur, der Psychoanalyse und der Kunst, zuletzt *Forever Jorn* im Verlag Nimbus. Kunst und Bücher, Wädenswil 2014.

Hartmann Christine [→ Xanthippe]

Geboren 1953 in Wien, lebt und arbeitet seit 1974 in Vorarlberg als Kunstschafterin und als Andragogin. Seit 1984 Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Bibliophile Erstausgabe *da, wo ich bin*, Gedichte, edition eupalinos, Schaan 2002. Lyrikerin des interkulturellen Projektes Turnalar, CD-Präsentationen *turnalar*, 2000, *finde mich*, 2004. 1998 Literaturstipendium des Landes Vorarlberg. Seit 1975 Beteiligungen an Gemeinschaftsausstellungen *personale 2003 Bregenz*, 2004 *Gaissau* und 2009 *Bregenz*.

Hasler Brigitte [→ Mündel]

Geboren 1944. Ausbildung zur Primarlehrerin, künstlerische Weiterbildung in druckgrafischen Werkstätten in der Schweiz, in Österreich, Deutschland, Belgien. Schwerpunkte: Malerei, Druckgrafik, Lyrik und Buchgestaltung. Mitglied des Literaturhauses Liechtenstein, der IG Wort, des BBKL, der IAA, des Hochwaldlabors, der Lithografie- und Radierwerkstatt Schloss Haldenstein. Ausstellungen und Lesungen im In- und Ausland.

Hilbe Herbert [→ Opposition]

Geboren 1960 in Triesenberg. Nach abgebrochenem Gymnasium kaufmännische Lehre bei der Liechtensteinischen Landesverwal-

tung. 1983 Wechsel in die Privatwirtschaft als kaufmännischer Angestellter, Sachbearbeiter, Buchhalter. Abitur auf dem zweiten Bildungsweg (St. Gallen). 1987–1992 Studium der Germanistik und Europäischen Volksliteratur. 1987–1992 in Teilzeit beim *Liechtensteiner Namenbuch*, ab 1992–2008 wissenschaftlicher Redaktor und Mitautor des zehnbändigen Namenbuchs. Ab 2008 Lektor, Korrektor bei der Werkstatt hilbe, Vaduz. Seit August 2012 nach einer schweren Krankheit rekonvaleszent. Schrieb früh Gedichte und Mundartgedichte, teilweise publiziert. Schreibt Reflexionen und Kurzgeschichten. Wohnt in Triesen und Lochau.

Hürlimann Josef [→ Feuilleton]

Geboren 1951 in Walchwil, Kanton Zug. Studium Germanistik und Geschichte mit Gymnasiallehrerabschluss in Fribourg. Lehrer für Deutsch als Fremdsprache am Gymnase du Sud in Bulle, dann für Deutsch und Geschichte am Liechtensteinischen Gymnasium. Seit 2011 in Pension.

Huston Jonathan [→ Zinnoberrot]

Geboren 1972 in Los Angeles. Wuchs im Kanton Glarus auf und studierte in Kalifornien und New York, wo er auch an der Ständigen Vertretung Liechtensteins bei den Vereinten Nationen als Rechtsberater arbeitete. Promotion an der Universität Zürich im Fach Philosophie. Lebt als Berater, Übersetzer und Schriftsteller in Vaduz und Los Angeles. Hat verschiedene Kurzgeschichten auf Englisch und Deutsch veröffentlicht und arbeitet nun an einem Erzählband und einem Roman.

Jenny Karin [→ Quotenregelung]

Jahrgang 1947, geboren in Innsbruck. Volontariat bei der *Tiroler Tageszeitung*. 15 Jahre Redaktionsleitung des *fl-info*. Tätig als freie Journalistin und Werbetexterin: *Liechtensteiner Vaterland*, *KULTUR*, *Bodenseehefte*. Veröffentlichungen: Werkkataloge von Hugo Marxer und René Düsel.

Kliemand Evi [→ Verloren]

Lebt in Vaduz, wo sie aufwuchs und seit über vier Jahrzehnten als Kunstschafterin, Autorin und Publizistin in ihren Ateliers tätig ist. Bekannt durch Ausstellungen, Lesungen im In- und Ausland. Verfasserin von Monografien; div. Auszeichnungen u.a. Konstanzer Kunstpreis 2004. Einen Querschnitt durch ihr lyrisches Schaffen geben die drei Bände *Blätterwerk I-III*, Edition Howeg, Zürich, 2007–2011. Biographie *Orte des Schaffens – Orte des Begegnens. Ermano Maggini – ein Schweizer Komponist*, Musik-Verlag Müller & Schade, Bern, 2014. www.kliemand.li

Marxer Isolde [→ Jahrmarkt]

Lebt und arbeitet als freischaffende Filmrealisatorin in Zürich und Liechtenstein.

Marxer Wilfried [→ Grenzüberschreitungen]

Geboren 1957, Grundstudium der Ethnologie, Politikwissenschaft und Amerikanistik in München, Diplomabschluss in Politikwissenschaft in Berlin, Dissertation in Zürich. Direktor und Forschungsleiter Politikwissenschaft des Liechtenstein-Instituts, Bendern. Zahlreiche Publikationen wie Monografien, Beiträge in Zeitschriften, Sammelbänden, Handbüchern, Schriftenreihen u. a. zu Politik und Gesellschaft. Mitglied in Beiräten und div. europäischen Expertennetzwerken.

Mörth Wolfgang [→ Kamin]

Geboren 1958 in Bregenz. Ausbildung zum Elektrotechniker. Einige Jahre in der Arbeitswelt. Studium und Kulturarbeit in Graz. Autor von Theatertexten, Erzählungen, Essays und Drehbüchern. Herausgeber verschiedener Anthologien. Mitherausgeber der Literaturzeitschrift *miromente*. Für die literarische Arbeit ausgezeichnet u. a. mit der Einladung zum Ingeborg-Bachmann-Preis (1991), dem Literaturpreis des Landes Vorarlberg, dem Harder Literaturpreis und dem Förderpreis beim Max-von-der-Grün-Preis. Lebt in Bregenz.

Pohl Barbara [→ Weiss]

Jahrgang 1959, geboren und aufgewachsen in Schaan. Lebte von 1987 bis 2010 in Österreich. Verheiratet, zwei Söhne, Primarlehrerin in Mauren. Zusatzausbildung PROvokativpädagogik an der Donau Universität Krems. Seit 2011 Railjetterin zwischen den Familienheimaten Niederösterreich und Liechtenstein.

Quaderer Hansjörg [→ Demokratieverstärker
→ L wie el → Tschugmell → ABC-Fundsachen]

Geboren 1958, Kunststudium in Urbino und Bologna. Buchkünstler und Autor. Programmverantwortlicher der Liechtensteiner Literaturtage. Lehrt Analoges Gestalten am Architekturinstitut der Universität Liechtenstein.

Rheinberger Hans-Jörg

[→ Auslandslichtensteiner]

Geboren 1946 in Grabs. Studium der Philosophie und Biologie in Tübingen und Berlin. Dr. rer. nat. Molekularbiologe, Wissenschaftshistoriker und Literat. Direktor am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin von 1997 bis 2014. Publikationen u. a.: *Stundenhaufen* (1993), *Experimentalsysteme und epistemische Dinge* (2001), *Iterationen* (2005), *Historische Epistemologie* (2007), *Von der Unendlichkeit der Ränder. Liechtenstein-Miszellen* (2008), *VersLabor* (2011).

Schremser Jürgen [→ Nation → Feuilleton]

Geboren 1964 in Vaduz. Freiberuflicher Historiker, Illustrator und Journalist. Studium der Philosophie und Geschichte in Wien. Seit 1996 Medien- und Fachbeiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte Liechtensteins und des deutschsprachigen Raums. 2001–2008 Historiker und Medienverantwortlicher beim Allgemeinen Entschädigungsfonds für Opfer des Nationalsozialismus in Wien. Seit 2008 freischaffender Forscher und Zeichner in Wien und Vaduz. Jüngste Publikationen: *«I like Gerard» oder «Freddy for ever». 1968 in Liechtenstein*. In: H. Kempe (Hg.): *Die «andere» Provinz*, Konstanz 2014, sowie Illustrationen für A. Thinschmidt, D. Böswirth: *Das Rucksackbuch für den Wald*, Perlen Reihe, Band 136, Wien 2014.

Seghezzi Christine [→ Intérieur]

In Grabs/Schweiz geboren und in Liechtenstein aufgewachsen. Nach der Matura Studium Germanistik und Theaterwissenschaften in Wien und Paris. Lebt seit 1993 in Paris. Schrieb für die Theaterzeitschrift *du théâtre*, arbeitete als Regieassistentin in verschiedenen Theatern in Frankreich (Odéon-Théâtre de l'Europe, Théâtre national de la Colline, Théâtre national de Chaillot, Paris Oper, ...) und inszenierte mehrere Opern an der Pariser Opéra comique. 2004 absolvierte sie eine Ausbildung zur Dokumentarfilmregisseurin in dem von Jean Rouch gegründeten Ateliers Varan. Im selben Jahr Realisation des Kurzfilms *Chair de ta chair*. Danach folgten die Dokumentarfilme *minimal land*, *Stéphane Hessel, une histoire d'engagement* und *Avenue Rivadavia*. Derzeit arbeitet sie an den zwei Dokumentarfilmprojekten *Histoires de la plaine* und *insomnies*.

Sprenger Peter [→ Berufsverbot]

Geboren 1953, Dr. iur., Rechtsanwalt und Treuhänder. Studium der Rechtswissenschaften und Promotion zum Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Zürich. Partner der Anwaltskanzlei Sprenger und Partner AG. Vizepräsident des Staatsgerichtshofs 1995–1997. Parlamentarier und Fraktionssprecher der Vaterländischen Union 1997–2005.

Sprenger Stefan [→ Ys]

Geboren 1962 in Zürich, Studium Freie Kunst in Luzern und Fachlehrer Zeichnen Universität Zürich. Autor in Liechtenstein. Bücher: *Vom Dröhnen*, 1997, Schaan; *Dr Hans und sini Bank*, 2001, Triesen (Hörbuch); *Katzengold. Zwei Aufsätze zum Wandel im Fürstentum Liechtenstein*, 2002, Triesen. Arbeitet zur Zeit am Theaterstück *Rubel, Riet & Rock 'n' Roll. Als Liechtenstein reich wurde*, das im April 2015 Premiere im TAK haben wird.

ABCdarium

Stöckli Rainer [→ Fluchen → Feuilleton]

1943 in Gossau SG geboren, 1963 ebd.

Maturität Typus A, Studienjahre in Fribourg, lebt und liest seit 1976 im Appenzeller Vorderland. Bis 2008 Hauptlehrer für Deutsch und das Freifach Altgriechisch an der Kantonschule Heerbrugg, Bibliothekar a. D. Arbeitsbereiche: Romantischer Roman, Lyrik des 20. Jahrhunderts, psalmische Dichtung, Hochdruck-Grafik, Totentanz, deutschsprachige Dialekte. Rezensiert seit 1980 sog. Schöne Literatur in Schweizer Tageszeitungen und amtet als Herausgeber von Gedichtbänden.

Weber Peter [→ Wellberge Sternwarte]

Geboren 1968 in Wattwil SG. Schriftsteller, lebt in Zürich. 1993 erschien sein erster Roman *Der Wettermacher*, zuletzt *Die melodiösen Jahre* (beide im Suhrkamp Verlag, Berlin).

- A** Hans-Jörg Rheinberger
- B** Peter Sprenger
- C** Helena Becker
- D** Hansjörg Quaderer
- E** Donat Büchel, Jörg Germann
- F** Rainer Stöckli
- G** Wilfried Marxer
- H** Roman Banzer
- I** Christine Seghezzi
- J** Isolde Marxer
- K** Wolfgang Mörth
- K** Erich Allgäuer
- L** Hansjörg Quaderer
- M** Brigitte Hasler
- N** Jürgen Schremser
- O** Herbert Hilbe
- P** Christine Glinski-Kaufmann
- P** Thomas G. Brunner
- Q** Karin Jenny
- R** Norbert Haas
- R** Michael Donhauser
- S** Richard Brunhart
- S** Peter Gilgen
- T** Robert Allgäuer
& Hansjörg Quaderer
- U** Sabine Bockmühl
- V** Evi Kliemand
- W** Barbara Pohl
- W** Peter Weber
- X** Christine Hartmann
- Y** Stefan Sprenger
- Z** Jonathan Huston

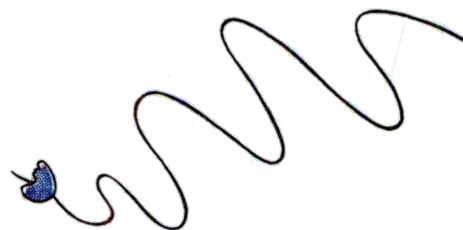
Feuilleton

Roman Banzer
Sabine Bockmühl
Ruth Gantert
Josef Hürlimann
Jürgen Schremser
Rainer Stöckli

ABC-Fundsachen

Hansjörg Quaderer

An alle, anfangs und abschliessend Anwesende und
Beteiligte, Berater, Bauende, Buddhisten, Behörden, Busenfreunde,
Bodenständige, brave Bravehearts, einen besonders
Charmanten, chères, chicen, (vielleicht manchmal) chaotischen
DANK!
Einen extraordinären, epischen, energischen, eleganten, erfreuten
Für
Gutes Gelingen, geistreich Geschriebenes, gross Gesetztes, gerade Gedachtes,
Heute, hier und hinfort für
Impression, Impetus, Igeliges, Inhalt und Interpretation,
Ja, auch für jegliches Jodeln und Jagen, für
Können und Kunst, Krasses, Kurioses, klar Konzeptioniertes und Kompetenz, den
LiteratInnen vom LiLi ein Lob, ein Lachen, ein Lächeln, fürs
Miteinander, motivierend und mit Musse, ein Menü zu machen, zu mögen,
ein Mitgehen, auch für
Nachsicht und Nachtschicht, Nachschrift und Nachtlicht,
Ohne Obacht ohnehin nicht möglich, aber originell und overschlau, eine
Produktion, pretty pronto, pedantisch und präsent, mit
Qualität ohne Qual, mit quellenden Quellen, quietschfidel,
Rasches Redigieren, rund rollend, rauf und runter,
Saubere, schöne, chirurgische Schreibearbeit, suchend und sichtbar machend,
selbstredend auch Sonderfall und Sorgfalt,
Trägerschaften tragen teils die
Unkosten,
Verarbeitung, vollmundig und vielgestalt, veritabel und verschönt,
Weilchen will Weile, will weitergehen, wertvolles Werken,
Xylophonischer XL-Klang, mit xoxo und Xylose,
Yin-Yang, von Yeti bis Yankee, yeah!
Zeit und Zeichen, zwischen zwo und zweihundert (fast).



Impressum

Herausgeber Roman Banzer, Sabine Bockmühl, Hansjörg Quaderer.
Literaturhaus Liechtenstein. *Lesebuch zur Herstellung von Gegenwart*.
Jahrbuch 8 | 2014. Jahrbuch des Literaturhauses Liechtenstein

Beiträge von Erich Allgäuer, Robert Allgäuer, Roman Banzer, Helena Becker, Sabine Bockmühl, Richard Brunhart, Thomas G. Brunner, Donat Büchel, Michael Donhauser, Ruth Gantert, Peter Gilgen, Christine Glinski-Kaufmann, Norbert Haas, Christine Hartmann, Brigitte Hasler, Herbert Hilbe, Josef Hürlimann, Jonathan Huston, Karin Jenny, Evi Kliemand, Isolde Marxer, Wilfried Marxer, Wolfgang Mörth, Barbara Pohl, Hansjörg Quaderer, Hans-Jörg Rheinberger, Christine Seghezzi, Peter Sprenger, Stefan Sprenger, Rainer Stöckli, Jürgen Schremser, Peter Weber.

Korrektur Christine Pabel

Gestaltung & Satz Grafisches Atelier Sabine Bockmühl, Triesen

Druck & Bindung Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt an der Aisch, D.

Bildnachweise Illustrationen von: Jakob Falk aus dem *Lesebuch für die 1. Klasse*, 1939;

Abbildungen von: Erich Allgäuer [→ K]; Helena Becker [→ C]; Norbert Haas [→ R];

Hansjörg Quaderer [→ D]; Fridolin Tschugmell [→ T]

© **Verlag** Literaturhaus Liechtenstein, Triesen, 2014; ISBN 978-3-9523379-7-4

Die Autorinnen und Autoren zeichnen für den Inhalt ihrer Texte verantwortlich.

Dieses Buch wurde von der Kulturstiftung Liechtenstein und weiteren Sponsoren unterstützt.

Weitere Jahrbücher des Literaturhauses

Zu unseren Jahrbüchern (Bd. 1 bis 7) finden Sie Informationen auf www.literaturhaus.li

Die Jahrbücher können über unsere Webseite oder über den Buchhandel bestellt werden.



taxiert: «Im März des Jahres 1938 erhielt unser Heimatland durch die Eingliederung der Republik Österreich ins Deutsche Reich einen neuen Nachbarn im Norden». So lapidar hat man den «Anschluss» wohl kaum einmal beschrieben.

Wir fragen: Was hat «Lesebuchqualität»? Ist der didaktische Anspruch eines Lesebuchs aufrechtzuerhalten? Das ABCdarium ist schliesslich nichts weiter als eine Eselsleiter. Verbindlich soll die Qualität der Texte sein, ob erbaulich, nützlich oder instruktiv, über das Diktum von Horaz hinaus: «Aut prodesse volunt aut delectare poetae, aut simul et iucunda et idonea dicere vitae» («Die Dichter wollen entweder nützen oder erfreuen oder zugleich Erfreuliches und für das Leben Nützliches sagen», *Ars poetica*, 333).

Das Lesebuch erzeugt zunächst Sauerstoff durch Deutlichkeit im Einzelnen und Greifbaren. Als Jahrbuch des Literaturhauses Liechtenstein hat es den Anspruch, Gegenwart herzustellen.

Das Lesebuch erzeugt zunächst Sauerstoff durch Deutlichkeit im Einzelnen und Greifbaren. Als Jahrbuch des Literaturhauses Liechtenstein hat es den Anspruch, Gegenwart herzustellen.

LiteraturhausLiechtenstein

ISBN 978-3-9523379-7-4

